P. O. germ. 1568 g – 6
Weisser.

<36630486660014

<36630486660014

Bayer. Staatsbibliothek

P. O

Friedrich Weiſſer's ſämmtliche proſaiſche Werke.

Sechster Theil.

Zweyte wohlfeilere Ausgabe.

Stuttgart,
in der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.
1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

1815.

Siebente Abtheilung.

I. Die Thron=Entſagung. 3
II. Die ſpäte Heirath. 55
III. Das Kind am Galgen. 57
IV. Der älteſte aller Kandidaten. . . . 59
V. Blätter aus einem Gedenkbuche. . . 65

1815.

Achte Abtheilung.

I. Die Obſthändlerinn. 91
II. Blätter aus einem Gedenkbuche. . . 170

Seite

1 8 1 6.

Erſte Abtheilung.

I. Denkmahle der Todten. 201
II. Die Vertheidigerinn der Damenhüte im Schauſpiele. 203
III. Worte des Unmuths über gelehrte Muſterrollen. 213
IV. Rettung der Taſchenbücher gegen ihre Verunglimpfer. 217
V. Nachricht von dem Krähwinkelſchen Klatſchblatte. 226
VI. Das Hungerleiden. 235
VII. Gegen das Langeleben. 248
VIII. Wieland über Schillers Don Carlos . 258

1 8 1 6.

Zweyte Abtheilung.

I. Anpreiſung der Bücher-Vielheit. . . . 263
II. Die Erfindung der Poeſie. . . . 275
III. Blätter aus einem Gedenkbuche. . . 288
IV. Die am 18. Julius nicht untergegangene Erde. 292
V. Eine alte Predigt über die Kometen . 302
VI. Veraltete Gedichte. 307

Seite

VII. Berichtigung der Nachrichten von Schiller im Converſations-Lexikon. . . . 311

1 8 1 7.

I. Grabſchriften. 321
II. Bemerkungen über eine Stelle des Schillerſchen Gedichts: Die Künſtler. . . 324
III. Willibalds Satyre auf die Satyre. . . 330
IV. Einladung zum Holzeſſen. . . . 339
V. Heinrich von Kleiſt im Converſations-Lexikon. 349
VI. Ueber ein Gedicht im Morgenblatte: Der Meiſter und das Kind. 355

1 8 1 8.

Erſte Abtheilung.

Davids Briefe an Jonathan über den Büchernachdruck. 369

1 8 1 8.

Zweyte Abtheilung.

I. Gelegenheitliche Bemerkungen. . . 449
II. Nagelneue Lehre 459
III. Der Schauſpieldichter Ayrenhoff . . 461
IV. Kunſturtheil eines bekannten Wochenblattſchriftſtellers. 464

Seite

V. Bruder Moritz, des Sonderlings, Nachricht von einem an dem Herrn Auguſt v. Kotzebue verübten ungeheuren Diebſtahl. 469

VI. Der belehrte Kaiſer. 493

VII. Sebaſtian Brants, des Jüngern, Lobrede auf einen deutſchen Mäcen und Buchhändler. 498

VIII. Der Ausgeſchloſſene. Eine wahre Geſchichte. 510

IX. Einige nöthige Schluß = Anmerkungen. 512

1 8 1 5.

Siebente Abtheilung.

I.

Die Thron-Entſagung.

Der arme König von Kangam! Nie liebte ein Monarch ſein Volk mehr, als er, und nie wurde einer weniger von dieſem geliebt. Er regierte ſo milde, wie Titus, ſo gerecht, wie Trajan, und ſo weiſe wie Mark Aurel, und um ja alle Herzen zu gewinnen, warf er von Zeit zu Zeit von dem Balkon ſeines Pallaſts herab Gold unter die Leute aus. Aber was half ihm ſeine Weisheit, ſeine Gerechtigkeit, ſeine Milde und ſeine Freygebigkeit? Man ſah ſich durch ſeine Geſetze gegen Unrecht geſichert; man freute ſich, daß durch ſeine Spar-

ſamkeit der Abgaben mit jedem Jahre weniger wurden; man empfing alle möglichen Wohlthaten von ihm — und haßte ihn, als wenn man alle möglichen Uebel durch ſeine Schuld erfahren hätte. Mochte er noch ſo verſchwenderiſch mit ſeinem Golde ſeyn, er war karg mit ſeinen Worten, und dieſe Kargheit war in den Augen ſeiner franzöſiſch-redſeligen Unterthanen ein ſo unverzeihliches Verbrechen, daß ſie, nicht unähnlich den Fröſchen in der Fabel, die den klappernden Storch, der ſie fraß, dem ſtummen aber unſchädlichen Klotz vorzogen, jeden Augenblick bereit geweſen wären, den menſchenfreundlichſten aller Könige mit dem blutdürſtigſten aller Tyrannen, wenn er nur ſeine Zunge beſſer als jener zu gebrauchen verſtanden hätte, zu vertauſchen.

Dieſer gute König, der durch ſein ewiges Schweigen den Verdacht gegen ſich erregte, er ſey nicht einmahl vom Weibe geboren, bemerkte, als er einſt des Abends abermahl einen goldenen Regen nicht in den Schooß einer Danae,

ſondern über die Köpfe ſeines ganzen Volks ausſchüttete, unter der ſich um den glänzenden Götzen der Sterblichen zerrenden, ſtoßenden und raufenden Menge eine von dem Druck eines Jahrhunderts krumm gebeugte Alte, die einen Korb mit Kräutern am Arme hängen hatte, und ihm zurief: Großmüthiger König! Da Du Dir einmahl die Freude machſt, Dein Gold wegzuwerfen, ſo erbarme Dich auch einer armen Frau, die in dieſem Gedränge ſtatt eines Almoſens Nichts als Stöße bekommt! Ich handle mit Kräutern, die, wie mein eigenes Alter beweiſt, dem Tode ſelbſt trotzen. Aber weder Kranke noch Geſunde wollen ſie mir abkaufen. Es iſt Nichts elender, als ein altes Weib, wenn ſie keine Kupplerinn iſt, und ich muß eine werden, oder Hungers ſterben, wenn Du nicht barmherziger biſt, als die meiſten Deiner Unterthanen.

Der König blieb nicht ungerührt, und ſchickte auf der Stelle einen ſeiner Höflinge, um der Alten ein ächt-königliches, nähmlich ein golde-

nes Almoſen zu reichen. Die Glückliche empfing das Gold, wie es Jedermann empfängt, nähmlich mit der größten Freude, und wollte den Ueberbringer neben ihrem Dank auch noch mit ihrem Korb voll Kräutern für den König beladen. Aber der Höfling weigerte ſich ſtolz, ihr zum Bothen zu dienen, und da einige Andere ſeines Stands ſich nicht gefälliger bezeugten: ſo übergab ſie das Geſchenk in die eigenen Hände des Königs, als er, um ſich in den Tempel zu begeben, durch das Thor des Pallaſts, wo ſie auf ihn gewartet hatte, ging. Niemand, ſprach ſie, bin ich mehr Dank ſchuldig, als Dir, und Dir habe ich daher auch das Beſte, was ich mein nenne, beſtimmt. Unter den Kräutern dieſes Körbchens befindet ſich ein Blatt von großem Werth. Eine unbekannte Dame, die gar Nichts Anderes als Wunder that, und die zugleich durch ihre Schönheit ſelbſt das größte Wunder war, machte mir ein Geſchenk damit, als ich ihr einige Blumen in meinem Garten zu pflücken erlaubte. Bewahre es ſorgfältig,

ſprach ſie. Du biſt vor jedem Unfall ſicher, ſo lange Du es bey Dir trägſt, und in der That, ich muß geſtehen, daß ich mich ſeit dieſer Zeit, wenn ich den Umſtand ausnehme, daß ich manchen Tag nichts zu eſſen hatte, über keine Widerwärtigkeit beklagen kann. Indeſſen, um die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, iſt kein Opfer zu groß, und ich entſchloß mich alſo in dem Augenblicke, da ich Deine Wohlthat empfing, Dir ein Geſchenk mit dem Blatte zu machen. Ohnehin drohen einem Könige tauſend Mahl mehr Unfälle, als einem alten Weibe, die dem Schickſal zu unbedeutend iſt, um ſie ſeine Tücke empfinden zu laſſen, und Dir iſt alſo ein ſolches Blatt auch tauſend Mahl nothwendiger, als mir. Aber Du kannſt gar nicht glauben, wie ungläubig Deine Unterthanen, und beſonders Deine Hofleute ſind. Nicht Einer war, der mir nicht ins Geſicht lachte, wenn ich ihm die wunderbaren Eigenſchaften des Blatts erklärte. Einen deutſchen Philoſophen, oder Poeten magſt Du mit Deinen Mährchen zum Be-

ſten haben, aber nicht uns, ſprachen die Mei-
ſten, und ich glaube faſt, das Schickſal wollte es, das Blatt ſollte nur in königliche Hände kommen. Nimm alſo dieſen Korb, und Du wirſt ſein größtes Kleinod an den wunderlichen Zeichen, die ihm aufgeprägt ſind, leicht von den übrigen Kräutern unterſcheiden können.

Der König, nachdem die Alte, die er noch mit zwey Beuteln Gold beſchenkte, ſich entfernt hatte, unterſuchte das Blatt, und wie erſtaunte er, als die Zeichen auf demſelben ihn belehrten, er ſey im Beſitz eines Talismans, der, je nachdem der Eigenthümer ihn in der linken Hand halte, oder ihn ſich aufs Herz lege, im erſten Falle die Kraft unſichtbar zu machen habe, und im andern Falle die geheimſten Gedanken der Anweſenden verrathe.

Wie hätte er nicht ſogleich eine Probe anſtellen ſollen, ob ſein Kleinod auch halte, was es verſpreche? Er ging alſo, indem er das Blatt in die linke Hand nahm, in ſeinem Schloſſe von Zimmer zu Zimmer, und da keine

Schildwache ihm mit dem Gewehr die gebüh-
rende Ehrenbezeugung erwies, die Höflinge aber
in ſeiner Gegenwart ſprachen, was ſie, wäre
er ſichtbar geweſen, kaum zu denken gewagt
hätten, und da ſogar ſein Kammerdiener, wäh-
rend er dicht an ſeiner Seite ſtand, ſich einen
Griff in ſeine Schatulle erlaubte; ſo hatte er
alle Urſache, zwar nicht über die Dinge, die er
ſah und hörte, aber deſto mehr über die Eigen-
ſchaft des Blatts vergnügt zu ſeyn. Unmöglich
konnte er jetzt noch an der zweyten Eigenſchaft
zweifeln. Aber ſollte er wirklich die gefährliche
Neugierde befriedigen, ob Leute, die er mit
täglichen Wohlthaten überhäufte, nicht Undank-
bare wären, ob ihm nicht Liebe mit Haß, Ver-
trauen mit Verrath, Herablaſſung mit Gering-
ſchätzung vergolten werde? Mit Furcht und Zit-
tern brachte er das Blatt ſeinem Buſen nahe,
und mehr als Ein Mahl zog er die Hand zurück.
Aber wenn die Begierde, die Menſchen zu ſehen,
wie ſie ſind, die gefährlichſte iſt, ſo iſt ſie zu-
gleich die unwiderſtehlichſte, und wer wird es

vollends einem Könige verdenken, wenn er ihr unterliegt, da gerade ihm die Menſchen es am ſchwerſten machen, ihr Inneres zu durchſchauen, während zugleich für ihn jedes Mittel, ihre Verſtellungskünſte zu vereiteln, einen doppelten Werth hat?

Die beſten Menſchenkenner, wenn gleich nicht die beſten Menſchenfreunde, werden ſo glücklich errathen, was das verrätheriſche Blatt den König in den Herzen ſeiner nächſten Geſellſchafter leſen ließ, als wenn es auf ihrer eigenen Bruſt läge. In der That erfuhr er Dinge, die nur ein Wunder ihm glaublich machen konnte. Von Jenem war er geſtern, von Dieſem heute betrogen worden, und ein Dritter ging mit dem frommen Vorſatz ſchwanger, dem Beyſpiele von beyden morgen zu folgen. Einer wünſchte ihm den Tod, ein Anderer war entſchloſſen, den Wunſch bey der nächſten Gelegenheit zur That werden zu laſſen, und nahmentlich hatte der General ſeiner Garde den Plan geſchmiedet, ihn noch am nähmlichen Abend in die andere

Welt zu ſchicken, um in dieſer von ſeinem Throne Beſitz zu nehmen. Alle Schwüre und alle Betheurungen, die man ihn hören ließ, waren falſch; jeder ihm ertheilte Lobſpruch war eine Schmeicheley aus einem Munde, der einen Augenblick zuvor die gröbſten Läſterungen gegen ihn ausgeſtoßen hatte, und die Beſten, die ſich ihm näherten, waren diejenigen, die bloß Gnadenbezeugungen verlangten, ohne zugleich irgend einen Anſchlag zum Verderben ihres Wohlthäters im Schilde zu führen.

Man kann denken, welchen Eindruck dieſe Entdeckungen auf das Gemüth des guten Königs machten. Da er ſelbſt das gemeine Volk nur wenig beſſer fand, als die Vornehmen, ſo war er ſogar des Regierens müde, und der Entſchluß, dem Throne zu entſagen, um ſein Leben auf einem ſeiner einſamſten Schlöſſer zu beſchließen, koſtete ihn um ſo weniger, da er weder Frau noch Kinder hatte. Seine Begleiter und einzigen Geſellſchafter in der Einſamkeit ſollten ſeine Bücher ſeyn, und da der gute König, ob man

gleich weder Stolz noch Eigendünkel an ihm bemerkte, und ungeachtet der Mangel an Herrſchſucht bey ihm bis zum Wegwerfen einer Krone ging, ein Gelehrter und ein Philoſoph war, ſo verſprach er ſich von dieſen Geſellſchaftern die vollkommenſte Entſchädigung für alle Eitelkeiten, denen er den Rücken kehrte.

Im Augenblicke, als der König im Begriff ſtand, den Staub von den Füßen zu ſchütteln, und ſeine Reſidenz auf ewig zu verlaſſen, erſchien vor ihm noch einer ſeiner Miniſter, den er, weil eine lange Krankheit ihn vom Hofe entfernt hielt, ſeit dem Beſitze des prüfenden Blattes nicht geſehen hatte. Dieſer Mann konnte ſich nie der ſonderlichen Gunſt ſeines Herrn rühmen, und bey der großen Leutſeligkeit des Königs ließ ſeine Kälte gegen ihn ſogar eine entſchiedene Abneigung vermuthen. Kurz, Abdal, ſo hieß er, hatte ſelbſt bey dieſem guten Könige das Schickſal der redlichſten Diener. Sein Werth wurde, wenn nicht verkannt, doch nicht erkannt, und der König hielt es, als er jetzt ſich ihm

näherte, nicht einmahl eines Verſuchs werth, ob etwa nicht er der Einzige ſey, der vor dem Gerichte ſeines Talismans fleckenlos erfunden würde. Aber des redlichen Dieners wartete die ſchönſte Genugthuung, und des Königs die angenehmſte Ueberraſchung. Dieſer erinnerte ſich nähmlich einiger wichtigen Aufträge, von welchen ihm der Miniſter noch Rechenſchaft zu geben hatte, und als er bey ſeiner Anrede den Blick auf ihn richtete, was gleicht ſeinem Erſtaunen, als das Zeugniß des Blatts ihm ſagte: Hier ſteht der einzige Mann an Deinem Hofe, der Deines Vertrauens und Deiner Achtung nicht unwürdig iſt! Voll Entzücken umarmte er ihn, und ſprach: Ein guter Genius führt Dich in dieſem Augenblicke zu mir. Ich bin entſchloſſen, meine Krone niederzulegen. Frage mich nicht um die Urſache. Du weißt, daß es mir nie gelang, die Liebe meiner Unterthanen zu gewinnen. Aber ſo ſehr es mich auch ſchmerzte, meine Sorgen für ihr Beſtes nur mit Undank belohnt zu ſehen, ich würde mich dennoch ohne

ein außerordentliches Ereigniß, das ich heute erlebte, und das ich Niemand vertrauen darf, nie für berechtigt gehalten haben, einer Bürde zu entſagen, die das Schickſal mir durch meine Geburt aufzulegen für gut fand. Ohne Deine Dazwiſchenkunft hätte ich die Wahl meines Nachfolgers dem Zufalle überlaſſen, und wer wäre außer Dir in meinem ganzen Reiche auch würdig, die Krone zu tragen, und zugleich fähig, über ein Volk zu herrſchen, das ſeinen König verachtet, und ſelbſt ſeine Wohlthaten von ſich ſtößt, weil er ſich an Redſeligkeit von manchem Papagey übertreffen läßt?

Dein Entſchluß, o König! antwortete Abdal, verdient, da ein König keine andere als weiſe Entſchlüſſe faſſen kann, den Beyfall der ganzen Welt. Aber Nichts deſto weniger wirſt Du Deinem treuen Diener verzeihen, wenn ich ihm, trotz ſeiner Weisheit, den meinigen verſage. Du willſt zu regieren aufhören, und ich behaupte kurz und gut, daß wer einmahl König geweſen iſt, es ewig bleiben muß. Man kann dem Wein,

man kann ſogar der Liebe, aber man kann nicht dem Herrſchen entſagen. Die Gewalt iſt das höchſte Gut ſelbſt in den Augen gemeiner Sterblichen, und man ſollte billig nicht einmahl einen unrechtmäßigen Herrſcher von dem geraubten Throne ſtoßen, ohne ihn wenigſtens zum Gebiether einer kleinen Inſel, oder zum Schulzen von einem Paar Dörfer zu machen, und ich bin eben ſo gewiß, daß wenn Du mir jetzt Deine Krone aufdringſt, Du ſie mir in Kurzem wirſt wieder rauben wollen, als daß ich mich ſie Dir wieder abzutreten weigern werde.

Der König ſtutzte über die weiſe Rede des Miniſters, und dieſer fuhr fort. Iſt es doch, als ob ich bereits ein Raub der Herrſchbegierde wäre. Ich ſinne auf Gründe, mich ſelbſt zu widerlegen, um nach der kaum ausgeſchlagenen Krone die Hand auszuſtrecken. Und Du, o König! auch Du rechtfertigſt meine Behauptung, daß der Thron eine Art von bezaubertem Sitz iſt, den man, ſo ſchlecht man auch auf ihm ruht, doch nie mit einem gewöhnlichen Stuhle zu ver-

tauſchen vermag. Ich leſe in Deinem Geſicht, daß Du Betrachtungen über meine Rede anſtellſt, die ſich ohne Zweifel mit dem Entſchluß endigen, lieber noch eine zweyte Krone zu erobern, als der einzigen, die Dir zu Theil ward, zu entſagen.

Nach einer Pauſe antwortete der König: Es iſt wahr, Dein Einwurf hat mich überraſcht. Aber ſtatt meinen Entſchluß zu erſchüttern, hat er ihn befeſtigt. Um einer Krone werth zu ſeyn, muß man eine Krone ausſchlagen können. Deine Behauptung, wer einmahl geherrſcht habe, müße immer herrſchen, laſſe ich als Regel gelten, wenn Du mich als Ausnahme gelten läſſeſt. Und vielleicht bin ich nicht einmahl eine Ausnahme. Habe ich denn bisher geherrſcht? Nichts war mir bey der Abneigung meiner Unterthanen gegen mich ſo läſtig, als mein Regentenamt, und Du und alle meine Diener wiſſen, wer eigentlich die Könige ſind, die es ſtatt meiner verwalteten. Laß mich alſo vielleicht zum erſten Mahle eine wahre königliche Gewalt ausüben, indem ich Dir befehle,

einen Thron zu beſteigen, den zu verlaſſen mir nicht einmahl väterliche Pflichten verbiethen, da die ſchwarze Hündinn, die, wie Du weißt, mir meine einzige Tochter aus der Wiege raubte, ſie mir ſchwerlich jemahls wieder bringen wird.

Abdal war ein zu guter Unterthan, um nicht ſogar dem Befehl ſeines Königs, ſelbſt König zu ſeyn, zu gehorchen. Er beſtieg alſo den Thron, und wie hätte ein Volk einen Herrſcher von den rühmlichſten Eigenſchaften nicht mit Jauchzen empfangen ſollen, dem ſelbſt der ſchlimmſte, bloß weil er ein anderer war, als der bisherige, willkommen geweſen wäre?

Der neue König hatte einen Sohn, der Timander hieß, und an Verſtand und Tugend des Vaters vollkommen würdig war. Er hatte den Beyfall der ſtrengſten Sittenrichter, und wußte ſich eben ſo ſehr die Achtung der Großen, als die Gunſt des Volks zu erwerben. Was ihn aber am meiſten von Seinesgleichen unterſchied, war die edle Art, ſich zu vergnügen. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß Prinzen ganze Tage in den

Wäldern hauſen, um — Tod und Verderben unter Allem, was Wildbret heißt, zu verbreiten, und auch Timander ließ ſich täglich in dem heiligen Dunkel der Eichen und Buchen, der Tannen und Forchen finden. Aber ihn umſchnaubten keine blutdürſtigen Hunde, kein drohendes Gewehr hing auf ſeinem Rücken, und nicht tödtliches Pulver und Bley, ſondern ein friedliches Buch beſchwerte ſeine Taſche.

Einſt als er nach ſeiner Gewohnheit ſeine Lieblings-Neigung an ſeinem Lieblings-Aufenthalt befriedigte, und ganz in den Genuß eines anziehenden Buchs vertieft war, ſtörte ihn das Geräuſch eines himmelblauen, mit goldener Schrift beſchriebenen Papierblatts, das um ihn herflatterte. Er griff nach ihm, aber wie der Schmetterling vor dem haſchenden Knaben, flog es neckend vor ihm davon. Vergebens verdoppelte er ſeine Schritte. Das leichte Papier flog unendlich beſſer, als er lief, und immer war es in ſeiner Nähe, ohne daß es ihm möglich war, es zu erhaſchen. Die ſonderbare Jagd dauerte bis

zum ſpäten Abend, und da der ermüdete Prinz ſich zuletzt in eine ihm ganz unbekannte Gegend verlockt ſah, ſo dachte er eben daran, den Rückweg zu ſuchen, als das Blatt ſich ihm von ſelbſt vor die Füße legte. Er hob es auf, und las folgende Worte:

Der Schönen ſchönſte — ſtirb nicht vor Entzücken! —
Schickt Dir ein Blatt, das Dich zum Himmel ruft.
Zur Bothinn, um Dich ſchneller zu beglücken,
Zur Liebesbothinn wählte ſie die Luft.
Für Dich allein ſoll Hymens Kranz ſie ſchmücken;
Doch ohne Dich geht, ach! ihr Pfad zur Gruft.
Drum laß die Arme nicht verzweifelnd ſterben,
Und wiſſ', ihr Tod gebiert auch Dein Verderben.

Vortrefflich, dachte der Prinz, wenn es Sitte wird, daß die Schönen uns Männern Hand und Herz, um die wir uns bisher faſt zu Tode ſchmachten mußten, von freyen Stücken und ſo=

gar in Verſen anbiethen, und welcher Sterbliche wäre grauſam genug, ſpröde wie eine Dame gegen eine Dame zu ſeyn? Zwar wollte ich lieber, die Schöne hätte mir ihre zärtlichen Regungen in Proſa geſtanden. Das Waſſer der weiblichen Poeſie löſcht gewöhnlich das Feuer der männlichen Liebe. Indeſſen, was muß ein Held nicht wagen? Können Andere auf Leben und Tod mit Drachen und Lindwürmern kämpfen, warum ſollte ich nicht das Herz haben, eine Frau zu nehmen, vor welcher gemeine Seelen ſchon darum zittern, weil ſie, neben ihrer gefährlichen Zunge im Mund, eine zweyte noch gefährlichere in der Hand hat? Ich bin alſo bereit, mich in die ſchöne Unbekannte, trotz ihrer poetiſchen Ader, noch heißer zu verlieben, als ſie ſich in mich verliebt hat. Aber wo finde ich ſie? Ihr Brief hat nach Damen=Art weder Ort noch Tag, und ich werde alſo hier wohl noch ſo lange harren müßen, bis eine Nachſchrift geflogen kommt, die mir ihren Wohnſitz, der vermuthlich nicht gar weit vom Himmel liegt, anzeigt.

Ein Summen in der Luft unterbrach ihn in ſeinem Selbſtgeſpräch, und als er nach der Gegend ſah, wo es herzukommen ſchien, erblickte er eine Menge Bienen, die einen kleinen aus Roſen und Lilien geflochtenen Thron trugen.

Die Anführerinn des Zugs, die ſich von ihren Schweſtern durch ihre Größe und durch den Schmuck einer Krone unterſchied, überreichte ihm ein Roſenblatt, welches die Nachricht enthielt, daß der Blumenthron beſtimmt ſey, den Glücklichſten der Getreueſten zuzuführen.

Ich bin bereit! rief der Prinz, und ſchwang ſich mit froher Eile auf den duftenden Thron, der ſich von ſelbſt zu der erforderlichen Größe ausdehnte. Man glaubte einen Gott zu ſehen, als der ſchönſte der Sterblichen, in ſeinen Purpurmantel gehüllt, auf dem leichten Wagen, der mit unglaublicher Schnelle die Luft durchſchnitt, dahin fuhr. Zwey blendend weiſſe Schwäne umſchwebten den Thron zur Rechten und zur Linken, und verriethen durch ihren Geſang ihre höhere Abſtammung.

Nach einer Reiſe von drey Stunden wurde der Prinz von ſeinem ſummenden Geſpann in einem Garten niedergelaſſen, deſſen Pracht ihm, ſo ſehr er auch auf das Außerordentlichſte vorbereitet war, ſelbſt unter den Wundern noch ein Wunder ſchien. Alle Bäume waren durchſichtig, und man würde ſie, da ſie dem ſchönſten Smaragd glichen, für Werke der Kunſt gehalten haben, wenn nicht die herrlichſten Früchte und die ſchönſten Blüthen, mit welchen ſie zugleich prangten, die Anſprüche der Natur an ſie beurkundet hätten. Die zahlloſen Gänge waren alle ſtatt des Sandes mit Gold beſtreut. Verbannt war der ungeſtüme Winter aus dieſem Feenparadieſe, und wollte er ſich eindringen, ſo erwartete ihn die Strafe, in einen ewigen Frühling umgezaubert zu werden. Der Sommer mußte hier der Gluth entſagen, und dem Herbſt war nur erlaubt, goldene Früchte zu reifen, nicht aber das Laub der Bäume gelb zu machen. Von den Winden duldete der Garten keinen, als den Zephyr, und da der Regen, trotz einer Verdienſte um das Gedeihen der Pflanzen,

die Tücke nicht laſſen kann, daß er die Leute naß, und die Wege ſchmutzig macht, ſo gehörte auch er unter die Verwieſenen, und Gras und Blumen und Früchte ſchienen durch ihre Vollkommenheit ſeiner ordentlich zu ſpotten. Kein Unkraut war hier auszurotten; kein Ungeziefer erregte das Entſetzen der Damen. Fliegendes und laufendes Wildbret, von welchem der Garten wimmelte, erſparte dem Jäger das Pulver, und dem furchtſamſten Haſen fiel es gar nicht ein, vor einem verfolgenden Hunde davon zu laufen. Etwas zu weit getrieben ſchien die Eitelkeit, daß die Hirſche und Rehe ſich nicht anders als mit diamantenen, und die wilden Schweine ſich nicht anders als mit goldenen Halsbändern ſehen ließen. Nichts war klarer, friſcher und reiner, als das Waſſer, das ſich in mit Blumen eingefaßten Canälen von Bergkryſtall durch den ganzen Garten ergoß, und durch ſein Gemurmel ſich mit dem Geſang aller möglichen Vögel zu dem anmuthigſten Concert vereinigte.

So bezaubernd aber die Schönheiten dieſes Gartens waren, ſo vermochten ſie doch den bewundernden Prinzen nicht abzuhalten, ſich nach der immer noch unſichtbaren Eigenthümerinn zu ſehnen, und lieber hätte er ſich zu ihr in eine von Drachen bewohnte Höhle gewagt, als daß er ſie im Paradieſe ſelbſt vergebens ſuchte.

Schon wollte der Prinz den Garten verlaſſen, als auf einem Wagen von Elfenbein, den zwey Hirſche mit goldenem Geweih zogen, eine Dame gefahren kam, welcher ſelbſt der Ritter von Mancha den Preis der Schönheit vor dem berühmten Fräulein von Toboſo zugeſtanden haben würde. Dieſer Göttinn, die dem Staunenden durch die Flüchtigkeit ihres Geſpanns nur zu ſchnell wieder aus den Augen verſchwand, folgten auf nicht weniger als zwölf Wagen von japaniſchem Porzellan, mit weiſſen Einhornen beſpannt, eben ſo viele noch ungleich ſchönere Damen. Aber auch ſie ließen ihm nicht ſo viele Zeit, ſie zu betrachten, als der geübteſte Kenner braucht, um unter zwölf Liebesgöttinnen die ſchönſte zu wählen.

Höchſt unzufrieden mit der kurzen Dauer des anmuthigen Abenteuers verfolgte er die Spur der Wagen, und dieſe führte ihn an einen Canal von unendlicher Länge, der mit einer Menge Schiffe bedeckt war. Dieſe Schiffe waren weder von Cedernholz, noch von Eichenholz, ſondern von Kryſtall, und hatten goldene Maſtbäume und ſilberne Ruder, die ſich in Blumenketten bewegten. Die Segel waren von roſenfarbenem Flor, und die Ruderer prangten in Kleidern von weiſſer Seide. Die ganze Flotte bewegte ſich mit feyerlicher Langſamkeit gegen den erſtaunten Prinzen, und ein Knabe, dem nur die Blindheit zum Liebesgott fehlte, ſtieg aus einem Nachen, und redete ihn mit den Worten an: Die Königinn dieſer Gegend ſendet mich, um Dir meine Dienſte anzubiethen, wenn Du Verlangen trägſt, ihre Bekanntſchaft zu machen. Statt der Antwort beſtieg der Prinz im Augenblicke mit dem Knaben den Nachen, und ein einziger Windſtoß brachte das leichte Fahrzeug zum größten der auf dem Canal befindlichen Schiffe, auf welchem er von zwey reizenden Zofen

empfangen, und ſogleich aufs Verdeck zu ihrer Gebietherinn geführt wurde.

Mit holden Worten begrüßte die Königinn, die auf einem aus einem einzigen Amethyſt erbauten Throne im Schatten von vier in ſmaragdenen Gefäſſen ſtehenden Citronenbäumen ſaß, den Prinzen. Ich habe, ſprach Sie, Ihnen ohne Umſtände erklärt, daß Sie mir nicht mißfallen. Wenn man ſich einer Empfindung ſelbſt nicht zu ſchämen hat, ſo darf man ſich auch nicht ſchämen, ſie zu geſtehen, und ohnehin haben die jungen Sterblichen männlichen Geſchlechts eine ſo unſelige Ehrfurcht gegen die Schönen des Feenreichs, daß wir uns zu Tode ſchmachten müßten, wenn wir warten wollten, bis der Geliebte uns eine Liebeserklärung macht. Ich bin die Tochter der Feenköniginn, und mein Nahme iſt Graziose. Wer ich bin und wie ich heiße, wiſſen Sie alſo hiemit. Meine Geſtalt haben Sie vor Augen, und was mein Herz betrifft, das Sie nicht vor Augen haben, ſo habe ich Ihnen das Wichtigſte von ihm bereits entdeckt, daß es nähmlich gar

nicht aufhört, zu Ihren Gunſten zu ſprechen. Wer wird ein Herz, das ihm gehört, nicht für ein gutes Herz halten? Sollte übrigens das Ihrige mit dem meinigen nicht gleich empfinden: ſo haben Sie nur zu befehlen, und der nähmliche Wagen, der Sie hieher brachte, führt Sie an den Hof Ihres Vaters zurück. Verſchmähen dürfen Sie mein Herz, meine Hand und meine Krone, ohne Furcht, mich zu beleidigen. Aber der Mann, der mir einmahl ſeine Liebe bekennt, muß mir ſein ganzes Leben widmen, wenn er nicht will, daß er in eben dieſem ſeinem ganzen Leben die Rachegöttinnen zu beſtändigen Geſellſchafterinnen bekommt.

Der Prinz konnte nicht aufhören, der zärtlichen Grazioſe ſein Entzücken, ſeinen Dank, ſeine Liebe, ſeine Treue zu verſichern. Nicht Ihnen, aber um Ihretwillen, meine Königin! ſprach er, würde der Getreueſte ungetreu werden, und wenn ſeine Geliebte die Liebesgöttinn ſelbſt wäre.

Die Fee hatte ihr Geſicht mit einem dichten Schleyer bedeckt, und die Lobeserhebungen des

Prinzen konnten alſo ihm nur in ſo fern gelten, als er ſich berechtigt glaubte, auf die Schönheit deſſelben von ihren übrigen Reizen, ihrem edlen Wuchs, ihrem üppigen Buſen und ihren runden und vollen Armen zu ſchließen. Zwar ließ er es an Anſpielungen nicht fehlen, die ſeinen Wunſch, der Schleyer möchte anderswo als über ihrem Geſicht hängen, deutlich genug errathen ließen. Aber ſie erklärte ihm ohne Zurückhaltung, daß ſie nicht nach der Alltagsweiſe geliebt ſeyn wolle. Immer nur das Geſicht, und wieder das Geſicht! ſprach ſie. Ich wollte, alle Männer wären blind, damit ſie einmahl den Verſtand bekämen, Nichts als unſern Verſtand zu lieben. Iſt es nicht unverzeihlich, daß jedes Frauenzimmer weniger mit ſchönen Reden, als mit einem ſchönen Mund bezaubert, und daß uns mit der Schönheit keine, und ohne ſie jede Tugend gebricht? Sie, mein Herr! werden alſo mein Geſicht erſt dann zu ſehen bekommen, wenn Sie zuvor meinem Geiſt und meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ich hoffe, der Anblick, den ich Ihnen

jetzt verſage, wird Sie deſto mehr erfreuen, wenn Sie ſich überzeugt haben, daß ich die Schönheit zur Noth entbehren könnte.

Unter dieſem Geſpräch landete das Schiff am Ufer des Canals, und die Augen des Prinzen verblendete ein Pallaſt, deſſen kleinſter Stein ſo viel werth war, daß man eine Stadt wie Paris hätte dafür bauen können. Welch ein Haus! rief er, als er über die Schwelle trat. Eine Gottheit bewohnt es, und nur eine Gottheit iſt werth, es zu bewohnen.

Von dieſem Tage an war das Leben des Glücklichen ein Feſt, das ſechs volle Monate dauerte. Aber noch immer zögerte die Königinn dieſes Feſts und die ſeinige durch das Geſchenk ihrer Hand den ſchönſten ſeiner Wünſche zu krönen. Zehntauſend Mahl hatte er ihr geſchworen, daß er vor Sehnſucht ſterbe, und noch ein Mahl ſo oft hatte er ſie ein Tiegerherz geſcholten, ohne einen andern Troſt, als alle Geduld erſchöpfende Ermahnungen zur Geduld und zweydeutige Verheißungen zu empfangen. Endlich aber trug die bered-

teſte ſeiner Vorſtellungen den Sieg über ihr ewi-
ges Zaudern davon. In neun Mahl neun Tagen
von heute an, ſprach ſie, will ich meine Freyheit
an einen Menſchen verlieren, der vermuthlich für
dieſes Opfer ſich nicht weniger undankbar bewei-
ſen wird, als Alle ſeines Geſchlechts. Zu einer
Abkürzung dieſer Friſt war ſie durch kein Bitten
und Flehen des ungeduldigſten aller Liebhaber,
und ſelbſt durch den Schwur nicht zu bewegen,
daß die neun Mahl neun Tage eben ſo viele
Ewigkeiten für ihn wären.

Es verſchwand eine Ewigkeit nach der andern,
und mit dem Verſchwinden der letzten wurde der
Prinz der glücklichſte aller Sterblichen, um einen
Augenblick ſpäter der unglücklichſte von allen zu
werden.

Noch immer war das Angeſicht ſeiner Gelieb-
ten für ihn ein Geheimniß, und auf welche ſchreck-
liche Art ſah er es am Morgen nach der Braut-
nacht enthüllt! Er zog, als ſeine zärtliche Gat-
tinn noch ſchlief, die Bettvorhänge auf, und
wurde mit Entſetzen gewahr, daß er nicht wie

Irion ſtatt einer Juno eine Wolke, ſondern eine Dame umarmt hatte, die man nur wenn man ſie mit Hottentotten-Augen betrachtete, für reizend halten konnte. Ein Schrey verrieth den Eindruck, den der Anblick auf ihn machte, und weckte zugleich die Königinn. Was fehlt Ihnen? ſprach dieſe. Schreyen Sie doch, als ob der Alp Sie gedrückt hätte?

Kein Alp hat mich gedrückt, aber ich ſchlief bey einem, wollte er antworten. Aber er erinnerte ſich, daß ſeine theure Gemahlinn nicht nur einer Hexe gleiche, ſondern wirklich eine ſey, und ließ alſo wenigſtens ſeine Zunge den Abſcheu nicht ausſprechen, den ſeine Augen nur zu deutlich verriethen.

Ich frage, was Ihnen fehlt, fuhr die Königinn fort. Ihr Betragen iſt ſehr ſonderbar für einen Mann, dem ich erlaube, mich die Seinige zu nennen, und der mir noch vor wenigen Stunden ſchwor, daß ich ihn glücklicher mache, als Venus den Vater des frommen Aeneas, und Helena den Sohn des weiſen Priamus.

Der Prinz ſeufzte, und blickte bald nach der Decke des Zimmers, und bald nach dem Boden.

Mich ſehen Sie an, ſtatt im Zimmer umher zu gaffen! ſprach die Königinn aufgebracht. Oder wollen etwa gar meine perſönlichen Vorzüge Ihrem Schönheitsſinne nicht einleuchten?

In der That, Madam! ſtammelte der Prinz, Ihre Geſtalt hat unwiderſtehliche Reize. Aber Ihr Geſicht ...

Mein Geſicht! ſchrie die Fee in der höchſten Wuth. Elender! Du unterſtehſt Dich, von meinem Geſicht mit einem Aber zu ſprechen? Warum ſagſt Du nicht lieber gerade zu, ich ſey häßlich!

Ich bitte tauſend Mahl um Verzeihung, Madam! verſetzte der Prinz, ich werde mich in meinem Leben nicht unterſtehen, Sie häßlich zu finden, und noch weniger, Sie ſo zu nennen. Ich weiß, daß eine ſolche Beſchimpfung nicht einmahl eine todte Dame ertragen würde. Häßlichkeit und ein Frauenzimmer kann man ſich gar nicht zuſammen denken, und was Sie, meine Königinn! betrifft, ſo ſind Sie gewiß ſchöner, als je

eine Sterbliche es war. Nur ſind Sie auf eine ganz andere Art ſchön, als andere Damen, und ich vermag Ihnen nicht zu läugnen, es koſtet mich einige Mühe, mich an dieſe andere Art zu gewöhnen.

Gewöhnen, rief die Königinn, Dich an mein Ausſehen gewöhnen? Kann man die Frechheit, die Unverſchämtheit, den Frevel höher treiben? O warum bin ich nicht in der That häßlich? Und warum biſt Du nicht verdammt, täglich hundert Sonette zum Lobe des ärgſten Affengeſichts unter der Sonne zu machen? In der That, fuhr ſie fort, indem ſie ſich aus dem Bette erhob, und ſich vor ihren Anzug-Spiegel ſtellte, wer ſollte glauben, wenn man im Beſitz von Reizen, wie die meinigen ſind, iſt, daß man ſich von ſeinem eigenen Gemahl am Morgen nach der Hochzeit in das ſchöne Geſicht ſagen laſſen müßte, eben dieſes Geſicht ſey ein häßliches?

Sie ſind ſehr ungerecht, Madam! unterbrach ſie der Prinz. Bey der Ehrfurcht, die alle Männer vor den Nägeln und den Zungen der Damen

haben, ſchwöre ich Ihnen noch ein Mahl, daß Niemand unfähiger iſt, als ich, den Frevel zu begehen, deſſen Sie mich beſchuldigen, und wenn ich gleich hinter Ihrem Schleyer, mit welchem Sie ſich vor unſerer Hochzeit zu verhüllen beliebten, etwas ganz Anderes fand, als ich zu finden hoffte, ſo bin ich Nichts deſto weniger bereit, da Sie mich doch, wie ich fürchte, auf ewig von Ihrem Angeſicht zu verbannen entſchloſſen ſind, als ein zweyter Don Quixote die Welt zu durchziehen, um Jeden, der mir begegnet, zu dem Bekenntniß zu zwingen, daß alle ehemahligen, jetzigen und künftigen Schönen, mit Ihnen verglichen, kaum für Nachteulen und Meerkatzen gelten können.

Armſeliger Spötter, erwiederte die Königinn, allerdings will ich Deinen Anblick nicht länger ertragen. Aber nicht bloß verbannen will ich Dich. Meine gerechte Rache fordert ein ganz anderes Opfer. Am liebſten möchte ich Dich völlig vernichten. Aber da meine Gewalt leider nicht ſo weit geht, ſo ſollſt Du wenigſtens in das Geſchöpf verwandelt werden, das dem Nichts am Nächſten

kommt. Zum Sinnbild eines elenden Stutzers, deſſen Bleiben nirgends iſt, der gedankenlos von Blume zu Blume flattert, der nur lebt, um zu buhlen, und höchſtens durch ein buntes Farbenſpiel ergetzt, will ich Dich machen. Mit Einem Worte, aus dem unnützen Prinzen ſoll ein unnützer Schmetterling werden.

Im nähmlichen Augenblicke berührte ſie ihn mit ihrem Zauberſtabe, und zur ewigen Schande aller Feen und ihrer Kunſt ſah ſich der liebenswürdigſte der Prinzen in ein Geſchöpf verwandelt, das die höchſte Urſache zu fürchten hatte, bey der nächſten Begegnung einem verächtlichen Sperling zur Speiſe zu dienen, oder von einem Feind der lebendigen, und Freund der todten Schmetterlinge für ſeine Sammlung an eine Nadel geſpießt zu werden.

Das Unglück war groß. Aber wer wird nicht gern zum Schmetterling, oder gar zur Fledermaus werden, wenn die Verwandlung ihn von einer böſen Frau, die noch obendrein häßlich und eine Hexe iſt, befreyt?

Der arme Verwandelte flog, als die Köni=ginn ihn aus dem Schloſſe jagte, auf gutes Glück nach dem nächſten Walde, und welch ein Wunder! im nähmlichen Augenblick, in wel=chem er dem häßlichſten Weibe entronnen war, ließ ihn ſein freundliches Geſchick das ſchönſte Mädchen finden.

Das holde Kind, das dem Anſehen nach kaum ſechzehn Jahre zählte, ſaß unter einem Baume, und lauſchte auf den Geſang der Nachtigallen. Ihr Gewand war von weiſſer Leinwand, und einige Feldblümchen im Haar und ein Blumen=ſtrauß am Buſen machten ihren ganzen Schmuck aus. Wäre der Prinz auch ein bloßer Schmet=terling geweſen, was war natürlicher, als daß die Blumen ihn anlockten? Lange umflatterte er das Mädchen, das ſelbſt die ſchönſte aller Blu=men war, und wählte endlich ſeinen Sitz auf den Roſen und Lilien, die ihre Bruſt ſchmückten. Lächelnd betrachtete ſie den ſchönen Vogel, und wagte kaum zu athmen, um ihn nicht zu verſcheu=chen. Endlich erhob ſie ſich von ihrem Sitz, und

ging mit leichten und langſamen Schritten tiefer in den Wald hinein. Nach einigen Stunden kam ſie zu einem kleinen niedlichen Häuschen, und als ſie mit ihrem buntfarbigen Geſellſchafter in das einfache, aber reinliche Stübchen trat, ſtreckte eine bejahrte Frau von höchſt edlem Anſehen, die am Spinnrocken ſaß, ihr beyde Arme entgegen. Kommſt Du endlich wieder, mein Töchterchen? rief ſie. Du weißt nicht, gute Lilla! wie ſehr ich Deinetwegen beſorgt war. Was trieb Dich doch heute fort von mir? Ein Mädchen, ſo jung und ſo ſchön, wie Du, ſollte der Mutter gar nicht von der Seite gehen. Du biſt viel zu unſchuldig, um die Gefahren zu kennen, die Dir bevorſtehen, ſobald Du Dich aus meiner Obhut wagſt, und der Himmel weiß, was Dir wirklich begegnet iſt.

Nichts, gar Nichts, liebe Mutter! antwortete Lilla, iſt mir auf meiner kleinen Wanderung begegnet, das Dich beunruhigen könnte, Du müßteſt es denn für ein Unglück halten, daß der wunderſchöne Schmetterling hier ſich auf den Strauß an

meinen Buſen ſetzte, und mich, wie Du ſiehſt, gar nicht mehr verlaſſen will. Der gute Vogel! Ich geſtehe es Dir, ich bin ganz verliebt in ihn, und ich will ihn gewiß ſo pflegen, daß er den Wald und ſeine Blumen bald vergeſſen ſoll.

Der Prinz war auch in der That von dieſem Augenblick an der glücklichſte Schmetterling. Seine kleine Beſchützerinn beſchäftigte ſich faſt allein mit ihm, und verwandelte ihr Stübchen bloß ſeinetwegen in einen förmlichen Blumengarten. Aber je mehr er ſich des Glücks, ſich geliebt zu ſehen, freute, deſto mehr fühlte er das Unglück ſeines gegenwärtigen Zuſtands, und gern hätte er ſich aus einem Schmetterling in den Teufel ſelbſt verwandeln laſſen, um die Hexe zu hohlen, die ihn einer Geſtalt beraubt hatte, in welcher er hoffte, daß er der ſchönen Lilla tauſend Mahl mehr gefallen würde, als in ſeiner jetzigen.

Indeſſen hatte er täglich Gelegenheit, ſich an den ſchönen Lehren zu erbauen, welche die Alte ihrem reizenden Töchterchen zu predigen, nicht

müde wurde. Es gab keine Tugend, die ſie ihr nicht anpries, keinen Fehler, deſſen Häßlichkeit ſie ihr nicht ſchilderte, keine Gefahr, die ſie ihr nicht warnend zeigte. Mit gleicher Bündigkeit bewies ſie ihr die Eitelkeit des Putzes und die Unbeſtändigkeit der Mannsperſonen. Bald ließ ſie der Güte ihres Herzens Gerechtigkeit widerfahren, und bald tadelte ſie die allzugroße Reizbarkeit deſſelben. In dieſer Rede empfahl ſie ihr die Offenheit, und in jener ſchärfte ſie ihr die Regel ein: Trau, ſchau, wem! Wahrlich, dachte er oft, wenn die ſchöne Lilla nur halb ſo viel Gutes thut, als ſie Gutes hört, ſo wird das Muſter aller Frauen aus ihr, und es iſt zu bejammern, daß die weiſe Alte nicht alle Mädchen der ganzen Welt zu Schülerinnen hat.

Der Sommer ſchlich allmählig vorüber, und der arme Sommervogel fing an, für ſein Leben beſorgt zu werden. Wo, ſprach er zu ſich ſelbſt, ſieht man einen Schmetterling im Winter, und wird nicht der erſte Froſt mir, wie andern

Meinesgleichen, den Tod bringen? Wovon lebe ich, als von Blumen, und wo ſind die Roſen und die Lilien, wenn die Sonne der Erde mit jedem Tage kältere Blicke zuwirft, und der Boden mit Eis und Schnee bedeckt iſt?

Eitle Sorgen! Bald geſchah, was er nicht ahnte. Einſt an einem ſchönen Tage befand ſich Lilla mit ihm auf einer nahen Wieſe, als ſie ihre Mutter ein Jammergeſchrey anſtimmen hörte. Unverzüglich eilte ſie zu ihr ins Haus, und fand ſie in Verzweiflung. Liebe Tochter! ſprach ſie, ich habe ein ſchreckliches Unglück gehabt. Ich zerbrach die Phiole, die Du hier auf der Erde liegen ſiehſt. Du denkſt wohl, was liegt an dem Glaſe? Aber Du mußt wiſſen, daß das Fläſchchen ein Waſſer enthielt, durch deſſen Gebrauch man die ſtärkſten Bezauberungen im Augenblick auflöſen konnte.

Ich nehme Theil an Deiner Betrübniß, liebe Mutter! antwortete Lilla. Aber tröſte Dich. Wer weiß, ob Du in Deinem Leben Gebrauch von dem Waſſer hätteſt machen können? Man

hört ja weder von böſen Feen noch Zauberern in unſerer Nähe, und ohnehin iſt es wohl gar nicht einmahl recht, Zauberey durch Zauberey zu vertreiben.

Der Schmetterling war nicht gleicher Meinung mit der ſchönen Lilla, oder wenigſtens nicht ſo gewiſſenhaft, als ſie. Kaum hatte er die Eigenſchaft des verſchütteten Waſſers vernommen, als er darauf zuflog, um ſich darin zu baden, und wie erſtaunte die Mutter, wie erſchrack die Tochter, als plötzlich ſtatt des verſchwundenen Schmetterlings die ſchönſte männliche Geſtalt vor ihnen ſtand, die ſie jemahls geſehen hatten! Beyde wollten fliehen, aber der Prinz hielt ſie zurück. Schöne Lilla! ſprach er, iſt Ihnen der arme Schmetterling auf ein Mahl ſo furchtbar geworden? Und Sie, gute Mutter! wollen Sie ſich dem Dank entziehen, den ich Ihnen ſchuldig bin? Ohne Sie hätte ich vielleicht nie meine jetzige Geſtalt wieder erlangt, und ohne die ſchöne Lilla lebte ich wahrſcheinlich längſt gar nicht mehr.

Die beyden erſchrockenen Damen faßten ſich bald wieder, und bequemten ſich, die Erzählung der Abenteuer des Prinzen, unter welchen er jedoch den Roman mit der verſchleyerten Dame mit einiger poetiſchen Freyheit behandelte, anzuhören. Aber ſo rührend auch ſeine Geſchichte war, ſo bath ihn doch die Mutter am Ende derſelben, er möchte die Gnade haben, und auf der Stelle ihr Haus verlaſſen. Sie können, ſprach ſie, nicht genug eilen, zu Ihrem Vater, den Sie heimlich, und alſo auf eine unrechtmäßige Art verließen, zurückzukehren. Ueberdieß, fuhr ſie fort, iſt mein Haus kein ſchicklicher Aufenthalt für Sie, oder vielmehr, Sie ſind kein ſchicklicher Bewohner für mein Haus. Es entſteht Unheil genug durch Romane zwiſchen jungen Herrn und jungen Mädchen, ohne daß der Held und die Heldinn erſt unter einem Dache beyſammen wohnen. Billig hätten Sie, mein Prinz! auch unter Ihrer vorigen Geſtalt ſich auf keinen ſo vertrauten Fuß mit meiner Tochter ſetzen ſollen, und

ich werde von nun an dem Mädchen die Bekanntſchaft mit allen und jeden Schmetterlingen ernſtlich unterſagen. Alſo noch ein Mahl, mein Prinz, verlieren Sie keine Zeit! Die Reſidenz Ihres Herrn Vaters iſt kaum ſechs Meilen von hier, und mit guten Pferden können Sie noch dieſen Abend bey ihm ſeyn.

Ich will gehen, ſprach der Prinz, indem er ſich der ſchönen Lilla zu Füßen warf, aber, theure Lilla! ſollten Sie die zärtliche Neigung, ſollten Sie die Bewunderung, die Sie mir einflößten, ſtrafbar finden? Soll ich das Leben, das Sie mir erhielten, durch Sie wieder verlieren? Ich bin der Erbe eines Throns, aber wäre ich Herr der ganzen Welt, ich würde Sie dennoch zu meiner Beherrſcherinn erklären. Oder ſoll ich der Hoheit, ſoll ich der Macht, ſoll ich Allem entſagen, wonach der Ehrgeiz der Sterblichen ſtrebt, und wozu die Geburt mich berechtigt? Für den Preis Ihrer Hand iſt mir kein Opfer zu groß, und ohne dieſen Preis kenne ich kein Glück, ohne ihn hat das Höchſte,

ohne ihn hat das Leben ſelbſt keinen Werth für mich.

Die ſchöne Lilla erröthete und ſchwieg, und der Prinz wandte ſich zu der Alten. Vortreffliche Mutter einer vortrefflichen Tochter, ſprach er, werden Sie, wenn Lillas Herz für mich ſpricht, werden Sie dieſes Herz tadelnswürdig finden? Doch welche Mutter könnte ihr Kind dem treueſten und liebevollſten Manne verſagen?

Welche Mutter könnte einen treuen Mann für ihre Tochter finden? ſollten Sie fragen, antwortete die Alte. Niemand iſt treuer, als ein Liebhaber, wenn es auf Schwüre ankommt, und was Sie betrifft, mein Herr! Ihr Roman mit der Fee Grazioſe, und der Umſtand, daß dieſe Fee Sie gerade in einen Schmetterling verwandelte, ſprechen nicht ſonderlich für Ihre Treue. Ich fürchte, ich fürchte, die Dame wird Anſprüche geltend machen, ſobald Sie es ſich einfallen laſſen, Ihr Herz an eine Andere zu verſchenken. Doch was gehen mich Ihre alten

Liebeshändel an? Mögen Sie treu, oder treu= los ſeyn, ein Prinz darf nur eine Prinzeſſinn heirathen, und ſo gewiß Lilla meine Tochter iſt, ſo gewiß hat ſie keinen Tropfen Fürſtenblut in ihren Adern.

Wenn dieſe Rede dem armen Prinzen wenig Troſt gab, ſo entſchädigten ihn dafür die Blicke der ſchönen Lilla, und da ſie ihm ſogar beym Abſchied verſtohlen die Hand drückte, ſo war er gewiß, daß hundert Mütter und eben ſo viele Väter ihm ihre Neigung nicht rauben würden.

Mit unbeſchreiblichem Entzücken wurde der verlorene Sohn von Vater und Mutter empfan= gen, und wenn nicht größer, doch tauſend Mahl lärmender war der Jubel des Volks. Keine Hütte im ganzen Königreiche blieb unbeleuchtet. Die Poeten wurden arm an Gedanken und reich an Golde von den Inſchriften, die man bey ihnen beſtellte. Man verſank bis ans Knie in die Blumen, mit welchen die Wege beſtreut waren. Mit dem Pulver, das man zu Freuden= ſchüßen verbrauchte, hätte Napoleon die Leip=

ziger Schlacht gewinnen können, die er, laut ſeines Berichts, bloß aus Mangel deſſelben verlor. Die Stummen ſelbſt ſchrieen Vivat, und wer nicht zwey Füße hatte, tanzte wenigſtens auf Einem. Kurz, die Freude wurde zur Wuth, und der arme Prinz war tauſend Mahl in Gefahr, von der Menge im nähmlichen Augenblicke todtgedrückt zu werden, in welchem ſie ihn hoch leben ließ.

Kaum hatte der wortkarge König in ſeinem einſamen Aufenthalt das Glück, das ſeinem Freund und Nachfolger widerfahren war, vernommen, als er kam, um Theil an ſeiner Vaterfreude zu nehmen, und welch ein Wunder! beym erſten Eintritt in das Schloß erwartete ihn die gleiche Freude. Eine Dame von der edelſten Geſtalt, und von eben ſo viel Hoheit als Liebreiz in ihren Mienen, kam auf ihn zu, und bath ihn, ihr zu folgen, weil ſie ihm ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit zu entdecken habe. Er ließ ſich von ihr in den Garten führen, und wie erſtaunte er,

als ſie hier ihm entdeckte, daß ſie es ſey, die ihm ſeine Tochter geraubt hatte. Ich bin, ſprach ſie, eine Fee, und komme, um Ihre Verzeihung und Ihren Dank zugleich zu erhalten. Ich war von jeher Ihre Freundinn, und aus Freundſchaft entführte ich in Geſtalt einer ſchwarzen Hündinn Ihre Tochter, die kleine Chlotilde, aus der Wiege. Das Kind hatte ſeine Mutter verloren, und nur durch meine Sorgfalt konnte ihm ein Verluſt erſetzt werden, der ſich gewöhnlich gar nicht erſetzen läßt. Die meiſten Damen bey Hofe ſind vortreffliche Frauenzimmer, aber gewöhnlich ſchlechte Erzieherinnen und deſto beſſere Verzieherinnen der Prinzeſſinnen, und da ich unter den Ihrigen keine Ausnahme fand, was blieb mir übrig, als Ihre Tochter mit Gewalt der Gefahr zu entreißen, einſt bloß um ihres Stands willen Ehrfurcht, und bloß um ihrer Schönheit willen Bewunderung zu verdienen? Der nähmlichen ehrwürdigen Frau aus deren Händen Sie einſt durch meine Veranſtaltung das wunderthätige

Blatt empfingen, ſind Sie es ſchuldig, daß die Hoheit der Geſinnungen Ihrer Tochter die Hoheit ihrer Geburt noch übertrifft, und daß keine der Künſte ihr fehlt, die dem Leben Würde und Reiz verleihen. In der Einſamkeit wurde ſie die Vollkommenſte ihres Geſchlechts, und indem Niemand ſie bewunderte, erwarb ſie ſich ein Recht auf die Bewunderung Aller. Kurz, Sie ſind der glückliche Vater der liebenswürdigſten aller Töchter, und doppelt groß iſt ohne Zweifel Ihre Freude, wenn Sie vernehmen, daß in dem Augenblicke, in welchem Chlotilde Ihnen wieder geſchenkt wird, es in Ihrer Gewalt ſteht, die Wiedergefundene durch die Hand eines ihrer vollkommen würdigen Gatten zu beglücken. Prinz Timander, der Sohn Ihres Freunds, des Königs Abdal, liebt ſie, und was kann ich mehr zur Empfehlung des Freyers ſagen, als daß er wieder geliebt wird? Wie wird er eilen, ſich zu Ihren Füßen zu werfen, ſo bald er hört, daß die Vollendung ſeines Glücks von Ihrem väterlichen Ausſpruch abhängt!

Die Fee ließ dem König nicht Zeit, den Gefühlen, die ſich ſeiner bemächtigten, Worte zu geben. Er mußte mit ihr einen von ſechs feuerfarbenen Tauben gezogenen Wagen von Ebenholz, der auf ihren Ruf ſich aus der Erde emporhob, beſteigen, um nach dem Walde zu fahren, wo die weiſe Kräuterfrau mit ihrer ſchönen Pflegetochter wohnte. Die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, und eine blaue Kornblume am linken Arm, noch mehr aber die Bewegungen ſeines Herzens gaben dem guten König die vollkommenſte Gewißheit, daß die reizende Jungfrau in ſeinen Armen Niemand anders als ſeine Tochter ſey. Er vergaß nicht, der treuen Erzieherinn die verdienten Lobſprüche zu ertheilen, und zugleich bezeugte er ihr, auch die königlichſte Belohnung ſey nicht zu groß für die Wohlthaten, die ſeine Tochter ihr ſchuldig ſey. So wie dieſe, ſprach er, Euch Alles dankt, ſo fordert Alles, was der Vater Euch geben kann.

Mein einziger Lohn ſey die Erlaubniß, die Prinzeſſinn, die mir meine mütterlichen Sorgen und meine mütterliche Treue ſtets mit kindlicher Liebe vergalt, nie zu verlaſſen, antwortete die gerührte Pflegemutter nicht ohne Thränen, und wie hätte der König ihr eine Bitte nicht gewähren ſollen, die für die Prinzeſſinn ſelbſt die größte Wohlthat war?

Die Fee brachte den König wieder nach dem Pallaſt ſeines Nachfolgers, und ſagte ihm beym Abſchied, ſie habe Gründe zu vermuthen, daß ihr Erſcheinen bey ihm in Kurzem wieder nöthig ſeyn werde.

Bald erſchien der Tag, der das ſchönſte, treuſte und zärtlichſte Paar auf ewig verband. Die Feyerlichkeiten der Vermählung entſprachen der Würde der Vermählten. Aber als dieſe eben im Begriff waren, den Tempel, in welchem die Trauung geſchah, zu verlaſſen, erfolgte ein Donnerſchlag, deſſen Heftigkeit alle Anweſenden mit Schrecken erfüllte. Im nähmlichen Augenblicke ſpaltete ſich die Decke des Tem-

pels. Eine verhüllte Dame, die ſich einer ſchwarzen Katze von ungeheurer Größe ſtatt des Zelters bediente, ließ ſich herab, und ſtürzte mit ſchrecklicher Wuth auf die Neuvermählten los. Elender, rief ſie, indem ſie den Prinzen mit ihrem Stabe berührte, empfange den Tod in dem Augenblicke, in welchem das Leben den höchſten Reiz für Dich hat!

Der Prinz ſank als eine Leiche ihr zu Füßen, und ſogleich wandte ſie ſich gegen die Prinzeſſinn. Ohnmächtiges Geſchöpf, ſprach ſie, welche Strafe iſt furchtbar genug für die Verwegene, die auf Grazioſens Unglück ihr Glück gründen wollte? Ich würde Dich zu einem Leben voll Verzweiflung verdammen. Aber wie könnte ich es ertragen, daß Deine Augen Ihn beweinen, den Niemand lieben, und um den Niemand trauern ſoll, als ich? Stirb alſo, und ich will ſelbſt Deinem Staube wehren, ſich mit dem ſeinigen zu vermiſchen.

Eine Berührung mit dem Zauberſtabe, ſtreckte auch die Prinzeſſinn ohne Leben zur Erde, und

mit einem Hohngelächter ritt die Zauberinn auf ihrer abſcheulichen Katze im Galopp zum Tempel hinaus.

Die Gewalt der rachſüchtigen und boshaften Fee hatte die Neuvermählten, und der Schrecken die übrigen Anweſenden entſeelt. Aber plötzlich ertönte der Tempel von einer entzückenden Muſik, die wenigſtens die letzten ins Leben zurückrief. Das Gewölbe öffnete ſich abermahl, und auf einem von zwölf weiſſen Tauben gezogenen prachtvollen Wagen erſchien, ihrem Worte getreu, die wohlthätige Fee, die ſich ſo ſehr um die ſchöne Chlotilde verdient gemacht hatte. Fürchtet Nichts, ſprach ſie zu den beyden trauernden Vätern, Eure Kinder leben. Ihre Feindinn büßt ihre Verbrechen in einer furchtbaren Wüſte, wohin ſie auf hundert Jahre verbannt iſt, und auf ewig iſt ihr die Macht zu ſchaden benommen. Mit dieſen Worten berührte ſie die Stirn des Prinzen und der Prinzeſſinn, und beyde erwachten ſogleich aus ihrem todähnlichen Schlummer.

Nichts ſtörte jetzt mehr die hochzeitliche Freude, und noch weniger wurde jemahls das eheliche Glück des liebenswürdigen Paars geſtört. Die ſchöne Chlotilde war ein Muſter aller Frauen, und was ihren Gemahl betrifft, ſo verſuchten es die feinſten Liebeskünſtlerinnen ſeines Hofs vergebens, den ehemaligen Schmetterling auch nur Ein Mahl zum flattern zu bringen.

Der wortkarge König ſprach von nun an ſo viel als andere Leute, und was noch mehr werth war, er ſprach auch klüger, als andere Leute. Aber ob er gleich jetzt ſo beredt war, als irgend ein König in der Welt, ſo ſchlug er doch ſtandhaft die ihm wieder angebothene Krone aus, und da auch Abdal der Regimentslaſten müde war, und der Prinz gar keine Luſt hatte, ſich durch ſie ermüden zu laſſen; ſo beſchloßen ſie einmüthig, der Einladung ihrer Freundinn zu folgen, und ihren Aufenthalt für immer in dem Reiche der Feen zu nehmen. Mögen jetzt, ſprach der König, die

Leute von Kangam ſich regieren laſſen, von wem es ihnen beliebt, oder gar, wenn ſie anders die Kunſt nicht zu ſchwer finden, ſich ſelbſt regieren.

II.

Die ſpåte Heirath.

Die älteſte Braut, die je vor einem Altar geſtanden hat, war zuverläßig Anna Axel, in Bretagne. Sie zählte nicht weniger als ſieben und neunzig Jahre, als ſie nach dreyßigjährigem Wittwenſtand zur zweyten Ehe ſchritt, und doch erſparte der Himmel ihrem Manne den Schmerz, ſie zu Grabe zu tragen. Schon nach ſechs Jahren wurde ſie zum zweyten Mahle Wittwe, und ärgerte ſich endlich, wie ein boshafter Chronikſchreiber erzählt, in ihrem hundert und eilften Jahr zu Tode, weil es ihr, aller ernſtlichen Bemühungen ungeachtet, nicht gelang, noch einmahl

irgend einem Wittwer oder Junggeſellen die Annehmlichkeiten ihrer Perſon und die Glückſeligkeit ihres Beſitzes begreiflich zu machen.

Da die eheluſtige Wittwe ſchwerlich darauf beſtand, daß die Jahre eines Freyers den ihrigen gleich ſeyn, oder dieſe gar noch übertreffen ſollten, ſo muß man ſich billig wundern, daß ſie zuletzt vergebens nach einem Herzen für das ihrige ſchmachtete, wenn anders nicht die Liebhaber ſich von der Furcht abſchrecken ließen, eine Frau, die über hundert Jahre gelebt habe, höre gar nicht auf zu leben. Uebrigens mag Jeder, der etwa in ſeinem dreyßigſten Jahr eine ſiebzigjährige Matrone in der Hoffnung zum Altar führt, nach einigen Wintern ihre Goldkiſten ohne ſie zu beſitzen, aus dieſem Beyſpiele lernen, daß bey der Lebenskraft des ſchönen Geſchlechts ſeine Hoffnung leicht ſo lange unerfüllt bleiben kann, bis er ſelbſt mehr als ſiebzig Jahre zählt.

III.

Das Kind am Galgen.

Während der Anweſenheit Leſſings in einer kleinen Stadt wurde ſein berühmtes Luſtſpiel, Minna von Barnhelm, von einer herumziehenden Komödianten-Truppe aufgeführt. Ein Freund wollte ihn bereden, der Vorſtellung beyzuwohnen, und ſagte, als er keine Luſt dazu bezeugte: Ich begreife es wohl, daß Sie Ihrer guten Minna lieber anderswo begegneten. Aber welcher Vater ſieht nicht gern ſein Kind, wo er es auch findet? Aber doch wohl nicht, erwiederte Leſſing, wenn er gleich mir fürchten muß, es am Galgen zu finden?

Der Anecdoten-Almanach aufs Jahr 1815 erzählt die nähmliche Geſchichte ſtatt von Leſſing, von Engel, allein auf eine ſo unglückliche Art, daß ſchwerlich der Scharfſinn irgend eines Leſers errathen wird, worin eigentlich ihr Anziehendes beſtehen ſoll, und daß man auch darum Urſache hat, den frühern Erzählungen, die den Einfall dem Verfaſſer der Minna von Barnhelm zuſchreiben, mehr Glauben beyzumeſſen.

Wer weiß übrigens, ob er nicht ſelbſt auch dem letzten angedichtet, und aus irgend einer Sprache des Auslands entlehnt iſt?

IV.

Der älteſte aller Kandidaten.

Im Julius des Jahrs 1773 ſtarb zu Hannover der Kandidat der Gottesgelahrtheit, Johann Heinrich Tiſchler, in einem Alter von 117 Jahren. Seitdem es eine Theologie und Aemter gibt, hat es wohl nie einen ältern Kandidaten gegeben, als dieſen, und ſeine jüngern Mitbrüder, die gleich verzweifeln wollen, wenn ſie einen Augenblick, den man dreyßig Jahre nennt, auf ihr Stückchen Brot warten müßen, mögen aus ſeinem Beyſpiele den nöthigen Troſt ſchöpfen. Er diente, wie es einem Kandidaten der Gottesgelahrtheit geziemt, viele Jahre lang ſeinem

Nächſten als Informator, und noch ein Jahr vor ſeinem Tode fand er ſein Vergnügen daran, die Enkel eines ehemahligen Schülers, der ihn über vierzig Jahre lang in ſeinem Hauſe mit allem Nothwendigen verſorgte, mit dem Anfang aller Gelehrſamkeit, mit dem A b c bekannt zu machen. Welcher Methode er ſich bey dieſem Unterricht bediente, iſt leider unbekannt. Da er indeſſen einmahl länger lebte, als andere Leute, ſo hätte er billig auch vollends bis zu der unſern Tagen vorbehaltenen Erfindung der beſten Methode des A b c lehrens und des Erziehens und Unterrichtens überhaupt leben ſollen, um erſt ein Jünger, und dann ein Apoſtel des neuen Evangeliums zu werden. Wie breit könnte man ſich machen, wenn man einen halben Methuſalem als Schüler aufzuweiſen hätte! Und müßten nicht manche ſich weiſe dünkende Knäblein von vierzig bis funfzig Jahren, die gar nicht aufhören wollen, über die Methode aller Methoden die Köpfe zu ſchütteln, müßten, ſage ich, dieſe ihre Köpfe nicht ungeſchüttelt laſſen, wenn ein Mann, der ein

ganzes Jahrhundert älter wäre, als ſie, öffentlich als der Vertreter eben dieſer von ihnen verunglimpften Methode aufträte? Daß der ehrliche Kandidat, ſtatt ihr anzuhängen, ſie ſogar verlacht hätte, iſt freylich nicht unmöglich, aber dennoch hat man große Urſache, das Gegentheil zu glauben. War denn, ich frage Jeden, und Jeder ſoll antworten, war denn bis auf dieſe Stunde unter allen ihren Gegnern ein einziger von einem ſo reifen Alter, als 117 Jahre ſind? Und wäre der gute Mann, wie es den Leuten, die ſich mit dem Sterben ein wenig verſpäten, gern begegnet, vollends kindiſch geworden: ſo dürfte man ihn noch im Grabe mit gutem Gewiſſen für den gläubigſten und eifrigſten ihrer Bekenner erklären.

Wenn ein Menſch hundert und ſiebzehn Jahre alt wird, ſo fragt alle Welt: Wie hat er es angefangen, um den Anſprüchen des Todes ſo lange Trotz zu biethen? Aber leider gibt die Lebensordnung unſers Kandidaten, die ſich beynahe gar nicht von der Lebensordnung anderer Sterblichen,

deren Leben ſiebzig, und wenns hoch kommt achtzig Jahre währt, unterſchied, auf dieſe wichtige Frage keine befriedigende Antwort. Er trank gern Thee und las gern Zeitungen, und wenn Jemand glaubt, er habe durch dieſe beyden Mittel, von welchen bekanntlich das letzte im Ueberfluß und um die billigſten Preiſe zu haben iſt, ſein Leben verlängert, wer kann ihn widerlegen? Uebrigens verachtete er, wie billig, auch den Wein nicht. Unter den Speiſen traf er wenig Auswahl, und ſein Magen vertrug ſich mit der einen ſo gut, als mit der andern. Von jeher war er ein wenig, und zuletzt ganz taub, und die Muſik hatte alſo ſchwerlich Antheil an ſeinem langen Leben. Sein Geſicht war bis in ſein höchſtes Alter vortrefflich, und nie erlebten ſeine Augen die Demüthigung eine Brille zum Verräther ihrer Schwäche machen zu müßen. Bey ſeinem Zeitungsleſen ſowohl, als in der Unterhaltung mit Andern war ſein Lieblings=Gegenſtand — der Krieg, und dieſe unfriedliche Neigung ſcheint dem Manne des Friedens angeboren geweſen zu ſeyn, indem er ſich

der kleinſten Vorfälle, die ſich auf ſie bezogen, aus ſeiner frühſten Jugend mit der größten Lebhaftigkeit erinnerte. Im letzten ſeiner vielen Lebensjahre ſah er ſich zuweilen von ſeiner Vernunft verlaſſen, und in dieſem Zuſtande ſpielte er den Verliebten. Es ging alſo dem guten Kandidaten in ſeinem hohen Alter gerade, wie es uns Allen in unſerer früheſten Jugend geht, in welcher wir ebenfalls verliebt und verrückt zugleich ſind. Uebrigens war dieſe ſpäte Liebe Nichts als Fortſetzung einer frühern, und zeugte alſo zugleich von einer ſeltenen Beſtändigkeit. Der hundert und ſechzehnjährige Liebhaber wollte durchaus von Hannover nach Caſſel fliegen, um eine ehemahlige Geliebte zu beſuchen, die höchſtens noch in einer Urenkelinn vorhanden ſeyn konnte. Er war lang von Perſon, ſtark und wohlgebildet, und hatte ſehr lebhafte Augen. Seine vorzüglichſte Beſchäftigung war Leſen, und da er ihr bis zu ſeinem Ende oblag, und mehr als zwanzig Jahre ſein Zimmer gar nicht mehr verließ, ſo möchte es wohl nicht leicht eine an-

dere Beleſenheit mit der ſeinigen aufnehmen können.

Eine Mattigkeit, die ihn befiel, machte endlich unſern Kandidaten der Gottesgelahrtheit zu einem Kandidaten des Todes. Er verlor das Bewußtſeyn, und achtzehn Tage ſpäter endigte er ſtill und unbemerkt ſein hartnäckiges Leben.

V.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Lehre und Beyſpiel.

Jeder Menſch ſollte ein Handwerk lernen, predigt der gelehrte Davus, und gibt zugleich das Beyſpiel zu ſeiner Lehre. Alle ſeine gelehrten Beſchäftigungen ſind ein Handwerk.

2.

Vielſchreiben.

Man hält das Vielſchreiben für ein Hinderniß des Gutſchreibens. Ich aber behaupte, man kann gar nicht gut ſchreiben, wenn man nicht viel ſchreibt. Nur Uebung macht den Meiſter. Wer viel und ſchlecht ſchreibt, würde auch ſchlecht ſchreiben, wenn er wenig ſchriebe.

3.

Rath für mich und Andere.

Der Menſch, der Dich beleidigte, ſagſt Du, ſey verächtlich. Je nun, ſo verachte ihn, oder mit andern Worten, würdige ihn nicht Deiner Ahndung.

4.

Frage, den Nachdruck betreffend.

Hat es wohl jemahls einen Schriftſteller gegeben, der es im Ernſt übel nahm, wenn man ſeine Werke nachdruckte?

5.

Große Schriftſteller.

Ein einzelner großer Schriftſteller verbreitet mehr Licht in der Welt, als das ganze Heer der gewöhnlichen. Was hälfen uns Millionen Sterne, wenn wir keine Sonne hätten?

6.

Verborgene Gedanken.

Wie viel Herrliches wird gedacht, ohne geſagt zu werden! Es bleibt mehr Gold unter der Erde liegen, als aus ihr hervorgegraben wird.

7.

Schöne Gefühle.

Auch die ſchönſten Gefühle können unter gewißen Umſtänden und in gewißen Verhältnißen lächerlich und ſchädlich zugleich ſeyn. Es iſt beſſer, der Zimmermann denkt im Walde an das Holz, das er in ihm zu fällen hat, als daß er über ſein ſanftes Grün, über ſeinen kühlen Schatten, und über die Majeſtät ſeiner Eichen in Entzückungen ausbricht.

8.

Der erfrorene Weinſtock.

Armer Weinſtock! Wie manche Freude, wie manches ſchöne Gedicht, und wie manche Wahrheit, die bekanntlich in Deinem edlen Saft verborgen liegt, iſt in dieſer Nacht mit Dir erfroren!

9.

Große Opfer für kleine Zwecke.

Mancher Menſch erkauft mit großem Schaden einen kleinen Vortheil. Er ſchneidet ſich die Fin-

ger ab, damit er die Nägel nicht mehr beſchneiden darf.

10.

Die Unheilſtifter.

Das größte Uebel in der Welt ſind die Leute, die allem Uebel abhelfen wollen, und ſie wäre ſchon längſt beſſer, wenn kein Menſch ſie verbeſſern wollte.

11.

Abweichen vom ordentlichen Pfade.

Jeder Menſch denke, er ſtehe in einem Zauberkreiſe, über welchen es zwar erlaubt iſt, hinauszuſehen, aber nicht hinauszutreten.

12.

Unnöthiger Nachdruck.

Einfältiger Menſch! Was fällt Dir ein, Stentors Werk nachzudrucken? Für ein gutes Wort hätte Dir der rechtmäßige Verleger die ganze ächte Ausgabe zum Geſchenk gemacht.

13.

Wohlthaten gegen Feinde.

Es gibt Leute, die lieber ihren Feinden Gutes thun, als ihren Freunden, und vielleicht läßt ſich

die Erſcheinung durch die Eitelkeit erklären, weil man für das Erſte mehr Bewunderung zu erwarten hat, als für das Letzte.

14.

Leidenſchaften.

Es gehört vielleicht mehr Kunſt dazu, ſeine Leidenſchaften zu verbergen, als ſie zu unterdrücken.

15.

Der Schwätzer.

Nur die Ohren eines Midas, oder eines ſchlechten Muſikers ſollten verdammt ſeyn, einen Schwätzer anzuhören.

16.

Der Sonderling.

Du fürchteſt Dich, für einen Sonderling gehalten zu werden?

Ich weiß ein zuverläßiges Mittel, Dich gegen dieſe Meinung zu verwahren. Sey ein Narr!

17.

Der Trinker.

Möchten doch die Menſchen ſo ſchlecht ſeyn, als ſie wollten, wenn nur der Wein beſſer wäre!

18.

Verdienſt der Schönheit.

Warum wollt Ihr mancher Frau ihre Schönheit für kein Verdienſt gelten laſſen? Wird ſie doch oft ſogar ihrem Manne für eins angerechnet.

19.

Der Tod.

Wäre der Tod ein Uebel, ſo könnte das Leben unmöglich eine Wohlthat ſeyn.

20.

Weltkenntniß.

Die Welt fordert von jedem gebildeten Menſchen, daß er ſie kenne, und gibt dadurch einen Beweis, daß ſie ſich ſelbſt nicht kennt.

21.

Feindesliebe.

Ich geſtehe offenherzig, ich würde mich ſchämen, meine Feinde zu lieben.

22.

Die Schmähſüchtigen.

Die Leute ſind keines Tadels werth, die den Tadel mit Schmähungen erwiedern.

23.

Verheimlichtes Alter.

Man muß ſehr jung an Verſtand ſeyn, um ſich ſeines Alters zu ſchämen.

24.

Die Schwärmerey.

Da die ächte Schwärmerey Nichts taugt, was ſoll man von der angenommenen ſagen, die leider ein Erbübel unſerer Zeit iſt?

25.

Teufelslehre.

Die Lehre vom Teufel kommt gewißen Menſchen ſehr zu ſtatten. Es gibt doch ein Weſen, von dem ſie mit einigem Schein behaupten können, es ſey ſchlimmer, als ſie.

26.

Der vergeſſene Poet.

Der arme Davus kann es ſich nicht läugnen, daß ſeine Schriften, ſo wie ſie entſtehen, wieder vergeſſen ſind. Aber er tröſtet ſich damit, daß er ſich einbildet, die ganze Welt habe ein kurzes Gedächtniß.

27.

Die Freyheit.

Ich muß immer lächeln, wenn ich ſo viel von Freyheit ſingen und ſagen höre, ſo lange es noch Weiber in der Welt gibt.

28.

Das Weinen.

Wehe dem Menſchen, deſſen Augen ſtets trocken ſind! Selbſt Krokodillsthränen ſind beſſer, als gar keine.

29.

Lebenslauf von Manchem.

Dem armen Manne blieb in der zweyten Hälfte ſeines Lebens Nichts zu thun übrig, als ſich der erſten zu ſchämen.

30.

Aehnlichkeit und Unähnlichkeit.

Wem fällt nicht bey einem gelehrten Dummkopfe die dumme Auſter ein, in welcher, ohne daß es ihr frommt, eine köſtliche Perle verborgen liegt? Aber die Perle in der Auſter kann ans Licht gezogen werden, um zu glänzen und zu er-

freuen, wenn das Wiſſen des Dummkopfs gar keinen andern Nutzen hat, als daß es ihn aufbläht.

31.

Die weiſe Jugend.

Je weiſer Du Dich in der Jugend dünkſt, deſto gewißer biſt Du im Alter ein Narr.

32.

Unbelohnte Verdienſte.

Mag die Welt immer Verdienſte unbelohnt laſſen. Es iſt beſſer gar nicht, als ſchlecht bezahlt werden, und wenn pflegt dieſe Schuldnerinn anders, als ſchlecht zu bezahlen?

33.

Die heutigen Poeten.

Welcher vernünftige Menſch wünſcht nicht in unſern Tagen in Platos Freyſtaat zu leben, aus welchem — die Dichter verbannt waren?

34.

Langeweile.

Je länger Dir die Zeit in Deinem Leben geworden iſt, deſto kürzer haſt Du gelebt.

35.

Die Geißel.

Die Geißel der Satyre kann auch Unſchuldige berühren, aber nur Schuldige kann ſie ſchmerzen, und man hat alſo Recht, ſie die Erbärmlichen am ſtärkſten fühlen zu laſſen, die man unter ihren Streichen ſich am ungeberdigſten betragen ſieht.

36.

Die Verhaßten.

Es hat von jeher Leute gegeben, die mir ſo verhaßt waren, daß ich ordentlich um ihre Feindſchaft buhlte.

37.

Muſterhafte Beurtheilung.

Davus ſchrieb ein mittelmäßiges Werk, und Philo fällte dadurch ein Urtheil über daſſelbe, daß er über den nähmlichen Gegenſtand ein vortreffliches ſchrieb.

38.

Die Meiſter.

Die größten Meiſter ſind diejenigen, die nie aufhören, Schüler zu ſeyn.

39.

Mein Entſchluß.

Ich würde, wenn mich auch nicht mein Gewiſſen dazu aufforderte, ſchon darum nie aufhören, meine Meinung über gewiße Dinge zu ſagen, weil ſonſt einige Leute ſich einbilden könnten, es ſey mir etwas an ihrer Gunſt, oder an ihrem Beyfalle gelegen.

40.

Auf gewiße Schriftſteller.

Statt zu verlangen, daß man ſein Buch kaufe, ſollte mancher Schriftſteller ſich Leſer kaufen.

41.

Stolz und Eitelkeit.

Einen ſtolzen Menſchen ſuche ich nicht auf, aber vor einem eitlen laufe ich davon.

42.

Weibliche Heiraths-Urſache.

Manches Mädchen heirathet nicht, um einen Mann zu bekommen, ſondern um eine Frau zu werden.

43.

Adam und ſeine Söhne.

Wie mancher Mann hat nicht Adams Los, und verliert das Paradies durch die Schuld ſeiner Eva!

44.

Todesurſache.

Mancher ſtirbt bloß darum, weil er zu ſehr am Leben hängt, und zu ängſtlich für die Erhaltung deſſelben beſorgt iſt. Von einem Unglücklichen dieſer Art kann man ſagen, er wäre nicht geſtorben, wenn er hätte ſterben wollen.

45.

Das Glück.

Das Glück iſt wie die Geſundheit. Man beſitzt es, ohne es zu kennen, und ohne es zu ſchätzen.

46.

Die Laſter.

Die Laſter ſind verbothene Früchte, die von den Meiſten nur darum ſparſamer genoſſen werden, weil ſie ihnen zu hoch im Preiſe ſtehen.

47.

Betragen gegen die Böſen.

Hütet Euch lieber vor den Böſen, als daß Ihr Euch vergebens bemüht, ſie zu beſſern. Es iſt leichter, die Schafe vor dem Wolf bewahren, als den Wolf gewöhnen, daß er aufhört, ſie zu zerreißen.

48.

Die Welt und die Weiſen.

Die Weiſen ſind die Widerſpruchs-Partie des Welt-Parlaments, und ſehen ſich daher auch faſt immer überſtimmt.

49.

Schulen und Lehrzünfte.

Wenn jeder Menſch ſeinen Verſtand brauchte, ſo würde es bald weder ſogenannte Schulen, noch Lehrzünfte mehr geben, und je häufiger daher dieſe ſind, deſto mehr hat man Urſache, dem Geiſt der Zeit zu mißtrauen.

50.

Die Narren.

Die Narren ſind nicht werth, klug zu werden.

51.

Die Stürme.

Die Stürme in der Natur ſind uns auch darum erträglicher, als die im Staate, weil wir uns, ohne Verdruß zu bekommen, in den Zeitungen, und wo es uns beliebt, über das Unheil, das ſie anrichten, beſchweren dürfen.

52.

Schurken-Grabſchrift.

Bilde Dir ein, Wanderer! Du ſtändeſt nicht auf einem Grabe, ſondern unter dem Galgen.

53.

Der Wittwer.

Wäre meine Frau nicht noch zu rechter Zeit geſtorben, ſo hätte ſie mich ins Grab gebracht, und ihr Tod iſt es alſo, dem ich mein Leben verdanke.

54.

Verachtung.

Verachtung iſt der bitterſte Haß.

55.

Verſtand.

Wer Verſtand beſitzt, gebraucht ihn auch, und die Leute, von welchen man zu ſagen pflegt, daß

ſie den ihrigen nicht gebrauchen, haben gewöhnlich keinen. Der Geiſt kann nicht, wie der Körper, die Augen bald verſchließen, und bald offen halten.

56.

Geiſt der Zeit.

Wachend träumen, und die albernſten Träume für wahr halten, iſt der Geiſt unſerer Zeit. Der Nahme unſerer nicht erdichteten Don Quixote iſt Legio, und die eingebildeten Prinzeſſinnen, deren Schönheit ſie verfechten, ſind noch häßlichere und pöbelhaftere Dirnen, als die Dulcinea des Ritters von Mancha. Daß aber die neuen Don Quixote, gleich ihrem Vorbilde, noch vor ihrem ſeligen Ende ihre Narrheit erkennen und bekennen werden, läßt ſich ſchwerlich hoffen.

57.

Gewitterfurcht.

Ich kann, ſprach ein Mann zu ſeiner Frau, Deine Gewitterfurcht, mein Engel! gar nicht begreifen. Ein Donnerwetter fürchtet das andere.

58.

Weltverachtung.

Nur der Mann hat Anſpruch an die Achtung der Welt, der ſie ſelbſt verachtet.

59.

Jugend und Alter.

In der Jugend braucht der Menſch bloß Körper, und im Alter bloß Seele zu ſeyn.

60.

Der eitle Poet.

Iſt es ein Wunder, daß Stentor eitel auf die Verſe iſt, die er aus Eitelkeit gemacht hat?

61.

An einen dunkeln Mode-Schriftſteller.

In Deinem Buche, mein Freund! iſt mir gar Nichts deutlich, als daß es ein Narr geſchrieben hat.

62.

Die Langeweile.

Die Langeweile iſt ein Geſpenſt, das uns in der Einſamkeit und in der Geſellſchaft verfolgt, und das doch Jeder zu verbannen vermag. Die

meiſte Langeweile machen diejenigen Leute, die ſelbſt am meiſten Langeweile haben.

63.

Verkehrtheit des Geizes.

Mancher Menſch wäre reich geworden, wenn er weniger geſpart hätte, und man hat wohl Recht, den Geiz eine Wurzel alles Uebels zu nennen, da man nicht einmahl ſicher iſt, ob man nicht arm durch ihn wird.

64.

Armuth.

Das Glück und die Armuth ſind heimliche Freunde.

65.

Die Aeußerſten.

Auch in der Menſchenbildung berühren ſich die Aeußerſten. Gar keine Bildung und zu viele Bildung iſt beydes Barbarey.

66.

Verſteckter Eigennutz.

Kleinern Vortheilen entſagen, wird oft als Mittel gebraucht, größere zu erlangen, und

Mancher läßt ſich ſeine Uneigennützigkeit theuer bezahlen.

67.

Schulregel.

Der Lehrer ſoll den Schüler Nichts lehren, als das Lernen.

68.

Würdigung der Abſicht.

Es kommt bey unſern Handlungen Alles auf die Abſicht an. Nicht Jeder z. B. der die Leute ums Leben bringt, iſt ein Todtſchläger. Er kann auch ein Arzt ſeyn.

69.

An Leidende.

Hört auf, über Uebel zu klagen, die nothwendige Bedingungen des Lebens ſind! Dort iſt der Himmel, und nicht hier!

70.

Die ſchöne Schriftſtellerinn.

Schade, Schade für den ſchönen Körper, daß er ein ſchöner Geiſt iſt!

71.

Weiberfeinde.

Ich läugne es ſchlechterdings, daß es jemahls einen Weiberfeind gegeben hat. Wer kann die Liebenswürdigkeit haſſen? Nicht alle Satyren ſind böſe gemeint, und ein Weiberſpötter iſt noch kein Weiberfeind.

72.

Macht der Schönheit.

Die Schönheit hat die meiſten, die getreueſten, und die glücklichſten Unterthanen.

73.

Begierde nach Lob.

Die Begierde nach Lob verdient ſelten das, wonach ſie ſtrebt, wenn ſie es gleich nicht ſelten erlangt.

74.

Gegen die Schwätzer.

Es iſt beſſer, nicht reden, als nicht ſchweigen können.

6 *

75.

Seligſprechung.

Es möchte wohl Mancher im nähmlichen Augenblicke vom Himmel verdammt werden, in welchem die Welt ihn ſelig ſpricht.

76.

Gefahr der Tugend.

Es gibt kein halsbrechenderes Wagſtück, als ein rechtſchaffener Mann zu ſeyn.

77.

Das Lob.

Das Lob iſt eine Münze, die wir ſelten für ächt erkennen, wenn ſie Andern, und nie für unächt, wenn ſie uns gegeben wird.

78.

Die Unglücklichen.

Wer iſt mehr zu beklagen, als gewiße neuere Schriftſteller? Selbſt die Tollheit, die ſie als ihre Göttinn und Muſe anrufen, wendet ihr Antlitz von ihnen. Es gelingt ihnen nicht mit der Verrücktheit, und mancher unwillkührliche Zug verräth, daß ihre Raſerey bloße Ziererey iſt. Mit Einem

Worte. Es geht ihnen wie dem Schauſpieler, dem, als er auf einer Londner Bühne den Betrunkenen ſpielte, ein Kunſtverſtändiger zurief: Freund! Dein linker Fuß iſt noch nüchtern.

79.

Selbſtbekenntniße.

Manche verurtheilen ihre Handlungen vor der Welt gegen ihre Ueberzeugung, und geſtehen Andern mehr Fehler, als ſich ſelbſt.

80.

Männliche Tugend.

Was geht über die Tugend der Männer? Ueben ſie nicht die ſchwerſte aller Pflichten, und ſind ganz närriſch vor Liebe gegen das ganze Geſchlecht ihrer Feindinnen?

81.

Betrug der Welt.

Die Welt, ſagt das Sprichwort, will betrogen ſeyn, und werde alſo betrogen. Betriegt immer die Welt, aber rechnet darauf, daß Ihr die Betrogene zugleich als die ärgſte Betriegerinn kennen lernt.

82.

Der Menſch nach Leibnitz.

Leibnitz, indem er in einer ungedruckten Sammlung von allerhand Bemerkungen den Wunſch äußert, es möchte ein Mittel geben, die Kraft des Feuers abzuhalten, ſetzt hinzu, mit Hülfe dieſes Mittels könnte man Menſchen und andere Sachen, die ſonſt verloren gehen müßten, ſalviren. Bloße Sachen waren alſo die Menſchen in den Augen eines der größten Philoſophen. Wie ſich übrigens dieſe Leibnitziſchen Sachen ſelbſt vor dem ärgſten Feuer, nähmlich vor dem hölliſchen, ſalviren ſollen, wiſſen ſie alle ſehr gut. Aber leider pflegen die wenigſten von dem Mittel Gebrauch zu machen.

83.

Zur Geſchichte der Kartoffeln.

Leibnitz bemerkt von den Kartoffeln, die zu ſeiner Zeit noch eine Seltenheit waren, die Weiber liebten ſie ſonderlich. Dieſe ſonderliche Liebe ſcheint die edle Frucht ſpäter wieder verloren zu haben, vielleicht weil keine Art von

Liebe, und die ſonderliche am wenigſten, bey dem ſchönen Geſchlecht von Dauer iſt.

84.

Lernen aus Büchern.

Man lernt viel aus Büchern, wenn man zugleich viel ohne Bücher lernt.

85.

Empfindlichkeit gegen Beleidigungen.

Wegen der kleinſten Beleidigung vergißt man oft die größte Wohlthat. So große Verdienſte ſich der Regen um uns erwirbt, ſo können wir es ihm doch nicht verzeihen, daß er uns naß macht.

1 8 1 5.

Achte Abtheilung.

I.

Die Obſthändlerinn.

Dem armen Dalhuk hatte ſein Vater, ein Töpfer in Bagdad, eine Stiefmutter gegeben, und dieſe jagte den Stiefſohn aus dem Hauſe, weil er ſich unterſtanden hatte, ihrem leiblichen Sohne Badur, einem Mutterſöhnchen, das ſo boshaft war, als ein Dummkopf nur immer ſeyn kann, Gerechtigkeit — mit ſeinem Stock widerfahren zu laſſen. Der Vertriebene flüchtete ſich zu Kaſſanak, ſeinem Oheim von mütterlicher Seite, und dieſer eben ſo verſtändige als rechtſchaffene Mann ſchwor, den geliebten Neffen an der Stiefmutter zu rächen, und ihr zugleich das

Vermögen, das ſie dem jungen Menſchen geraubt hatte, wieder zu entreißen.

Aber, dachte er, man darf nicht viel weniger ſeyn, als der Teufel ſelbſt, um einem böſen Weibe die Spitze zu biethen, und er beſchloß daher, die Hülfe eines Freunds anzurufen, der zwar nicht der Schwarze ſelbſt, aber doch ein Schwarzkünſtler war.

Freund! ſprach er zu ihm, ich will Dir Gelegenheit verſchaffen, Dein Meiſterſtück zu machen. Deine ſchwarze Kunſt ſoll die ſchwarzen Thaten eines Weibs vereiteln. Narilha, die Obſthändlerinn, die Stiefmutter meines Neffen, hat den jungen Menſchen aus dem väterlichen Hauſe gejagt, und will, daß ſeine Braut, die ſchöne Tochter eines reichen Barbiers, ihre eigene Mißgeburt, den Badur, heirathe. Hilf mir alſo, ich beſchwöre Dich! mit Rath und That. Ich weiß, Du darfſt nur wollen, und die Nichtswürdige wird gezüchtigt und entlarvt, und der gute Dalhuk darf nicht als ein troſtloſer Liebhaber ſterben.

Du forderſt viel, mein guter Kaſſanak! antwortete der Schwarzkünſtler, aber ich kann auch viel. Die Dame Stiefmutter ſoll an mich, oder vielmehr, da ich Dich ſelbſt zum Hauptwerkzeug ihrer Züchtigung unter meiner oberſten Leitung machen will, an Dich denken.

Kaſſanak verließ den Schwarzkünſtler, um unverzüglich zur Ausführung des Plans zu ſchreiten, den dieſer ihm ſchriftlich eingehändigt hatte.

Am folgenden Morgen nahm ſein Neffe auf ſeinen Befehl von der ſchönſten Bude in der Nähe des kaiſerlichen Pallaſts Beſitz, um Obſt feil zu biethen, und er ſelbſt begab ſich in der Tracht eines Armeniers, die er von dem Schwarzkünſtler empfangen hatte, nach Narilhas Wohnung.

Die Obſthändlerinn führte ihn auf ſein Verlangen in ihre Bude, und ließ ihn ihre ſehr künſtlich zur Schau ausgelegte Waare ſehen. Er ermangelte nicht, die Schönheit der Früchte, und nachdem er einige auf die Einladung der Verkäuferinn der Prüfung ſeines Gaumens un=

terworfen hatte, auch ihre Güte zu rühmen. Ich ſehe, ſprach er, daß ich mir die Reiſe nach Damaskus erſparen kann. Auch in Bagdad gibt es Obſthändlerinnen, oder vielmehr eine Obſthändlerinn, die ſich auf ihr Gewerbe verſteht.

Ich darf mich nicht ſelbſt loben, erwiederte die Geſchmeichelte, aber umſonſt hat mich der Kalif, der doch Gärten ohne Zahl beſitzt, und Gärtner ohne Zahl beſoldet, nicht zu ſeiner Oberhofobſtlieferantinn gemacht. Jede Pflaume, die Du hier ſiehſt, iſt für ſeine Tafel beſtimmt. Aber ein Gelehrter, wie Du zu ſeyn ſcheinſt, gilt in meinen Augen wenigſtens eben ſo viel, als ein Kaiſer, und mit Vergnügen theile ich daher meine Feigen und Pfirſiche zwiſchen Dir und dem Beherrſcher von Bagdad.

Du biſt, verſetzte Kaſſanak, eine Frau, die würdig wäre, mit den Früchten des Paradieſes zu handeln, und ſelbſt die Aepfel des verbothenen Baums an Deine Schweſtern, die heutigen Even, zu verkaufen, und wie glücklich bin ich, daß Du mir für ein ſo ſchlechtes Ding,

als das Geld iſt, ſo herrliche Dinge, als hier aus Deinen Körben mich anlachen, ſchenken willſt! Sprich alſo, was koſtet dieſes Paar Granatäpfel, zu welchem ich Luſt habe?

Zwey Granatäpfel, dachte die Obſthändlerinn, ſind Alles, was der Herr kaufen will, der ſo viele ſchöne Worte an meine Waare verſchwendete! Gut, er ſoll mir für dieſe zwey wenigſtens ſo viel bezahlen, als zehn werth ſind, und wirklich forderte ſie einen Preis, für welchen der gute Kaſſanak beynahe ein Paar ſilberne Aepfel hätte kaufen können. Indeſſen ließ er ſich gar nicht merken, daß er zwiſchen der guten Muſelmänninn und einem Juden eine höchſt anſtößige Aehnlichkeit wahrzunehmen glaubte, und indem er die Aepfel bezahlte, ſprach er: Ich hoffe, wenn man ſich erſt durch dieſe Proben überzeugt hat, von welcher Güte Deine Früchte ſind, ſo werde ich Aufträge bekommen, Dir mehr abzukaufen, als Du zu verkaufen haſt. Mit dieſen Worten trat der verkappte Armenier aus der Bude, und warf

vor den Augen der Obſthändlerinn die beyden Granatäpfel in die Luft.

Die Obſthändlerinn und ihr Sohn, der ebenfalls anweſend war, ſchrieen laut vor Verwunderung, als ſie die beyden Aepfel wie ein Paar Luftbälle in die Wolken emporſteigen und verſchwinden ſahen, der Armenier aber murmelte einige leiſe Worte in eine kleine ſilberne Röhre, die er aus der Taſche zog, hinein, und ſprach, indem er ſich ſtellte, als ob ihm durch ein ſilbernes Horn, das er ſich ans Ohr hielt, geantwortet würde, zu ihr: Ich wünſche Dir Glück! Man findet Dein Obſt vortrefflich, und befiehlt mir, Dir Alles abzukaufen, und es auf der Stelle den Granatäpfeln nachzuſenden. Das Geſchäft wird bey den vielen Helfern, die man mir geſchickt hat, wenig Zeit koſten. Nimm alſo aus meinem Beutel, was Dein Obſt werth iſt, und laß mich Deine Körbe leeren.

Der Beutel enthielt etwa zehn Mahl ſo viel, als das Obſt werth war. Aber Frau Narilha bändigte ihre Habſucht, und ließ ſich begnügen,

die Hälfte, und alſo nur fünf Mahl ſo viel zu nehmen, als ihr gebührte, und ſah übrigens nebſt ihrem Sohne mit neuem Erſtaunen, wie der Armenier ihre Melonen, Aepfel und Birnen dem Himmel zuſchickte. Freund! fing ſie endlich an, man muß wider Willen an Zauberey glauben, wenn man Dir zuſieht. Einen Apfel kann ich wohl auch in die Höhe werfen, aber wie man es angreift, daß er nicht wieder zur Erde herabfällt, dieſes Kunſtſtück iſt mir zu hoch. Erkläre mir wenigſtens, wo das Obſt, das Du auf eine ſo ſeltſame Weiſe verſendeſt, am Ende hingelangt.

Wunderliche Frage! verſetzte der Armenier. Wohin wird es gelangen, als zu den Sternen, deren Oberlieferant ich bin! Das Klima dort oben iſt gar nicht ſo gut, als Ihr Leute Euch einbildet, wenn Ihr den ſchönen Himmel angafft. Bald iſt es dort zu heiß, bald zu kalt, bald regnet es zu viel, bald zu wenig. Wie ſoll bey einer ſolchen Witterung auch nur ein Holzapfel, oder eine Stachelbeere gedeihen?

Und doch ſind die meiſten Sterne ſo große Obſtnäſcher, als die Menſchen. Sorge alſo nur dafür, daß Du täglich mit ſo guter Waare verſehen biſt, wie heute, und es kann nicht fehlen, Du wirſt die Leibobſthökin des Steinbocks und des Krebſes, der Jungfrau und der Zwillinge, des Scorpions und der Fiſche, des Stiers und des Widders, des Löwen und der Wage, des Schützen und des Waſſermanns. Daß ſie gut bezahlen, haſt Du bereits erfahren, und die Ehre haſt Du alſo noch umſonſt.

Das Hökerweib war nicht ganz ſo gläubig, wie einige neue Philoſophen, und hielt immer noch die Wunder, die ſie ſah und hörte, für einen Traum. Deſto weniger zerbrach ſich ihr Sohn, der Dummkopf, den Kopf darüber. Er glaubte Alles müße ſo ſeyn, und machte ſogar den Verſuch, dem Zauberer nachzuzaubern.

Ein wackerer Jüngling, der Dir außerordentlich ähnlich ſieht! ſprach dieſer zur Obſthändlerinn. Ohne Zweifel iſt er Dein Bruder?

Narilha belehrte ihn, daß der junge Menſch ihr Sohn wäre, und der Armenier heuchelte ein ungemeines Erſtaunen, daß eine Mutter nicht älter als ihr leiblicher Sohn zu ſeyn ſcheine. Aber, ſprach er, da dein Sohn einmahl da iſt, ſo ſollteſt Du nicht vergeſſen, was jedem jungen Menſchen gehört, nähmlich eine Frau, und ihm je eher je lieber eine verſchaffen.

Er iſt bereits ein halber Bräutigam, antwortete ſie. Die Tochter eines reichen Barbiers von meiner Bekanntſchaft hält nur Ehrenhalber ihr Jawort noch ein wenig zurück.

Was ſagſt Du? unterbrach ſie der Armenier, einen reichen Barbier habt Ihr in Bagdad? Beym Propheten! wenn der reiche Barbier noch überdieß ſeine Zunge im Zaum zu halten verſteht, ſo entführe ich ihn in die obern Reiche, um ihn im Himmel für Geld ſehen zu laſſen. Aber mag er auch mehr Goldſtücke beſitzen, als alle ſeine Barbier-Kunden Haare im Bart haben, ſeine Tochter iſt dennoch kein Mädchen für einen jungen Menſchen, der, wie Dein Sohn,

nicht etwa bloß unter den Großvezierstöchtern der Erde die Wahl hat, ſondern ſich ſelbſt am blauen Himmel nach einer Frau umſehen darf. Du darfſt mir glauben, ich kenne Mädchen an der Himmelsfeſte, die aus keiner andern Urſache nicht närriſch vor Liebe zu dem unvergleichlichen Badur ſind, als weil ſie ihn noch nicht geſehen haben.

Sprichſt Du im Ernſt, verſetzte die Obſthökin, iſt bey den Sternen, deren Oberlieferant Du biſt, das Heirathen, das auf der Erde aus der Mode zu kommen anfängt, ebenfalls im Gebrauch?

Warum nicht? antwortete der Armenier. Glaubſt Du, ein Stern, der ein Mädchen, oder ein Mädchen, das ein Stern iſt, wolle nicht auch unter die Haube kommen? Man kann auch bey uns nicht ohne Zank, und alſo auch nicht ohne Ehe leben, und wenn Ihr donnern hört, ſo iſt es weiter Nichts, als die Stimme einer Frau, welcher über die Untugenden ihres Mannes die Geduld ausgegangen iſt. Traue

alſo meinem Wort, wenn ich Dir ſage, daß Dein Sohn bloß ſeine Barbierstochter zu vergeſſen braucht, um Dich in Kurzem zur Schwiegermama der jüngſten und glänzendſten von allen unſern Schönen zu machen. Du weißt ja, daß ſogar die Morgenröthe vor einigen tauſend Jahren einen Sterblichen zum Manne genommen hat.

Es iſt wahr, erwiederte die Obſthändlerinn, und warum ſollte alſo mein Sohn für einen Stern, der doch noch lange keine Göttinn iſt, zu ſchlecht ſeyn? Aber darf ich fragen, wie heißt die Dame, auf welche Du in ſeinem Nahmen ein Auge geworfen haſt?

Man kann keinen ſchönern Nahmen haben, als ſie, verſetzte Kaſſanak. Dein Nahme, Narilha, iſt gewiß ein ſchöner Nahme, aber ich wette, Du würdeſt Dich doch keinen Augenblick beſinnen, mit Deiner künftigen Schwiegertochter zu tauſchen, die Lucifer heißt.

Lucifer! ſchrie die todtenblaſſe Obſthökinn, Lucifer heißt ja der Teufel, und mit dieſem willſt Du meinen Sohn verheirathen?

Bewahre mich der Himmel, erwiederte der Armenier, daß ich des Teufels Kuppler ſeyn ſollte! ob ich Dich gleich verſichern kann, daß ein Mann, der den Teufel zur Frau hätte, immer noch nicht am ſchlimmſten von allen Männern verheirathet wäre. Lucifer, mußt Du wiſſen, iſt zwar allerdings ein Nahme, den der Teufel ſich zueignet, aber Lucifer heißt auch die ſtrahlende Schöne, die Eure Sternſeher den Morgenſtern nennen, und dieſe ſoll künftig Lieb und Leid mit Deinem Sohne theilen.

Ich habe immer gedacht, antwortete Narilha, der Morgenſtern ſey eher ein Mann, als eine Frau. Aber wenn er auch wirklich zu meinem Geſchlecht gehört, ſo iſt er doch zuverläßig die älteſte von allen alten Jungfern, und bisher, muß ich Dir ſagen, wenn mein Sohn ſich in ein Mädchen verliebte, ſo war ſie nie älter, als höchſtens zwanzig Jahre.

Und älter iſt auch der dermahlige Morgenſtern nicht, verſetzte Kaſſanak. Es iſt ein bloßer Wahn hier unten, daß die Sterne ewig leben.

Es ſind ſchon viele tauſend Morgenſterne gebo=ren und geſtorben.

Aber ſage mir doch, ſprach die Obſthökinn, wenn mein Sohn den Morgenſtern zur Frau nimmt, muß er dann auch ſelbſt am Himmel glänzen?

Keineswegs, antwortete der Armenier. Es iſt bey uns, wie bey Euch. Je mehr die Frau glänzt, deſto weniger kann und darf es der Mann.

Der Armenier ließ jetzt einen Kübel mit Waſſer bringen, in welchen er dem Badur hin=einzuſehen befahl. Denke an Deine Braut, ſprach er zu ihm, damit das Vergnügen Dei=nem Geſicht die nöthige Anmuth leiht. Unver=gleichlich! fuhr er fort, als Badur ſeinen Kopf in den Kübel ſteckte. Doch jetzt iſts genug, und Du kannſt gehen.

Badur ging, und der Armenier ſprengte das Waſſer aus dem Kübel in die Luft, ohne daß ein Tropfen auf die Erde fiel. Ich ſende, antwortete er der fragenden Narilha, auf dieſe

Weiſe das Bildniß Deines Sohns der Schönſten unter den Sternen, und im Augenblicke werden wir erfahren, ob er von ihr mit eben ſo günſtigen Augen angeſehen wird, als von ſeiner Barbierstochter. Nachdem er noch einige Minuten von gleichgültigen Dingen geſprochen hatte, ſprang er auf, und legte ſein Rohr an den Mund, und ſein Horn ans Ohr. Die Obſthändlerinn ſah voll Hoffnung das vergnügte Geſicht, das er während dieſes Gaukelſpiels machte, und der Schalk ließ ſie nicht lange in Ungewißheit. Dein Sohn, ſprach er, iſt ein wahrer Zauberer. Er gefällt ſeiner künftigen Braut beynahe noch mehr, als einſt Endymion der Diana, oder Cephalus der Aurora, und die kleinen Mängel, an welchen ſich ihr feiner Geſchmack ein wenig ſtoßen will, kann er von ſelbſt verbeſſern. Der junge Menſch hat einen fürchterlichen Bart, und die Sternprinzeſſinn liebt in dieſem Stücke den allzugroßen Reichthum faſt noch weniger, als die bitterſte Armuth. Dein Sohn muß ſich alſo völlig glatt ſcheren laſſen,

und auch von ſeinen Augenbraunen muß er wenigſtens die Hälfte miſſen. Ein kleines Geſchenk wird ebenfalls nicht verſchmäht werden. Wo ſind die Mädchen, die ſich mit der bloßen Liebe abſpeiſen laſſen, ſie mögen auf der Erde, oder am Himmel ihren Glanz verbreiten? Doch iſt es für den Anfang an einem Strauße von auserleſenen Blumen genug.

Der Armenier ging, nachdem er der Obſthändlerinn noch die ſtrengſte Verſchwiegenheit wegen ſeines Handels mit ihr aufs ernſtlichſte empfohlen hatte. Die Sterne, ſprach er, ärgern ſich genug, daß ſie immer in der Leute Mäulern ſind. Tag und Nacht müßen ſie ſich von fürwitzigen Augen begaffen laſſen, und keiner von ihnen kann ſich von der Stelle bewegen, ohne ſich allerhand lächerlichen Urtheilen auszuſetzen. Nicht genug, daß die Schiffer ſie zu ihren Wegweiſern machen, fragt man ſie ſogar bey Dingen um Rath, von welchen Kunde zu nehmen, ſchlechterdings unter ihrer Würde iſt, und nicht etwa von dem Pöbel, ſondern von

Leuten, die Ihr für weiſe und große Männer haltet, wird ihnen ſogar zugemuthet, trotz einer Zigeunerinn wahrzuſagen. Hüte Dich alſo, von den Sternen und über die Sterne unnütze Reden zu führen, und am wenigſten verrathe es auch nur durch die entfernteſte Anſpielung, daß einer von ihnen in Deine Verwandtſchaft zu heirathen im Begriff iſt.

Kaum hatte der Armenier die Bude verlaſſen, als der Oberlieferant des Kalifen hereintrat. Wo haſt Du Dein Obſt? fragte er. Ich brauche heute noch einmahl ſo viel, als ſonſt, und wie ich ſehe, bekomme ich gar Nichts bey Dir.

Herr! antwortete Narilha, gedulde Dich nur einen Augenblick. Ich weiß nicht, wo meine Eſel bleiben, aber mein Sohn ſoll ihnen gleich entgegen gehen.

Ich will ſo wenig auf den Eſel, der Dein Sohn iſt, als auf Deine übrigen Eſel warten, ſprach der erzürnte Lieferant, und ging fort, um ſein Obſt anderwärts zu kaufen.

Welch ein grober Menſch iſt dieſer Kalifen-Sclave! ſprach Narilha zu ihrem Sohne. Aber geht es mit meinem Handel nur einen Monat lang wie an dem heutigen glücklichen Tage, dann ſind wir reiche Leute, und die Reihe grob zu ſeyn iſt alſo an uns.

Es kamen neue Obſtkäufer, und da ſie ihre Unzufriedenheit über die leere Bude, die ſie fanden, merken ließen, ſo erhielten ſie von der übermüthig gewordenen Eigenthümerinn Antworten, die ihrer Eitelkeit ſo wenig ſchmeichelten, daß ſie mit dem feſten Vorſatz, nie wieder zu kommen, weggingen.

Man erräth von ſelbſt, daß das für die Sterne gekaufte Obſt ſeinen Flug nicht weiter als in Dalhuks Bude nahm, und daß dieſem alle bisherigen Kunden ſeiner Stiefmutter zuliefen. Jeder lobte die Waare des jungen Anfängers, und ermunterte ihn, den ſo gut angefangenen Handel eben ſo gut fortzuſetzen. Deine Stiefmutter, ſprachen Einige, wird Dir nicht im Wege ſtehen. Das Weib iſt eine völ-

lige Närrinn geworden, und ſchimpft die Leute, die kommen, um ihr abzukaufen, zu ihrer leeren Bude hinaus.

Die Obſthändlerinn war inzwiſchen nicht müßig, und befahl ihrem Sohne, neues Obſt für ihre Bude, und nach dem Willen des Schwarzkünſtlers einen Blumenſtrauß für ſeine Braut zu kaufen.

Badur gehorchte. Er beraubte einen ganzen Garten ſeiner Blumen, und band ſie in einen einzigen Strauß, und ging ſodann, um ſich Bart und Augenbraunen nach der bey den Sternen herrſchenden Mode ſcheren zu laſſen, in die Bude des nähmlichen Barbiers, deſſen Tochter er hatte heirathen ſollen.

Die Lehrburſche, die ſich ohne ihren Herrn in der Bude befanden, wunderten ſich nicht wenig, als ſie vernahmen, auf welche ſeltſame Art ſie mit den Augenbraunen und dem Bart ihres Kunden verfahren ſollten. Warum, guter Badur! ſprachen ſie, willſt Du nicht eben ſo geſchoren ſeyn, wie jeder andere wackere Muſelmann?

Was geht es Euch an? antwortete er trotzig. Ich laſſe mich nicht ſcheren, um Leuten Eures Gelichters zu gefallen. Meine Mutter will, daß ich den Sternen zum Spiegel diene.

Die jungen Leute brachen in ein lautes Gelächter aus, und der Lärm, den ſie machten, lockte die Vorübergehenden herbey, die alle neugierig waren, den wohlbekannten Tölpel Badur zu ſehen, der ſich plötzlich in einen Spiegel der Sterne verwandelt hatte.

Das Geſchäft des Scherens war endlich zum großen Wohlgefallen des Geſchorenen vollbracht. Als er aber beym Weggehen nach ſeinem Blumenſtrauße griff, ſprachen die Lehrburſche: Wohin willſt Du mit der Tracht Blumen? Haſt Du ſie nicht für die Tochter unſers Herrn mitgebracht? Doch der Strauß würde ihr den Buſen zerdrücken, und der Blumen ſind ſo viele, daß man in der Haraphats-Zeit alle Opferkühe damit ſchmücken könnte.

Ihr ſeyd Tröpfe! antwortete Badur. Blumen, wie dieſe, gibt man weder einer Kuh,

noch einer Barbiersdirne. Eine Dame, die mehr iſt, als eine Sultaninn, wird ſie an ihrer Bruſt tragen. Doch Ihr müßt nicht Alles wiſſen. Mit dieſen Worten verließ er zornig die lachenden Lehrburſche, die nicht ermangelten, ihrem Herrn, als er nach Hauſe kam, das ganze Abenteuer zu erzählen.

Die ganze Stadt, ſprach dieſer, behauptet von der Mutter, ſie ſey behext, und wie es ſcheint, iſt es der Sohn nicht weniger. Ich werde mich wohl hüten, meine Tochter in dieſe Familie zu verheirathen.

Als der Armenier wieder zu der Obſthändlerinn kam, bezeugte er ſich ſehr zufrieden, ihre Bude mit neuem auserleſenem Obſt gefüllt zu finden, und bezahlte ihr die dafür geforderten vierzig Zechinen ohne Abzug, obgleich mit der Bemerkung, er hoffe ſie morgen billiger zu finden.

Nachdem er das Obſt auf die gewöhnliche Weiſe den Sternen zugeſchickt hatte, erkundigte er ſich nach Badur.

Hier bin ich! rief dieſer, und ſtellte ſich ihm in einem neuen bunten Rocke und mit dem Wenigen, was von ſeinem Bart und ſeinen Augenbraunen der Senſe des Barbiers nicht hatte weichen dürfen, in ſeiner ganzen Poſſierlichkeit dar.

Unvergleichlich! rief der Armenier. So muß man ausſehen, und ſo muß man ſich tragen, wenn man einer Schönen am Sternenhimmel das Herz rühren will. Aber was ſoll dieſer Blumenſtrauß, oder vielmehr dieſe Bürde von Blumen? Glaubſt Du etwa, mein Freund! Deine Geliebte habe hundert Buſen? Laß uns alſo aus Deiner Blumenleſe wieder eine neue machen. Mit dieſen Worten nahm er etwa den zwanzigſten Theil der Blumen, band dieſe in einen Strauß, und warf ihn in die Luft. Es iſt nur Schade, fuhr er fort, indem er ſich gegen die Obſthändlerinn wandte, daß Du und Dein Sohn die Sprache der Sterne nicht verſtehen. Mein Horn und mein Rohr ſollten Euch ſonſt zu einer Unterredung verhelfen, die Euch beweiſen würde,

daß Ich Euch noch viel zu wenig verſprochen habe. Aber leider hat die Sprache gar keine Selbſtlauter, und darum koſtet es ſo viele Mühe, ſie zu ſprechen, daß es höchſtens ein Bräutigam von ſeiner Braut lernen kann.

Auf Befehl des Armeniers wurde jetzt abermahl ein Kübel mit Waſſer gebracht. Es iſt, ſprach er zu Badur, ſchlechterdings nöthig, daß Du Deiner Geliebten ein neues Bildniß von Dir ſchickſt, um ihr zu zeigen, welch einen reizenden Jüngling Schere und Meſſer des Barbiers aus Dir gemacht haben.

Als Badur ſich gegen den Kübel bückte, um ſich in dem Waſſer zu ſpiegeln, ergriff ihn eine unſichtbare Hand an ſeinem Zwickelbart, und zog ihm den Kopf tief unters Waſſer. Die Mutter ſchrie, und der Sohn konnte vor Schrecken nicht ſchreyen. Aber der Armenier klatſchte in die Hände, und ſprach lachend: O Du glücklichſter von allen Sterblichen, die jemahls einen Pfeilſchuß des Liebesgottes in die Bruſt bekommen haben! Diana ſelbſt kann nicht ſittſamer

ſeyn, als Deine Geliebte, und doch iſt ſie von Deinen Reizen ſo bethört, daß ſie ſich ſogar in dieſen Kübel mit Waſſer verbirgt, um Dir einen Kuß zu rauben. Aber ich wette, Du haſt ihre Zärtlichkeit nicht einmahl erwiedert. Alſo geſchwind noch einmahl mit dem Kopf ins Waſſer, und ſpare ja die Küſſe nicht!

Badur gehorchte, und küßte den Boden des Kübels ſo inbrünſtig, als je der Mund des ſchönſten Mädchens geküßt worden iſt. Aber welche Launen! Die Schöne im Kübel ſchien auf einmahl die Spröde ſpielen zu wollen, und vergalt dem zärtlichen Liebhaber ſeine Küſſe mit Ohrfeigen, an welchen der arme Menſch ſo wenig Geſchmack fand, daß er heulend und ſchreyend ſeinen Kopf aus dem Waſſer zog.

Du biſt ein wunderlicher Menſch! ſagte der Armenier. Wer wird ſich über eine Ohrfeige von der Hand eines ſchönen Mädchens beklagen? Und obendrein hat es mit denjenigen, die Du empfingſt, eine beſondere Bewandtniß. Eine Ohrfeige iſt nähmlich bey den Schönen der Sterne

ſo viel als bey den Eurigen ein Jawort. Wie kann auch ein Mädchen ihrem Liebhaber auf eine fühlbarere Art erklären, daß ſie ſeine Frau zu werden Luſt hat, als indem ſie ihn wie ihren Leibeigenen behandelt? Dein Glück iſt alſo gemacht, mein Freund! und die Ohrfeigen, die Dir gereicht wurden, erſparen uns die Mühe, Deiner Braut ein zweytes Bildniß von Dir zu ſenden. Sie hat Dich geſehen, und Dich ihre Neigung fühlen laſſen. Die Hand, deren Beſitz Du wünſcheſt, hat ſich zu ſehr mit Dir befreundet, als daß ſie ſich Dir jemahls wieder entziehen könnte.

Im nähmlichen Augenblicke trat der Hoflieferant herein. Wie ſieht es hier aus! ſprach er zu Narilha, und wies auf den Kübel mit Waſſer und den benetzten Boden. Man ſollte glauben, Du wärſt aus einer Obſthändlerinn ein Waſchweib geworden. Wenigſtens ſehe ich abermahl auch nicht eine Pflaume in der ganzen Bude. Ich werde doch heute nicht ebenfalls umſonſt gekommen ſeyn?

Allerdings biſt Du umſonſt gekommen, erwiederte die Obſthändlerinn aufgebracht. Andere Leute ſtehen früher auf, als der Herr Hofliefe-rant, und dieſe haben mein Obſt gekauft, und beſſer bezahlt, als Du. Und was geht Dich der Kübel mit Waſſer in meiner Bude an? Soll ich Dir zu Ehren goldene Gefäſſe anſchaffen, und Aepfel und Birnen in kriſtallenen Körben feil haben?

In der That, verſetzte der Hoflieferant, Du biſt ein Muſter der Höflichkeit, und es wäre Schade, wenn Du kein Obſt verkaufteſt. Aber trotz dieſer Tugend iſt es mir nicht recht behaglich in Deiner Nähe, und es wird mir ordentlich bange, wenn Du mich anblickſt. Gott befohlen alſo für immer, närriſches Weib, und nimm Dich in Acht, daß Du nicht ganz raſend wirſt! Mit dieſen Worten verließ er die Bude, und ſtrengte ſich nicht ſonderlich an, die Abſchiedsgrüße zu vernehmen, die von der aufgebrachten Obſthändlerinn ihm nachgerufen wurden. Dieſe wollte gar nicht aufhören zu toben,

ſo viele Mühe auch der Armenier ſich gab, ſie zu beſänftigen. Der Menſch, ſprach er, hat keine Lebensart. Aber je mehr er Dich beleidigte, deſto größer wird ſeine Angſt und ſeine Reue ſeyn, wenn er hört, daß Du die Schwiegermamma eines Sterns biſt. Ich gehe jetzt, und hoffe Dir morgen angenehme Nachrichten zu bringen. Nur vergiß nicht, mich eben ſo gut und ſo reichlich mit Obſt zu verſorgen, wie heute.

Narilha unterließ nicht, ihren Sohn ſogleich wegzuſchicken, um Obſt in andern Gärten zu kaufen, weil in ihrem eigenen ſich nicht ſo viel fand, als ſie brauchte. Bringe mir, ſprach ſie, zugleich einen Strauß für Deine Geliebte mit. Ich will ihn ihr morgen in meinem Nahmen ſchicken.

Von der Obſthändlerinn ging Kaſſanak zu ſeinem Neffen, und ſah mit Vergnügen, daß nicht nur der Hoflieferant, ſondern auch die Küchenmeiſter der Veziere und anderer Großen des Hofs ſich in ſeiner Bude eingefunden hatten, und ihm ſeinen ganzen Obſtvorrath in den höch-

ſten Preiſen abkauften. Er verließ ihn, um ſich zu ſeinem Freunde, dem Schwarzkünſtler, zu begeben.

Nun, ſprach dieſer, iſt es Zeit, unſern allzukoſtbaren Obſthandel mit Deiner Schwägerinn abzubrechen. Einer der ſchönſten Obſtgärten in Bagdad iſt für fünfhundert Zechinen feilgebothen. Dieſen kaufe für Deinen Neffen, nebſt einem alten Neger, einem Sclaven und vier Mauleſeln, und den Gärtner, der bisher dem Garten vorſtand, laß ihn ebenfalls in ſeinen Dienſt nehmen.

Gärten, Sclaven und Mauleſel kaufen, erwiederte Kaſſanak, erfordert Geld, und Du weißt, ich kann Dir für jetzt nicht einmahl die Summe wieder bezahlen, die Du mir geborgt haſt.

Du biſt mir Nichts mehr ſchuldig, antwortete der Schwarzkünſtler. Ich habe mich bereits aus dem Schatzkäſtlein der Narilha wieder bezahlt gemacht. Meine Zechinen, die ſie von Dir empfing, haben die Eigenſchaft, daß ſie, wenn Jemand ſie mit Unrecht beſitzt, aus der

Kaſſe verſchwinden, und zugleich ſein eigenes Geld entführen. Die Obſthändlerinn beſitzt noch mehr als zwölfhundert Goldſtücke, wovon ſie über die Hälfte ihrem Manne geraubt hat. Dieſer ſoll das Seinige wieder bekommen, und das Uebrige habe ich Deinem Neffen zugedacht. Nimm alſo hier das Geld, und ſchließe den Kauf. Morgen, denke ich, ſoll der Barbier ſeine Einwilligung zur Heirath ſeiner Tochter mit Deinem Neffen geben, und dann wollen wir dem Poſſenſpiele mit der Obſthändlerinn, und ihrem Sohne, dem Sternenbräutigam, ein Ende machen.

Während dieſer Verabredung der beyden Freunde beförderte die Obſthändlerinn ſelbſt durch ihr Betragen gegen den Vater der Braut ihres Sohns ihre Abſicht aufs Beſte. Dem Barbier waren nähmlich ſo viele lächerliche und ärgerliche Geſchichten von der Einfalt ſeines künftigen Schwiegerſohns und von dem Uebermuth ſeiner Mutter zu Ohren gekommen, daß er nicht länger ſchweigen zu dürfen glaubte, und

daher die letzte, um ſie zur Rede zu ſtellen, in ihrer Wohnung aufſuchte.

Ich bitte Dich, fing er an, was ſoll ich von Deinem Sohne denken? Hat der Narr ſich nicht Bart und Augenbraunen ſo abenteuerlich ſcheren laſſen, daß er ſich vor vernünftigen Leuten gar nicht mehr blicken laſſen darf! Und wem iſt der ungeheure Blumenſtrauß beſtimmt, den er ſeit einem Paar Tagen mit ſich ſchleppt? Meine Tochter hat weder Roſe, noch Veilchen, weder Nelke, noch Tulpe von ihm bekommen. Hat er vielleicht gar ſeine Augen auf ein anderes Mädchen geworfen? In Gottes Nahmen! Heirathe er den Teufel oder ſeine Großmutter. Einen Tölpel, wie ihn, kann meine Tochter noch haben, wenn ſie längſt keinen Zahn mehr im Munde hat.

Die Barbierszunge ſchien noch lange nicht ermüden zu wollen. Aber Narilha, die vor Wuth außer ſich war, unterbrach ihren Lauf, indem ſie den Eigenthümer mit lauter Titeln beehrte, die in keinem Addreßbuche ſtehen.

Verwünſchter Bartputzer, ſprach ſie, welche Reden unterſtehſt Du Dich gegen mich auszuſtoßen! Haſt Du Dein Schermeſſer, oder gar ein Schwert ſtatt der Zunge im Munde? Mein Sohn, ſagſt Du, ſoll Deine Tochter nicht haben? Wahrlich, ein grauſamer Entſchluß, und Du haſt es zu verantworten, wenn der junge Menſch nach Jahr und Tag ins Waſſer ſpringt, oder ſich gar todtſchießt! Nimm Dein Gänschen von einer Tochter, und biethe ſie auf dem Markte feil. Ein Freyer, wie mein Sohn, wird ſich für ſie in Ewigkeit nicht mehr finden. Doch Dir iſt ohne Zweifel zu Ohren gekommen, daß ganz andere Leute, als Bartſcherer, ſich eine Ehre daraus machen, wenn mein Sohn in ihre Verwandtſchaft heirathet, und darum, weil er Deine Tochter nicht nehmen will, kommſt Du jetzt, und ſagſt, Du wolleſt ſie ihm nicht geben.

Es wird wohl irgend eine Zaunköniginn den Verſtand verloren haben, um Deinen Sohn zu heirathen, erwiederte der Barbier. Aber es iſt mir recht lieb, daß Du mir mein Wort zurück-

gibſt. Ich könnte nicht ſelig ſterben, wenn ich meine Tochter gezwungen hätte, den ärgſten Tropf in Bagdad zum Manne zu nehmen. Unſer Handel wegen der Heirath wäre alſo aus. Aber Dein Mann und Dein Sohn haben ſich nun ſchon zwey Jahre in meiner Barbierſtube den Bart abnehmen laſſen, ohne nur zu fragen, was ſie mir ſchuldig ſind, und ich verlange alſo wenigſtens ein Trinkgeld für meine Leute.

Einen zehnfachen Lohn für Dich, und ein zehnfaches Trinkgeld für Deine Leute ſollſt Du haben, verſetzte Närilha. Man ſoll mir nicht nachſagen, ich ſey einem Lumpenbarbier, wie Du, auch nur einen Pfennig ſchuldig geblieben.

Mit dieſen Worten warf ſie ſechs Zechinen auf den Tiſch, und der Barbier traute ſeinen Augen kaum, als er das Gold ſah. Nun, dachte er, kann ich nicht länger zweifeln, daß das Weib verrückt iſt. Wer war geiziger, als ſie? Und jetzt iſt es ihr gleichgültig, ob ſie mir einen Stein, oder eine Hand voll Zechinen an den Kopf wirſt. Es iſt wahrlich Zeit, daß ich

mich davon mache. Bey Leuten, die das Gold nicht mehr achten, iſt kein Menſch ſeines Lebens ſicher.

Der Barbier verließ eilig die Bude, und begegnete auf der Straße dem Kaſſanak, der gerade aus dem neugekauften Garten ſeines Neffen kam, wo er die nöthigen Einrichtungen für den künftigen Handel getroffen hatte. Er redete ihn an, und ſprach: Kommſt Du noch zuweilen zu Deinem Schwager Dalhuk?

Keineswegs, antwortete Kaſſanak. Ich gehe ihm nicht mehr über die Schwelle, ſeitdem er ſich durch ſein tolles Weib verleiten ließ, ſeinen einzigen Sohn, den muſterhafteſten jungen Menſchen in Bagdad, aus dem Hauſe zu jagen.

Eben dieſes Weib, fuhr der Barbier fort, hat jetzt völlig den Verſtand verloren.

Freylich, erwiederte Kaſſanak. Von jeher hatte ſie Anfälle von Narrheit, aber ſeit Kurzem hat ſie es durch ihr Betragen dahin gebracht, daß kein Menſch mehr ihre Bude betreten will. Ich habe ihre Thorheit zum Vortheil meines Neffen be=

nutzt, und ihm einen Obſthandel eingerichtet, der jetzt ſchon den glücklichſten Erfolg verſpricht. Alle Kundleute ſeiner Stiefmutter laufen ihm zu, und ſind eben ſo ſehr mit ſeinem Betragen, als mit ſeiner Waare zufrieden.

Es iſt nur kein ſonderlicher Gewinn, ſprach der Barbier, auch bey dem beſten Obſthandel, wenn man das Obſt von Andern kaufen muß.

Eben deswegen, antwortete Kaſſanak, habe ich meinem Neffen für einen eigenen Garten geſorgt. Einer der ſchönſten in Bagdad gehört, wie Du aus dieſem Kaufbriefe ſehen kannſt, ſeit geſtern dem jungen Menſchen, der jetzt nur noch eine vortheilhafte Heirath zu treffen braucht, um ſein Glück gemacht zu haben. Er kann ſeinem Handel, der ſich, wie ich hoffe, täglich mehr ausbreiten ſoll, nicht wohl die nöthige Thätigkeit widmen, wenn nicht eine verſtändige Frau ihm wenigſtens die Sorge für das Hausweſen abnimmt.

Es war, antwortete der Barbier, einſt nahe dabey, daß Dein Neffe meine Tochter geheira=

thet hätte. Die jungen Leute waren einig, und ich ſelbſt war ihren Wünſchen nicht entgegen. Als aber die Rede vom Heirathgut des Bräutigams war, ſpielte die Stiefmutter ihre Rolle ſo ſtiefmütterlich, daß die Vaterpflicht mich nöthigte, meine Einwilligung zu verſagen. Jetzt aber verhält ſich die Sache ganz anders. Der junge Menſch kann eine Frau ernähren. Mir gefällt er, und meiner Tochter, deren Hand wieder frey iſt, noch beſſer, und es fragt ſich alſo nur, ob bey ihm die alte Liebe nicht roſtete.

Gewiß nicht, verſetzte Kaſſanak, und ich nehme Dich in ſeinem Nahmen beym Wort. Morgen will ich meinen Schwager beſuchen, und ihn von dem Glück ſeines Sohns benachrichtigen. Ich bin gewiß, er willigt in Alles, ſobald er gewiße Umſtände erfährt, von welchen er ſich bisher Nichts träumen ließ. Ich werde ihn mit mir in die Stadt nehmen. Unterwegs gehen wir zum Kadi, und noch am Abend muß die Hochzeit gefeyert werden. Daß die Stiefmutter nicht eher ein Wort von der Sache erfahren darf, als bis ſie

unſerem Plan kein Hinderniß mehr in den Weg zu legen vermag, verſteht ſich von ſelbſt, und wir brauchen uns alſo beyde nicht erſt Verſchwiegenheit zu geloben.

Ein herrlicher Handel! ſprach der Barbier im Nachhauſegehen zu ſich ſelbſt. Der junge Dalhuk iſt jetzt eine ſo gute Partie, als ſein Stiefbruder Badur, und wenn zwey Freyer ſich gleich an Vermögen ſind, ſo darf man wohl ſich bey der Wahl durch Nebendinge, wie eine gute Geſtalt, und etwas mehr oder weniger Mutterwitz ſind, beſtimmen laſſen.

Er unterrichtete ſeine Tochter von ſeinen veränderten Geſinnungen, und hatte gar keine Mühe, ihr den Vorzug des hübſchen und klugen Liebhabers vor dem häßlichen und tölpelhaften einleuchtend zu machen.

Während dieſer Verhandlungen träumten Narilha und Badur von Nichts als goldenen Bergen, und hatten den Kopf voll der lächerlichſten Hirngeſpinſte. Beyde waren höchſt vergnügt über den Bruch mit dem Barbier. Pöbel-

pack und Lumpengeſindel waren die gelindeſten Worte, welcher ſich die Mutter von ihm und ſeiner Tochter bediente, und der Sohn ſtimmte ihr vollkommen bey. Sage mir doch, Mutter! ſprach der Schöps, wie man es macht, wenn man die Leute über die Achſel anſieht. Ich will künftig alle Leute ſo anſehen, und wenn ſie mir wie ſonſt ins Geſicht lachen, ſo lache ich noch viel ärger, als ſie.

Wenn ich nur, ſprach Narilha, in meinem Handel ein Jahr lang ſo glücklich bin, als ſeit einem Paar Tagen, ſo werde ich bald mein Geld nicht mehr zählen können. Das Erſte, was ich mir anſchaffen muß, iſt ein recht großer Geldkaſten. Aber wohin mit dem großen Geldkaſten in dem kleinen Hauſe? Alſo weg mit der elenden Hütte! In einem Pallaſt will ich künftig mein Obſt verkaufen. In der That, es muß ein herrlicher Anblick ſeyn, wenn immer eine Marmorſäule der Vorhalle mit einer Pyramide von Obſt, die bis an die Decke emporragt, abwechſelt, und zuverläßig kommt der Kalif

ſelbſt mit allen ſeinen Sultaninnen, um die Augen an der ſchönen Anordnung der reichen Obſthändlerinn zu weiden. Daß mein Obſt verſchwindet, ohne daß Jemand in der Stadt es bekommt, wird man freylich in Bagdad bald merken. Es gehe nicht mit rechten Dingen zu, wird man ſagen, und am Ende, trotz meiner Verſchwiegenheit, weiß es jedes Kind, daß ich die Generalobſthändlerinn des Sternenreichs, und die Schwiegermutter eines Sterns der erſten Größe bin. Natürlich werden mir, ſobald man dieſe Verwandtſchaft erfährt, um der wichtigen Rolle willen, welche die Sterne bey den Schickſalen der Menſchen ſpielen, alle Großen des Reichs ihre Aufwartung machen, und ſelbſt von Königen erwarte ich, da dieſe gewöhnlich mit ihrem Los am wenigſten zufrieden ſind, daß ſie ſich um meine Gunſt bewerben. Aber daß ſie ſich nur nicht einbilden, ich werde ihnen bey meinen Schwägern und Vettern am Himmel umſonſt das Wort reden! Müßen ſie doch die elenden Tröpfe belohnen, die, wenn ſie gleich ewig

nach den Sternen gucken, und ſie um tauſend Dinge befragen, doch von keinem einer Antwort gewürdigt werden. Ich bin lange genug eine Töpfers Frau geweſen, und werde meinen Kopf nicht eher ſanft legen, bis der Kalif meinen Mann wenigſtens zu einem Emir gemacht hat. Freylich hat der Tropf kaum Verſtand genug für einen Töpfer. Aber ich denke, es iſt gerade recht vornehm, wenn man nicht gar zu viel Verſtand hat. Der Hoflieferant, der mich ſo ſehr beleidigte, wird ſich dann hoffentlich wohl hüten, die Ehrfurcht gegen die Gemahlinn eines Emirs aus den Augen zu ſetzen. Wenn endlich alle Obſthändlerinnen von Bagdad vor Neid über mein Glück berſten, ſo wird eben dadurch mein Glück vollkommen werden. Ich will wahrlich ſo ſtolz, und ſo gnädig, und ſo ungnädig ſeyn, wie eine Königinn, und was meinen Sohn betrifft, ſo wird er, da er alle Nacht mit einem Sterne zu Bette geht, doch auch am Tage einen Stern tragen dürfen, und alſo ſo gut ſeyn, als der beſte Prinz.

Auf dieſe Art träumte die Obſthändlerinn, und noch luſtiger waren die Selbſtgeſpräche ihres Sohns. Morgen, ſprach er, werde ich mir den Bart noch ſchöner als geſtern ſcheren laſſen, und wenn ich meiner Braut nur halb ſo gut gefalle, als mir ſelbſt, ſo wette ich, daß ſie mir wenigſtens hundert Küſſe gibt. Aber die arme Sternjungfer, wie ſoll ſie es anfangen, um ihr ſüſſes Mündchen an das meinige zu bringen? Sie iſt gar zu hoch oben, und ich bin gar zu tief unten. Ganze Körbe voll Obſt ſind freylich, wie ich geſehen habe, zu ihr hinaufgeflogen. Aber bin ich denn ein Kürbis, oder eine Birne? Und wenn ich bey ihr bin, was ſoll ich mit ihr reden? Meine Mutter lehrte mich eine Menge der ſchönſten Worte, die ich der Barbierstochter, in die ich verliebt war, vorſagen ſollte. Aber da meine Sternenbraut wenigſtens zwey Mahl ſo vornehm iſt, als ein Barbiersmädchen, ſo werde ich faſt Verſe auf ſie machen müßen, und ſollte dieſe Kunſt, die von jedem Pinſel getrieben wird, für mich zu ſchwer ſeyn? Einen Klingelreim wenig=

ſtens, wie die Leute es nennen, kann ich machen, während ich auf einem Fuße ſtehe. O es iſt doch närriſch, fuhr er nach einer Pauſe fort, ſchon kommen die Reime geflogen, und warten nicht einmahl, bis ich mir den Kopf zerbreche. Der Einfaltspinſel hatte wirklich im Augenblicke folgendes Sonett zur Welt geboren:

Wie magſt Du, Liebchen! doch im Himmel thronen,
Wohin mich meine Füße nimmer tragen?
Ach! leider geht nicht Drommedar, noch Wagen,
Nach den entleg'nen unbereisten Zonen.

Kennſt Du das Land, wo toben die Huronen?
Fern iſt es wohl, wie mir die Leute ſagen;
Doch ritt' ich freudig hin, und ohne Zagen,
Wüßt ich, o Grauſame! nur dort Dich wohnen.

Ach! ohne Dich lieg' ich auf heißen Kohlen.
Drum reiße mich aus dieſem Weltgetümmel!
Sonſt ziel' ich nach mir ſelber mit Piſtolen.

Habt Ihr doch einen Fuhrmann längſt am Himmel.
Er, o gebeuth ihm! ſoll hinauf mich hohlen,
Er, oder Pegaſus, der alte Schimmel.

Während dieſer Sonettengeburt war die Nacht, als hätte ſie ſich durch den herʒbrechenden Geſang locken laſſen, eingebrochen, und da der begeiſterte Liebhaber den Himmel voll Sterne ſah gerieth er außer ſich vor Entzücken. Wahrlich, ſprach er, alle Sterne kommen, um mir zuzuhören. Aber wo finde ich den rechten, oder vielmehr die rechte von ihnen, in die ich mich verliebt habe? Einer ſieht aus wie der andere, und es wird mich alſo Mühe koſten, meine Frau, wenn ich ſie einmahl habe, nicht zu verwechſeln. Doch vielleicht bekomme ich gar alle Sterne zu Weibern, und der ganze Himmel wird mein Harem.

In dieſem Selbſtgeſpräch unterbrach er ſich zuweilen, um dem ganzen Sternenreich verliebte Blicke zuzuwerfen. Die rechte von den Sternenjungfern, dachte er, wird ſchon wiſſen, wem ich zulächle und zuwinke, und ſich heimlich über manche ihrer Schweſtern luſtig machen, die ſich einbildet, ich ſchiele nach ihr. Er brach zugleich, um ſeiner Geliebten ſein Entzücken über ihren Anblick recht deutlich zu beweiſen, in ein lautes La=

chen aus, in welches die Packeſel ſeines Stiefvaters, die dieſer gerade in den Stall zurück trieb, mit ihrem Ya als Chor einſtimmten. Schön! ſprach der Alte. Es iſt eine rechte Uebereinſtimmung zwiſchen Dir und den ehrlichen Langohren. Haſt Du von ihnen lachen gelernt, oder lernen ſie es von Dir? Es wäre überhaupt nicht unrecht, wenn Du zu ihnen in die Schule gingeſt. Ein Taugenichts, wie Du, darf ſich keines Lehrmeiſters, er mag auf zwey, oder auf vier Füßen gehen, ſchämen, und ich wollte ordentlich Achtung vor Dir bekommen, wenn Du nur halb ſo brauchbar würdeſt, wie einer von dieſen geduldigen Laſtträgern.

Am folgenden Morgen kam der Armenier abermahl, und Narilha, die ſich mit einem doppelten Vorrath von Früchten verſehen hatte, verkaufte ihm denſelben noch theurer, als bisher. Er beförderte das Obſt auf die gewöhnliche Weiſe nach dem Ort ſeiner Beſtimmung, und hatte einen Gehülfen an Badur, der ſich nicht wenig freute, daß der Himmel auch aus ſeiner Hand die Granatäpfel nicht verſchmähte.

Bravo, mein Freund! rief ihm der Armenier zu. Man glaubt, Du habeſt in Deinem Leben Nichts anders gethan, als Aepfel nach dem Himmel geworfen, und wie ich ſehe, läßt man ſich dort oben eben ſo gern von Dir bedienen, als von mir.

Glaubſt Du wirklich, fragte der Schöps, daß die Sterne mich leiden können?

Wie kannſt Du noch zweifeln? antwortete der Armenier. Iſt es nicht genug, daß ſie Dir die Ehre erzeigen, Dein Obſt zu verzehren, und einer von ihnen ſogar Dir ſeine Hand zu geben geneigt iſt?

Aber, ſagte Badur, ich muß Dir bekennen, ich kann mich noch immer nicht recht darein finden, daß ich eine Frau nehmen ſoll, die ſo klein iſt, daß ich ſie mit meiner Hand bedecken kann.

Wie kann, antwortete der Armenier, ein ſo kluger Menſch ſo albern reden? Du mußt einen Stern erſt in der Nähe ſehen, und dann fürchte ich, wirſt Du Deine künftige Frau eher zu groß, als zu klein finden.

Aber, erwiederte Badur, iſt ſie denn Nichts als Geſicht? Ich ſehe ja weder Arme, noch Füße von ihr.

Mußt Du denn, verſetzte der Armenier, Alles ſehen? Wenn die Sterne ſich in ihrer ganzen Geſtalt am Himmel zeigen wollten, die ganze Welt würde blind werden von ihrem Glanze.

Noch etwas muß ich Dich fragen, ſprach Badur. Die Sterne, wie ich ſehe, ſpazieren in der Luft um einander herum. Wie ſoll ich es alſo anfangen, um in ihrer Geſellſchaft zu gehen, da ich, ſo lange ich lebe, nur immer auf dem Boden gegangen bin?

Wenn Du nur erſt in der Gegend biſt, wo ſich die Sterne aufhalten, antwortete der Armenier, ſo wird es ſich mit dem Gehen von ſelbſt geben. Es iſt wahr, wer nicht daran gewöhnt iſt, hat beynahe noch mehr Mühe, in der Luft, als auf dem Waſſer zu wandeln. Indeſſen, wie Du weißt, Uebung macht den Meiſter, und im Nothfalle wird Dich Deine Frau am Gängelbande führen, bis Du allein fortzukommen vermagſt.

Welch einen Sohn haſt Du! ſprach jetzt der Armenier zur Obſthändlerinn, die ſich bisher mit ihren eigenen Gedanken beſchäftigt, und alſo wenig auf das Geſpräch geachtet hatte. Er fragt mich hundert Mahl mehr, als ich beantworten kann, und Alles, was ich ihm antworte, begreift er ſo leicht, daß ich ihn beynahe im Verdacht habe, er ſey ein Schalk, und wolle mit ſeinen Fragen bloß meinen Verſtand auf die Probe ſetzen.

Narilha war klug genug, um einzuſehen, ihr Sohn ſey ein Schöps. Aber es ſchien ihr höchſt natürlich, daß ſeine künftige Gemahlinn bereits ihr eigenes Licht in ſeinem Kopfe leuchten zu laſſen beginne, und ſie wunderte ſich alſo gar nicht, daß er durch die Proben ſeines Verſtands ſelbſt einen Schwarzkünſtler, der nach ihrer Meinung Alles wiſſen mußte, in Erſtaunen ſetzte.

Um auch ihre Neugierde über das Weſen und die Wirthſchaft der Sterne zu befriedigen, fragte ſie, ächter Weiberſitte gemäß, zuerſt nach der Kleidung derſelben. Die Sterne, ſprach ſie, und beſonders die Frauen unter denſelben, ſind gewiß

alle noch prachtvoller geſchmückt, als die Lieblings-Sultaninn des Kalifen.

Weiber ſind Weiber im Himmel und auf Erden, antwortete der Armenier, und da Du ſelbſt eines biſt, ſo kannſt Du Dir leicht vorſtellen, daß die Sternfrauen, was ihre Kleidung betrifft, ihren Männern ſo wenig ſchenken, als die Weiber bey uns den ihrigen. Man hat Beyſpiele, daß Sterne ſich bloß aus Verzweiflung, weil ſie den Staat ihrer Ehehälften nicht mehr bezahlen konnten, vom Himmel auf die Erde herabgeſtürzt, und auf derſelben die größten Verwüſtungen angerichtet haben, und ich fürchte, es ſind mehrere von ihnen bereits wieder auf dem Sprunge. Aber wahr iſt es, eine ſolche Frau, wenn ſie Alles bekommt, was zu ihrem vollſtändigen Anzuge gehört, darf ſich dafür auch ſehen laſſen, und es lohnt ſich wohl der Mühe, daß ſich hundert Männer ihretwegen zu Grunde richten. Mit Einem Wort, von dem, was es koſtet, die Gemahlinn eines mittelmäßigen Sterns zu kleiden, kann man bey uns eine ganze Armee ausrüſten, oder

eine Stadt, nicht viel kleiner, als Bagdad, aufbauen, und wenn bey uns eine Frau oft ſo viele Kleider beſitzt, als das Jahr Tage hat, ſo kann manche dort oben jede Minute ſich in einem neuen Anzuge den neidiſchen Augen ihrer weniger glücklichen Schweſtern zeigen.

O, rief die Obſthändlerinn, ich wollte Du hätteſt mir kein Wort von dieſen Herrlichkeiten geoffenbart. Ich verzweifle, wenn ich nicht bald ſelbſt unter die Sterne verſetzt werde. Wenigſtens hoffe ich, meine künftige Schwiegertochter wird mir zuweilen eins von den Kleidern, die ſie ablegt, zum Geſchenk machen. Aber ſage mir doch, ich habe von Damen auf der Erde gehört, die ihre Geſichter, wenn ſie ihnen nicht weiß und roth genug ſind, mit dem Pinſel anmahlen. Iſt dieſer Gebrauch auch bey den Sternfrauen eingeführt?

Allerdings, antwortete der Armenier. Glaubſt Du, ſo vornehme und hocherhabene Damen werden ihre eigene Farbe tragen? Alle Theile des Körpers ſind bedeckt. Der Kopf mit einem Hut, der Hals mit einem Tuche, die Hände mit einer

Hülle von Leder, oder Seide, und das Geſicht ſollte allein bloß ſeyn? Die Schminke gehört alſo zum Anzug, und vertritt die Stelle eines Schleyers, oder einer Larve.

Dieſe Färberey, erwiederte Narilha, will mir aber doch nicht recht gefallen, und ich wollte lieber, mein Sohn bekäme eine Frau, auf deren Geſicht er ſich bey Sturm und Regen verlaſſen könnte. Aber, mein Freund! fuhr ſie fort, wenn ſich die Sternfrauen, wie Du ſagſt, ſo außerordentlich koſtbar zu kleiden pflegen, ſo werden ſie die Pracht überhaupt lieben, und ohne Zweifel geben in dieſem Stücke auch die Männer ihren Weibern Nichts nach.

Du haſt es errathen, verſetzte der Armenier. Nichts iſt armſeliger, als Eure ſogenannte Pracht und Verſchwendung gegen die nähmlichen Dinge bey den Sternen. Eure Könige ſind Bettler gegen einen Beſenbinder, oder Keſſelflicker unter ihnen, und gehſt Du an einem Pallaſt vorüber, der ſo viel Raum einnimmt, als halb Bagdad, ſo hörſt Du mit Erſtaunen, daß er einem Schuh-

flicker gehört. Doch Deine Neugierde muß ſich noch gedulden. Ich werde Dir nächſtens noch viel größere Wunderdinge erzählen. Aber jetzt iſt es Zeit, daß ich Dich verlaſſe. Dieſen Abend noch muß Dein Sohn die Reiſe zu ſeiner Braut antreten, und ich muß die nöthigen Vorbereitungen dazu treffen.

Von der Obſthändlerinn begab ſich der Armenier zu ihrem Manne, den er in ſeinem Garten mit Obſtabnehmen beſchäftigt fand. Er unterrichtete ihn von der glücklichen Lage ſeines Sohns, und vergaß nicht, ihm zu melden, daß der junge Menſch Beſitzer eines eigenen Gartens ſey, und durch ſein kluges und anſtändiges Betragen alle Kundleute ſeiner Stiefmutter, die ganz von Verſtand gekommen zu ſeyn ſcheine, an ſich gezogen habe.

Der Alte überzeugte ſich leicht, daß Narilha ſeinen Sohn bey ihm verleumdet habe, und da er hörte, daß ihm der Barbier ſeine Tochter zu geben bereit ſey, und man bloß auf ihn warte, um den Ehevertrag aufzuſetzen: ſo hatte Kaſſanak

keine Mühe, ihn zu bereden, daß er ihn zum Kadi begleitete. Auf dem Wege dahin erfuhr er auch noch manche Neuigkeiten, über die er ſich mehr zu verwundern, als zu erfreuen Urſache hatte. Sein Schwager erzählte ihm, Narilha ſammle ſich Schätze, die ſie ihm entwende, und habe erſt kürzlich in drey Tagen an einen Armenier für hundertfunfzig Zechinen Obſt verkauft, zugleich aber durch ihr unſinniges und trotziges Betragen ſich um alle ihre bisherigen Kundleute gebracht. Du ſiehſt, guter Schwager! ſetzte er hinzu, wie ſehr Du von Deiner Frau hintergangen wirſt. Nicht Dein Vortheil, der ihrige iſt es, auf den ſie bedacht iſt, und während Du Dich halbtodt arbeiteſt, und halbtodt hungerſt, füllt ſich ihre Kaſſe mit jedem Tage mehr. Mit Einem Worte, ſie macht Dir ſchlimme Tage, um ſich gute zu machen, und Du biſt ein Thor, wenn Du Dich einen Augenblick bedenkſt, ſie los zu werden. In ihrem Schatze, zu deſſen Hebung ich Dir behülflich ſeyn will, findeſt Du vier Mahl mehr Geld, als ſie Dir zugebracht hat, und Du kannſt

alſo nicht in Verlegenheit ſeyn, wovon Du ihr bey der Scheidung das Ihrige erſtatten willſt.

Dieſe Nachrichten öffneten endlich dem Töpfer über ſeine Frau die Augen, die ihm außerdem ſo leicht nicht aufgegangen wären.

Nachdem das Geſchäft beym Kadi geendigt war, begaben ſich die beyden Schwäger in das Haus des Barbiers, um der Hochzeitfeyer beyzuwohnen, und dieſe wurde auch wirklich mit aller ihr angemeſſenen Fröhlichkeit begangen.

Minder vergnügte Augenblicke hatte inzwiſchen die arme Obſthändlerinn. Es war Nacht geworden, und noch immer harrte ſie vergebens auf ihren Mann, der ihr aus dem Garten das Obſt für den morgenden Handel mit den Sternen bringen ſollte. Endlich kaum vor dem Thorſchluſſe kam der Gärtner mit einer halben Ladung Obſt, und mit der Nachricht, Dalhuk ſey ſchon des Vormittags mit einem Manne, der ihn abgeholt habe, weggegangen.

Welche Verlegenheit! Sie brauchte noch ein Mahl ſo viel Obſt, als ſie vorräthig hatte, und

nicht einmahl ihr Sohn war zu Hauſe, um durch ihn das fehlende in der Stadt einkaufen zu laſſen. Kein Wunder alſo, daß, da ſie, wenn der Armenier nicht bekam, was er begehrte, die Kundſchaft der Sterne für immer zu verlieren fürchtete, ihr Unmuth gegen den armen abweſenden Dalhuk aufs Höchſte ſtieg. Mag er, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, noch ſo ſpät nach Hauſe kommen, er muß auf der Stelle fort, um noch mehr Früchte aufzutreiben, und findet er keine in der Stadt, ſo ſoll er, weil die Thore ſchon geſchloſſen ſind, eher über die Mauer ſpringen, als daß ich ſeinetwegen meinen Handel in Gefahr ſetze.

Mitternacht war ſchon vorüber, als endlich Dalhuk mitten unter der Lobrede, die ſeine Frau ihm hielt, zum Erſtaunen derſelben auf eine ſolche Art an die Thür klopfte, als ob er das Recht hätte, für ſeine ſpäte Heimkunft ſie zu ſchelten, ſtatt von ihr geſcholten zu werden. Der Nichtswürdige, ſprach ſie, iſt, wie es ſcheint, noch obendrein betrunken. Aber er ſoll mir bald nüchtern werden, und jeden Tropfen bereuen, den er zu-

viel in ſeine Gurgel gegoſſen hat. Im nähmlichen Augenblicke öffnete ſie die Thür, und rief: Biſt Du nicht der ärgſte Taugenichts von Bagdad? Soll ich und mein armes Kind betteln gehen, bloß damit Du vom Morgen bis in die ſpäte Nacht zechen und ſchlemmen kannſt? Ich harre und harre auf das Obſt, das Du mir bringen ſollſt, und ſtatt ſeiner bringſt Du mir Nichts als einen Tagedieb nach Hauſe, der ſich vor Trunkenheit kaum noch auf den Füßen halten kann. Bilde Dir nur nicht ein, daß ich Dich Deinen Rauſch werde ausſchlafen laſſen, ehe die Bude mit dem nöthigen Obſt für den morgenden Tag verſehen iſt. In der That, das Wenigſte, was ich Dir thun ſollte, iſt, daß ich Dir Arme und Beine entzwey ſchlüge.

Der gute Dalhuk hatte zwar der Hochzeit ſeines Sohns zu Ehren des ſüßen Weins nicht geſchont. Aber ſein Schwager und der Barbier hatten ihn über ſein Betragen gegen ſeine Frau zu gut unterrichtet, als daß er ſich durch das Toben derſelben hätte aus der Faſſung bringen laſſen

ſollen. Er widerſtand alſo der Luſt, die ihn einige Mahl anwandelte, von dem züchtigenden Werkzeuge, das er bey ſich führte, Gebrauch zu machen, und hörte dem Schelten der Xantippe mit ſeinem alten ſocratiſchen Gleichmuthe zu. Frau! ſprach er endlich, Du biſt ſo raſend, als man es nur immer in einem Tollhauſe ſeyn kann. Komm wo möglich ein wenig zu Dir ſelbſt, und ſetze Dich. Ich will Dir Rechenſchaft von meinen Handlungen geben, und mir dann gleiche Gefälligkeit von Dir ausbitten.

Es iſt billig, daß Du erfährſt, wo ich geweſen bin. Wiſſe alſo, daß ich von der Hochzeit meines Sohns komme. Dieſen Morgen kam mein Schwager Kaſſanak zu mir in den Garten, um mir zu ſagen, daß mein Freund, der Barbier, endlich in die Heirath ſeiner Tochter mit meinem Sohne eingewilligt habe. Er verlangte, daß ich ſogleich mit ihm ginge, um der Hochzeit beyzuwohnen, und wie hätte ich mich dazu nicht bereitwillig finden laſſen ſollen? Alles iſt jetzt in Richtigkeit, und ich war ſo vergnügt, als es ein Va-

ter bey einer ſolchen Gelegenheit nur immer ſeyn kann.

Vortrefflich! rief Narilha, ganz außer ſich. Erſt läßt der Nichtswürdige mir meine Arbeit liegen, und dann hat er noch die Unverſchämtheit, mir ins Angeſicht zu ſagen, es ſey geſchehen, um ſeinen Tropf von einem Sohne mit der Tochter eines Schufts zu verheirathen, dem Du, wenn Du ein Mann wäreſt, wie ſichs gehört, vor allen Dingen für die Beleidigungen den Hals brechen ſollteſt, die er geſtern mir und meinem Sohne bewieſen hat.

Schimpfe den Barbier nicht! ſprach Dalhuk. Er iſt mein Freund, und wenn er nicht höflich gegen Dich war, ſo iſt es gewiß Nichts, als Deine böſe Zunge, die ihn in Harniſch brachte. Und was ſprichſt Du von Tröpfen? Wenn ein Tropf in unſerer Verwandtſchaft iſt, ſo iſt es Dein Sohn, und nicht der meinige.

Durch Nichts hätte Dalhuk ſeine Frau mehr beſtrafen können, als durch den kalten Ernſt,

den er ihrer Wuth entgegenſetzte. Je gelaſſener er bey ihren Vorwürfen blieb, deſto mehr gerieth ſie außer ſich, und endlich ging ihre Raſerey ſo weit, daß ſie ſich auf dem Boden herumwälzte, und zuletzt ohnmächtig liegen blieb.

Der Mann, dem es nur um die Zechinen zu thun war, die ihn von ſeiner Frau ſcheiden ſollten, wartete, ohne zu Bette zu gehen, ruhig das Ende dieſes Auftritts ab. Aber erſt mit anbrechendem Tage gefiel es der Ohnmächtigen, wieder einige Zeichen des Bewußtſeyns von ſich zu geben. Ihr Mann, hoffte ſie, werde in ſeine alte Schwachheit zurückfallen, und durch eine Anwandlung von Mitleid ihr Gelegenheit verſchaffen, ihn ihre Uebermacht fühlen zu laſſen. Aber ſie hoffte vergebens. Dalhuk war die Unempfindlichkeit ſelbſt, und blieb mit dem Kinn auf ſeinen Stock geſtützt, ohne ein Wort zu reden, ihr gegenüber ſitzen.

Welche Veränderung, dachte ſie bey ſich ſelbſt, iſt mit dem Manne vorgegangen? Gewiß ſein Schwager, der Schurke, und der noch zehn Mahl

heilloſere Barbier haben ihm dieſen Uebermuth, den ich gar nicht an ihm gewohnt bin, eingeprägt. Aber wie greife ichs an, um mein voriges Anſehen wieder bey ihm zu erlangen, und wie ſoll ich, wenn er nicht weggeht, den Sternlieferanten, mit dem ich in Geheim zu reden habe, hier empfangen? Er allein kann mir helfen, und bey den mächtigen Freunden, die er hat, brauche ich mich nicht zu fürchten, wenn auch alle Bartſcherer in der Welt mit ihren Geſellen und Jungen ſich gegen mich verſchworen hätten. Vor allen Dingen aber muß ich meinen Mann von hier wegzubringen ſuchen, und ſollte es mich ſogar einige gute Worte koſten.

Mit dem ſanfteſten Tone ſprach alſo die eben ſo falſche als liſtige Schlange zu Dalhuk: Lieber Mann! Du biſt gewiß müde, und ich fürchte, Du wirſt krank, wenn Du nicht zu Bette gehſt. Ich bitte Dich, lege Dich nieder. Ich will inzwiſchen das wenige Obſt, das Du heute geſammelt haſt, in Ordnung bringen.

Für wen, erwiederte Dalhuk, willſt Du noch Obſt feil haben? Haſt Du nicht alle Deine Kunden vertrieben?

Ich habe Nichts an ihnen verloren, antwortete ſie. Meine jetzigen Abnehmer ſind Fremde, die mich zehn Mahl beſſer bezahlen, als die vorigen. Mit dieſen Worten zeigte ſie ihm fünf oder ſechs Zechinen und einige kleine Münze. Hier, guter Dalhuk! ſprach ſie, wenn Du etwa Geld brauchſt, iſt der Gewinn von meinem neuen Handel. Ich habe das Haus mit allem Nöthigen verſorgt, und ſparte den Ueberſchuß ausdrücklich für Dich auf.

Dalhuk wunderte ſich nicht wenig über die plötzliche Freygebigkeit ſeiner Frau. Bisher hatte ſie immer geklagt, Alles, was ſie einnehme, ſey längſt zuvor ausgegeben, und jetzt wollte ſie ihn ſogar ohne ſein Verlangen Theil an ihrem Gewinn nehmen laſſen. Aber er kannte ihre Abſicht zu gut, um das Geld anzunehmen.

Was ſoll ich jetzt mit dem Gelde machen? ſprach er. Ich habe einen ordentlichen Abſcheu

vor dem heilloſen Metall, das nebſt vielen andern Sünden auch die Weiber verleitet, ihre Männer zu betriegen.

Ohne ſich zu rühren, blieb er auf ſeinem Platze, und ſah ihr zu, wie ſie, indem ſie ſich zu weinen zwang, das Obſt zurecht legte, das ihr der Gärtner geſtern gebracht hatte.

Gehſt Du immer noch nicht zu Bette? fing ſie endlich wieder an. Es iſt kein Wunder, wenn Du es nachher den ganzen Tag hüten mußt.

Laß Dir nicht bange ſeyn, war ſeine Antwort. Ich brauche den Schlaf ſo wenig, als Deine Zechinen.

Aber, erwiederte ſie, wenn Du weder ſchläfſt, noch Dich mit etwas beſchäftigſt, ſo muß Dir nothwendig die Zeit lang werden. Wie wäre es alſo, wenn Du mir aus einem der Gärten in der Stadt noch etwas Obſt hohlteſt, um unſern Vorrath zu ergänzen? Ich habe einen Kunden, dem ich um unſers Vortheils willen durchaus keine Urſache zu klagen geben darf.

Er will zwar, daß der Handel zwiſchen mir und ihm ein Geheimniß bleibe. Allein wenn Du mir die Gefälligkeit, um die ich Dich bitte, nicht abſchlägſt, ſo will ich Dir, ſobald Du wieder da biſt, im Vertrauen ſagen, wer er iſt.

Behalte nur, erwiederte Dalhuk, Deine Geheimniße für Dich. Ich bin auf dem Wege, mehr zu erfahren, als Du mir vermuthlich jemahls zu entdecken Luſt haſt.

Hätte Dich doch der Henker geholt, ehe der Teufel Dich herführte! murmelte Narilha zwiſchen den Zähnen. Da Du, ſprach ſie laut, mir den Gang nicht ſparen willſt, ſo muß ich nur ſelbſt den Korb nehmen, und Früchte einkaufen.

Du wirſt ſo gut ſeyn, und mich nicht verlaſſen, ſprach der Mann. Ich erwarte im Augenblicke Geſellſchaft, bey der Du nicht fehlen darfſt.

Es iſt nicht anders, ſprach Narilha bey ſich ſelbſt, der Satan von einem Manne hat mein

Geheimniß erfahren, und will jetzt den Armenier abwarten. Könnte ich dieſen doch nur heimlich von dem benachrichtigen, was vorgegangen iſt! Doch der Mann hat ja unſichtbare Hände genug in ſeinem Dienſt, und wird alſo, wenn er kommt, mir den zudringlichen Auflaurer, der mich todt ärgern will, bald vom Hals geſchafft haben. Hoffentlich wirft er ihn wenigſtens zum Fenſter hinaus. Aber ich möchte raſend werden, daß ich ihm nicht einſtweilen die Augen auskratzen, den Bart ausraufen, und den Hals umdrehen kann.

Während Narilha voll Unmuth und Sehnſucht auf den Armenier wartete, hatte dieſer ſich mit Babur in den Garten ſeines Stiefbruders begeben, um ihn, wie er ſagte, ſeine Reiſe zu den Sternen antreten zu laſſen. Das Erſte, was Du jetzt zu thun haſt, ſprach er, als ſie ankamen, iſt, daß Du Dich in dem Euphrat badeſt. Das Waſſer wirſt Du zwar ziemlich kalt finden. Allein für ein Mädchen, wie Deine Braut, muß der Liebhaber Hitze und

Froſt, Sturm und Regen ertragen. Er muß ſich, wenn es ihr Freude macht, mit Zangen zwicken, er muß auf Erbſen gehen, auf Näh=nadeln ſitzen, und auf Dornen liegen. Erfrie=ren wirſt Du ſchwerlich, und geſchieht es auch, ſo hat es Nichts zu bedeuten. In der Sternen=wohnung, wohin ich, ſobald Du verſchieden biſt, Deinen Leichnam bringen werde, wirſt Du im Augenblicke wieder lebendig.

Nicht ohne großes Widerſtreben ſtieg Badyr in den Fluß, und kaum empfand er die Kälte ein wenig, als er wieder herausſprang. Ver=gebens wollte ihn der Armenier zurücktreiben. Meine Mutter, ſprach er, ließ mich nie im kalten Waſſer baden. Laß alſo den Fluß vor allen Dingen hübſch warm machen, und ich will mich wieder hineinſetzen, und mich baden, ſo lange Du es haben willſt.

Du biſt ein Narr! verſetzte der Armenier. Wo ſoll ich Holz nehmen, um dieſe Menge Waſſer zu kochen? Und obendrein kann Deine Braut, die ſelbſt ein wenig kalter Natur iſt,

die Leute nicht ausſtehen, die ſich im warmen Waſſer baden.

Da er endlich ſah, daß Badur ſchlechterdings ſeinen Abſcheu gegen das froſtige Bad nicht überwinden wollte, ſo ſprach er: Nun, wenn Du durchaus keine Luſt haſt, Deiner Braut zu Gefallen ein wenig mit den Zähnen zu klappen, ſo will ich Dich auch nicht dazu nöthigen. Die Schleuderer, die Dich nach dem Ort Deiner Beſtimmung bringen ſollen, ſind bereit, und in wenigen Augenblicken wirſt Du, ſtatt ein armſeliger Töpfersjunge auf der Erde, einer der angeſehenſten Einwohner im Sternenreich, und der Mann des größten, ſchönſten und funkelndſten Sterns ſeyn.

Aber, ſprach Badur, in einem ziemlich kläglichen Tone, darf ich nicht erſt Abſchied von meiner Mutter nehmen? Ich habe ohnehin den Schlüſſel zu unſerem Hühner- und Gänſeſtall noch in der Taſche, den ich ihr nothwendig geben muß.

Es iſt, verſetzte der Armenier, nicht der Brauch, daß man Abſchied nimmt, wenn man bey lebendigem Leibe unter die Sterne verſetzt wird, und was Deine Gänſe betrifft, ſo laß Dich durch ſie keinen Augenblick von Deiner Himmelsreiſe abhalten. Den Schlüſſel zu ihrem Stalle will ich Deiner Mutter getreulich überliefern.

Der Armenier nahm jetzt ſein Rohr an den Mund, und auf den erſten Laut, den er durch daßelbe von ſich gab, erſchienen ſechs Mohren von ungewöhnlicher Größe, und von einer Schwärze, um die ſie ohne Zweifel von dem ſchwarzen Fürſten der Hölle ſelbſt beneidet wurden. Vier von ihnen breiteten ein großes Tuch aus, das jeder an einer Ecke faßte. Die beyden übrigen näherten ſich dem zitternden Sternenbräutigam, und nachdem ſie die Knie drey Mahl vor ihm gebeugt hatten, warfen ſie ihn auf das Tuch, das von ihren Kameraden gehalten wurde, und kaum ſahen dieſe die angenehme Laſt in ihrer Gewalt, als ſie

dem Tuche den gehörigen Schwung zu geben anfingen.

Glückliche Reiſe, Du auserwählter Liebling der Sterne! Grüße von meinetwegen Alles, was funkelt und Stern heißt, den Scorpion und den Steinbock nicht ausgenommen, und vergiß auch nicht, im Vorbeyfliegen der Sonne und dem Mond Deine Achtung zu bezeugen! rief ihm in dieſem wichtigen Augenblicke der Armenier zu. Allein es ſchien nicht, daß der gute Luftreiſende, der ſein Mißfallen an dieſer Art, in den Himmel befördert zu werden, durch ein Zetergeſchrey an den Tag legte, ſobald an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangen ſollte. So oft man ihn in die Luft fliegen ſah, ſo oft fiel er wieder von ſeiner Höhe auf das Tuch zurück, und endlich beſchwor er den Armenier ſo lange, ihn mit der Fortſetzung ſeiner Reiſe zu verſchonen, bis dieſer den Mohren ihr Geſchäft einzuſtellen befahl.

Der arme Badur war von ſeinem Schweben zwiſchen Himmel und Erde halbtodt, und

mußte ſich noch obendrein von dem Armenier die bitterſten Vorwürfe machen laſſen. Biſt Du nicht ein Tropf? ſprach dieſer. Was wird Deine Braut ſagen, daß Du auf dem halben Wege zu ihr wieder umkehrſt? Alle Zubereitungen zu Deiner Hochzeit ſind gemacht. Die Gäſte ſind geladen; die Hühner kochen im Topfe; die Gänſe und Hammelkeulen ſtecken am Spieße, und das Schaf von einem Bräutigam ſitzt hier auf der Erde und winſelt, weil er ſich auf der Reiſe die Rippen ein wenig zerſtaucht hat. Glaubſt Du, man könne ohne irgend eine Beſchwerde den weiten Weg bis zu den Sternen zurücklegen? Es wird viel ſeyn, wenn Dich Deine Braut, der Morgenſtern, nicht beym Kadi verklagt, weil Du Dein Eheverſprechen nicht erfüllſt. Ich hoffe aber, Du wirſt morgen beherzter ſeyn, als heute. Oder wenn Du Dich ja an dieſe Art zu reiſen nicht gewöhnen willſt, ſo kannſt Du es meinetwegen auf eine andere Art verſuchen. Es gibt Stiere, die einen Mann auf die Hör-

ner nehmen, und ihn in gerader Richtung nach den Sternen ſchleudern. Oder willſt Du Dich in eine Kanone laden laſſen, die man ſo gut richten kann, daß Du das Ziel Deiner Reiſe ſchwerlich verfehlſt? Für jetzt kannſt Du bey den Mohren einige Stunden ausruhen, und dann gehe nach Hauſe zu Deiner Mutter. Ich will einſtweilen Deine Braut zu beſänftigen trachten, und morgen wollen wir überlegen, auf welchem Wege Du in ihre Arme zu führen biſt.

Die Obſthändlerinn war, wie wir wiſſen, höchſt aufgebracht über ihren Mann, der ihr gar nicht von der Seite wich, und ihr dadurch alle Hoffnung benahm, mit dem Armenier, wenn er käme, allein zu ſprechen. Plötzlich hörte man ein ſtarkes Klopfen an der Thür. O Himmel, rief ſie, der Armenier kommt! und eilte ihm entgegen. Aber Dalhuk drängte ſie zurück, und öffnete die Thür.

Der Mann, der jetzt hereintrat, trug zwar ein eben ſo langes Gewand, als der Armenier.

Aber dieſes Gewand war der Faragi des Kadi, der den Heirathsvertrag des jungen Dalhuk mit der Tochter des Barbiers aufgeſetzt hatte. Ihm folgte Kaſſanak, nebſt einigen Gerichtsdienern.

Ich höre, mein Freund! ſprach er beym Eintritt zu Dalhuk, daß Du geſonnen biſt, Deine Frau zu verſtoßen, und bin gekommen, zu vernehmen, was Du über ſie zu klagen haſt. Du weißt, zu einem Schritte, wie dieſer, werden wichtige Urſachen erfordert, und da die Frauen im Streit mit ihren Männern faſt immer Recht haben, ſo bedenke wohl, was Du thuſt.

Geſtrenger Herr! erwiederte der Töpfer, ich heirathete, wie jeder ehrliche Mann, in der beſten Abſicht von der Welt, und fand mich, wie die meiſten ehrlichen Männer, in meiner Hoffnung aufs Aergſte getäuſcht. Ich verſprach mir in meiner Frau eine angenehme Geſellſchafterinn, eine gewiſſenhafte Vorſteherinn meines Hausweſens, und eine emſige Ge-

hülfinn in meinem Handel. Aber, lieber Himmel! Die angenehme Geſellſchafterinn ſchien die Zunge, mit welcher ſie mich unterhalten ſollte, bloß zum Schelten bekommen zu haben; die gute Hauswirthinn war es bloß für ihren eigenen Vortheil, und was die Hülfe, der ich mich in meinem Handel von ihr zu erfreuen hatte, betrifft, ſo beſtand ſie einzig und allein darin, daß ſie mir die Verlegenheit erſparte, in welche ſich ein Kaufmann zuweilen geſetzt ſieht, wenn er mehr Geld hat, als er in ſeinem Handel umtreiben kann. Gegen meinen Sohn ſuchte ſie ſich des Nahmens einer Stiefmutter vollkommen würdig zu machen, und legte ihr Haupt nicht ſanft, bis er nackt und bloß aus dem Hauſe vertrieben war. Endlich ſetzte ſie ihren Verdienſten dadurch die Krone auf, daß ſie um eines Fremdlings willen, den Niemand kennt, und der wie vom Himmel gefallen iſt, gegen meine alten Kundleute und ſelbſt gegen den Hoflieferanten des Kalifen ſich wie eine Beſeſſene betrug, und es glücklich da-

hin brachte, daß jetzt kein Menſch mehr auch nur eine Pflaume von ihr kaufen mag.

In der That, unterbrach ihn Narilha, Du einfältiger Tropf haſt, was das Fallen vom Himmel betrifft, die Wahrheit errathen. Aber der vom Himmel Gefallene weiß auch wieder hinaufzukommen, und Dich und Alle Deines Gelichters wenn nicht in die Hölle, doch an den Galgen zu befördern. Ihr bringt mich aufs Aeußerſte, und darum mögt Ihr auch wiſſen, ich werde Euch Allen, die Ihr hier ſeyd, bey ihm auf eine Art das Wort reden, daß Ihr Euer Betragen gegen mich, ſo lange Ihr lebt, bereuen ſollt. Kurz, verlaßt Euch darauf, der Mann wird Euch lehren, wer er iſt, und wer ich bin.

Was ſagſt Du, Herr Richter! zu der Frau, die eine ſolche Sprache führt? ſprach Dalhuk.

Das arme Weib iſt förmlich verrückt, antwortete der Kadi, und aus dieſem Grunde kann man ihr ihre frevelhaften Reden nicht zurechnen. Er ſetzte ſich, und fing an, das Vor-

gefallene niederzuſchreiben. Marilha bemerkte es, und brach in die größte Wuth aus. Geht man ſo für Nichts und wieder Nichts, bloß um eines Mannes willen, mit einem Weib um? rief ſie. Darf man alle Ehrerbiethung gegen die Generalobſthändlerinn der Sterne aus den Augen ſetzen, ſobald es nur einem verworfenen Leimenkneter und Topfdreher einfällt, ihr Uebels nachzureden? O wäre doch nur der mächtige Oberlieferant des Sternenreichs, oder gar mein Sohn hier, der ſich dieſe Nacht mit dem Morgenſterne verheirathet hat! Dieſer meiner erlauchten Schwiegertochter will ich es klagen, daß Ihr mir nicht anders begegnetet, als wenn ich nur ein Keſſelflickersweib und ſie ein Gänſemädchen wäre, und Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, ſie wird Euch zeigen, daß ein Stern nicht viel mit ſich ſcherzen läßt.

Brauchſt Du noch mehr zu hören, ſprach Dalhuk zu dem Kadi, um Dich zu überzeugen, wie gerecht meine Klage iſt?

Du haſt ſo viel Recht, als jemahls ein Mann gehabt hat, der ſeines Weibs los ſeyn wollte, erwiederte der Kadi, und fuhr fort zu ſchreiben.

Wohlan, begann jetzt der Töpfer, großmächtige Frau Oberhofobſtlieferantinn des Himmels, die den hellglänzenden und weltberühmten Morgenſtern ihre Schwiegertochter nennt, ich verſtoße Dich ein Mahl, zwey Mahl, drey Mahl, oder vielmehr, Dalhuk, der ſchlechte Töpfer, erkennt ſich unwürdig, der Mann einer Frau zu ſeyn, die mit dem Himmel Handel treibt, und alle Sterne erſter und letzter Größe zu Vettern und Baſen hat.

Der Kadi hatte inzwiſchen die Scheidungsurkunde ausgefertigt. Dalhuk unterzeichnete ſie, und händigte ſie der Verſtoßenen ein, von welcher das arme Papier auf der Stelle in Stücke zerriſſen wurde.

Ich weiß wohl, weſſen man ſich von einem Weibe in Deinem Zuſtande zu verſehen hat, und ſorgte alſo zum Voraus für eine zweyte

Urkunde, ſprach der Kadi, als er ſah, welch eine ſchnöde Behandlung ſein Scheidungsbrief erfahren hatte. Aber Narilha wandte ſich, ohne ihm zu antworten, gegen ihren Mann, und ſprach: Laß Dir danken, guter Freund! daß Du mich ſelbſt von der Unehre befreyſt, Deine Frau zu ſeyn. Aber bilde Dir nur nicht ein, daß ich meinen Brautſchatz zurücklaſſe. Ich habe nicht weniger, als zweyhundert Zechinen zu fordern, und wenn Du dieſe nicht im Augenblicke herbeyſchaffſt, ſo lege ich Beſchlag auf Dein Haus und Deinen Garten.

Nicht zehn Zechinen, viel weniger zweyhundert kannſt Du mit Recht fordern, erwiederte Dalhuk, aber Du ſollſt haben, was Dir nicht gebührt, ſobald Du mir Rechnung von dem Obſt ablegſt, daß Du ſeit drey Tagen an den Fremden verkauft haſt.

Eine Rechnung willſt Du? Hier haſt Du ſie! verſetzte Narilha, und warf ihm die ſechs Zechinen und die kleine Münze an den Kopf.

Jetzt nahm Kaſſanak das Wort. Es iſt Zeit, ſprach er zu Narilha, daß man Dir die Larve ganz abzieht. Nicht dieſe Kleinigkeit, hundert und vierzig Zechinen haſt Du eingenommen. Niemand kann die Sache beſſer wiſſen, als ich, weil ich es bin, von dem der Armenier das Geld geborgt hat, und wenn Du etwa daran zweifelſt, ſo ſiehe hier ſeinen Mantel und ſeine Mütze, die er mir zum Pfande gab.

Narilha verſtummte, als ſie auf dieſe Weiſe ſich verrathen ſah, und noch größer wurde ihre Beſtürzung, als Badur hereintrat, und ſeine verunglückte Brautfahrt nach dem Sternenreich erzählte. Der Henker, ſprach er, hohle alle Sterne und ihre Kuppler! Lieber will ich des Teufels Großmutter, als den ſchönſten von ihnen heirathen. Man hat mich wie einen Fangball behandelt, und nicht wie einen Bräutigam.

Was iſt Dir geſchehen, mein Freund? ſprach der Kadi. Ich will Dir Recht ſchaffen, wenn Du Recht haſt.

Wenn Du mir Recht verſchaffen willſt, geſtrenger Herr! antwortete Badur, ſo mußt Du einem Stern um den andern hundert Streiche auf die Fußſohlen geben laſſen. Einer von dieſen funkelnden Irrwiſchen ſtellte ſich verliebt in mich, und ich ſchickte ihm einen Blumenſtrauß und mein Bildniß in einem Kübel voll Waſſer. Heute ſollte ich endlich zur Hochzeit reiſen. Es kamen ſechs Kerl, jeder ſo groß wie ein Rieſe, und zwanzig Mahl ſchwärzer als ein Rabe, die mich auf ein großes Tuch warfen, und in die Höhe ſchleuderten. Aber ich fiel immer wieder herab, und jetzt iſt an meinem ganzen Leibe kein Plätzchen ſo groß als der Tintenfleck, geſtrenger Herr Kadi! an Deinem Aermel, das mich nicht abſcheulich ſchmerzte. Iſt es aber, ſprich ſelbſt, iſt es Recht, daß eine Braut, ſie ſey nun ein Stern oder keiner, ihren Bräutigam ſolchen ungeſchickten und ungläubigen pechſchwarzen Tölpeln anvertraut? Und obendrein will die Jungfer, wie der Armenier ſagt, mich noch bey Dir verklagen.

Aber ich hoffe, ein ſo alter und kluger Mann, wie Du, wird ſich von ihrem Glanze die Augen nicht verblenden laſſen, und ihr den Kopf ernſtlich zurecht ſetzen.

Mein Sohn, ſprach der Kadi, es wäre nöthig, daß man Dir mit dem Deinigen dieſen Liebesdienſt erzeigte. Aber ich fürchte, er iſt gar zu ſehr verdreht, als daß man ſich von dem beſten Heilmittel einen glücklichen Erfolg verſprechen könnte. Er befahl jetzt, der Obſthändlerinn ſiebzig Zechinen für ihren Brautſchatz auszuzahlen, indem er ihr ſagte, ſo viel und nicht mehr gebühre ihr.

Aber man wird mir doch, antwortete ſie, nicht wehren, meine Sachen mitzunehmen?

Was Dein iſt, muß allerdings Dein bleiben erwiederte der Kadi. Aber Du wirſt es Dir gefallen laſſen, daß Dalhuk und ein Paar Gerichtsdiener Dich begleiten, wenn Du die Sachen hinwegnimmſt.

Narilha ſah nun wohl, daß ſie die Hoffnung, ſich ihres Schatzes zu bemächtigen, und ihn heimlich aus dem Hauſe zu ſchaffen, würde aufgeben müßen, und beſchloß daher, daß auch Dalhuk ihn nicht haben ſollte. Ohne alſo mehr als verſtohlen nach dem Orte hinzuſchielen, wo ſie ihn verborgen hatte, raffte ſie ihre Sachen zuſammen, und ſprach, als ſie fertig war, zum Kadi: Geſtrenger Herr Richter! als ich noch die Frau dieſes Mannes war, ſchickte es ſich nicht, daß ich ihn verrieth. Aber jetzt, da er mich verſtoßen hat, bin ich Gewiſſenshalber und aus Pflicht gegen den Beherrſcher der Gläubigen verbunden, Dir zu entdecken, daß er einen Schatz in einem alten eiſernen Topfe gefunden hat. Wem gehört dieſer Fund, als dem Kalifen? Der Topf ſteht noch am nähmlichen Orte, wo er vergraben war, und wenn Du mir erlaubſt, Dich hinzuführen, ſo kannſt Du ihn gleich wegtragen laſſen.

Ich weiß längſt von dieſem Schatze, antwortete der Kadi. Er beſteht in dem Gelde, das Du, Frau Narilha! von Deinem Handel heimlich bey Seite legteſt, und Dein Mann, dem er von Rechtswegen gehört, wird ſich alſo bey Dir zu bedanken haben, daß Du ihm durch Deine Anzeige die Mühe erſparteſt, nach Deinem Weggehen den Topf erſt lange im Hauſe zu ſuchen.

Laß ihr das Geld, geſtrenger Herr! ſprach Dalhuk zum Kadi. Ich fürchte, ich möchte kein Glück damit haben, und mit dem Drachen, der ihn hütete, mag alſo zugleich auch der Schatz aus meinem Hauſe wandern.

Nichts konnte für Narilha erwünſchter ſeyn, als dieſe Großmuth ihres geweſenen Mannes, und ſie verließ alſo mit ihrem geliebten Topf im Arme, und mit ihrem eben ſo geliebten Sohne an der Seite, vollkommen getröſtet, das Haus. Badur, ob er gleich ſeine Braut täglich vor Augen ſah, wurde doch nie des

Glücks theilhaftig, ſich ihr ſo weit zu nähern, als jeder ehrliche Mann ſich dem Frauenzimmer nähern muß, das er heirathen will, und er blieb alſo, da jedes irdiſche Mädchen ſich vor der Eiferſucht des mächtigen Lucifers fürchtete, ſein ganzes Leben hindurch mit nicht geringem Unmuth der Sternbräutigam.

II.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Stille Hochzeiten.

Die Hochzeiten werden jetzt meiſtens im Stillen gefeyert, und der Lärm fängt erſt in der Ehe an.

2.

Das Neue.

Die Menſchen ſollten, um ihr ewiges Streben nach dem Neuen im Zaum zu halten, ſich erinnern, daß das erſte Neue, was ſich auf der neugeſchaffenen Welt zutrug — eine Sünde war.

3.

Der Plager zum Geplagten.

Ich plage Dich, weil ich ein Menſch bin, und Du wirſt geplagt, weil Du ein Menſch biſt.

4.

Ein Wort von Luther.

„Wer es beſſer weiß, der fahre immer fort! Ich bin Niemands Herr!“ ſagt Luther bey einer gewißen Gelegenheit.

Mann des Heils und des Friedens! möchte doch dieſes goldene Wort aus Deinem Munde Jedem, der Andere belehren will, beſonders aber unſern Philoſophen, die Allein Alles beſſer wiſſen, und Jedermanns Herr ſeyn wollen, zum Wahlſpruch dienen!

5.

Die ungekannte Braut.

Bey einigen Völkern bekommt der Bräutigam das Geſicht ſeiner Braut erſt nach der Hochzeit zu ſehen. Der Umſtand iſt unangenehm. Aber nach- theiliger iſt zuverläßig die Sitte der Europäer,

die zwar gewöhnlich das Geſicht ihrer Braut, aber ſonſt Nichts von ihr kennen.

6.

Die Trappiſten.

Die Trappiſten füllen die Gräber, die ſie an einem Tage graben, am andern wieder zu, bis endlich das letzte ſie ſelbſt aufnimmt.

Es iſt wohl ein ernſtes Geſchäft, täglich ſein eigener Todtengräber zu ſeyn, und vielleicht würde Mancher abgehalten, ſein eigener Mörder zu ſeyn, wenn er ſein eigener Todtengräber wäre.

7.

Die prophezeyte Sündfluth.

Im Jahr 1518 prophezeyte der Tübingiſche Sternkundige, Johann Stöfler, aus der Vereinigung dreyer himmliſcher Mächte, wie er den Saturn, den Jupiter und den Mars nannte, im Zeichen der Fiſche für das Jahr 1524 eine neue Sündfluth. Es kam aber nur das Jahr 1524 und die Sündfluth blieb aus. Kein Wunder, da die Leute ſechs Jahre Zeit hatten, ſich zu bekehren,

und iſt es nicht ordentlich, als ob man die Folgen dieſer Bekehrung noch bis auf den heutigen Tag verſpürte?

8.

Stadt= und Kirchen=Begräbniß.

Durch das Begraben in Kirchen und in Städten macht man immer noch an manchen Orten die Menſchen ſelbſt nach ihrem Tode zu Giftmiſchern. Es iſt doch traurig, daß die Lebendigen vor den Todten ihres Lebens nicht ſicher ſind.

9.

Der Freyer eines armen Mädchens.

Warum tadelt Ihr mich, daß ich ein armes Mädchen heirathe? Kann ich mich nicht auf Adams Beyſpiel berufen, der ebenfalls eine Frau mit Nichts, und im buchſtäblichen Verſtand eine nackende Frau bekam?

10.

Stehlen und Handeln.

Stehlen heißt in der Sprache der Diebe — handeln. Dieſe Diebsſprache gibt Stoff zu verſchiedenen Bemerkungen. Erſtens. Nach ihr wä-

ren die Nachdrucker, wenn ihre Verunglimpfer Recht hätten, die wahren Buchhändler. Zweytens. Einem Kaufmanne, der in ſeinem Gewerbe zu wenig Gewiſſen zeigte, könnte man rathen, er möchte ſich hüten, daß nicht umgekehrt handeln ſtehlen heiße. Drittens. Da die Diebe ihren Gott mit den Kaufleuten gemein haben: ſo leiten ſie vielleicht aus dieſer Gemeinſchaft das Recht her, trotz dem beſten Kaufmanne von ihrem Handel zu ſprechen.

11.

Heldenfurcht.

Ein Held darf vor keinem Manne, und höchſtens vor einem Weibe zittern.

12.

Der Leſer ohne Auswahl.

Baldrian lieſt Alles, was ihm vorkommt, das Vortrefflichſte und das Erbärmlichſte, mit gleicher Theilnahme.

Der Menſch hat einerley Geſchmack mit den Mäuſen, die einen Band Sonette ſo gern freſſen, als Wielands Werke.

13.

Spielſucht.

Wer ſich der Spielſucht ergibt, wird, indem er das Glück, das er vor ſich zu ſehen glaubt, vergebens verfolgt, von dem Unglück, das er hinter ſich herzieht, ereilt.

14.

Das Irren.

Irren iſt menſchlich, ſagt Ihr, um zuweilen die albernſten Streiche von der Welt zu entſchuldigen. Meinetwegen! Aber ſoll man nicht dafür ſorgen, daß Irren aufhört, menſchlich zu ſeyn? Es iſt ganz und gar nicht nöthig, daß man ſich irrt.

15.

Vielwiſſer.

Je mehr manche Leute wiſſen, deſto weniger haben ſie gelernt, und die vielwiſſenden Nichtswiſſer ſind die unerträglichſten.

16.

Chriſten und keine.

Man ſollte die Bekenner der göttlichſten aller Glaubenslehren in Chriſten und in Getaufte eintheilen.

17.

Die Tiefſinnigen.

Wenn ich gewiße Schriftſteller leſe, ſo finde ich es ungemein paſſend, daß zuweilen, beſonders im gemeinen Leben, Verrücktheit Tiefſinn genannt wird.

18.

Jugend und Alter.

Der Jugend ſind Fehler und Irrthümer, aber dem Alter Laſter und Verbrechen eigen.

19.

Mittel gegen den Selbſtmord.

Man will bemerkt haben, daß die meiſten Selbſtentleibungen des Nachts vorgehen.

Schön! Nur Licht, Licht, und Thorheiten und Verbrechen haben ein Ende.

20.

Veraltete Schriften.

Unſere ſchriftſtelleriſchen Goldmacher laſſen keinen Winkel undurchſucht, um hier ein vergeſſenes Ammenmährchen, und dort ein Paar langweilige Mönchsgeſänge aus dem Moder hervorzuziehen.

Mit Einem Worte, man treibt eine geiſtige Schatzgräberey, die eben ſo lächerlich, und eben ſo fruchtlos iſt, als die irdiſche.

21.

Umgang mit Menſchen.

Sobald man den Umgang mit Menſchen gelernt hat, mag man nicht mehr mit ihnen umgehen.

22.

Weiberhaß.

Unſer Weiberhaß hat Nichts zu bedeuten; ſo lange wir nicht haſſen können wie die Weiber.

23.

Große Geiſter.

Die größten Geiſter machen ſich oft der Welt, trotz der Wohlthaten, die ſie von ihnen empfängt, im höchſten Grade furchtbar. Ein Mann von außerordentlichen Geiſtes-Anlagen iſt eine Sonne, die nicht leuchten kann, ohne zu brennen.

24.

Talente.

Mancher Mann von kaufmänniſchen, und alſo gründlichen Geſinnungen wird den Kopf darüber

ſchütteln, daß man das Wort Talent, mit welchem die Griechen eine gewiße Geldſumme bezeichneten, jetzt mißbraucht, wenn man von Natur-Anlagen ſpricht. Wer wird das höchſte Gut der Sterblichen, das Gold, mit Vorzügen, die jeder Bettler beſitzen kann, auch nur dem Nahmen nach in eine Reihe ſtellen? In der That, das Glück ſollte die Sprachlehrer wegen dieſer Herabwürdigung verklagen, oder wenigſtens dafür ſorgen, daß ihnen für ihre Sprach-Talente keine griechiſchen zu Theil werden.

25.

Gebothe und Verbothe.

Die Menſchen gehorchen lieber einem Verboth, als einem Geboth. Kein Wunder. Laſſen iſt leichter, als Thun.

26.

Die Freyheit.

Die Freyheit iſt eine ſchöne Rahel, um die man oft länger als zwey Mahl ſieben Jahre dienen, und ſogar Sclavenketten tragen muß.

27.

Poetiſche Wolken.

Post nubila Phoebus! Dieſes Sprichwort will ſich in der neueſten deutſchen Poeſie nicht beſtätigen. Wir ſehen Nichts als Wolken und Wolken um den Helikon, aber wie ſelten erſcheint Phöbus!

28.

Das Paradies und die Frauen.

Lieber ein Paradies durch eine Frau verlieren, als es ohne eine behalten. Oder vielmehr, ohne Frauen gibt es gar kein Paradies.

29.

Die Widerſpenſtigen.

Mancher Menſch gleicht dem Luftballe. Die Kunſt, ihn zu lenken, iſt noch nicht erfunden.

30.

Glücksgaben.

Was iſt nichtiger, als die Gaben, die man dem Glück verdankt? Und man kann alſo mit Recht ſagen, das Glück mache nicht glücklich.

31.

Fleiß und Trägheit.

Fleiß iſt halbes Genie, und Trägheit halbe Dummheit.

32.

Kriegslieder.

Inter arma silent Musae! Mich dünkt, man ſieht es ſogar den neueſten Kriegsliedern an, wie wahr dieſer alte Spruch iſt, und ich frage daher die Poeten, ob ſie nicht wohl thun würden, wenn ſie künftig ihre Kriegslieder erſt nach geendigtem Kriege verfertigten?

33.

Der Halbdieb.

Der ſchlaue Nickel beſitzt zwar das Meiſte, was er hat, mit Unrecht, aber beſtohlen hat er noch Niemand geradezu. Er verhält ſich zu einem Dieb, wie der Bindfaden zum Strick.

34.

Der Bettler.

Der Bettler macht die Armuth zu einer Schande.

35.

Der Menſchenhaſſer.

Mir gefällt Nichts an dem Menſchen, als der Menſchenhaß.

36.

Die neuen Heroſtrate.

Gegen den Tempel des Geſchmacks hat ſich in unſern Tagen eine ganze Rotte von Heroſtraten verſchworen. Aber anzünden können ſie ihn nicht, weil die Tröpfe kein Feuer haben, und darum wollen ſie ihn, wie die Kinder Iſrael die Mauern von Jericho, nur mit einer andern Art von Trompeten, einſtürzen. Daß der Tempel, weil man mit Klingelreimen zwar Ohren zerreißen, aber Nichts Feſtes niederreißen kann, weit entfernt, zu fallen, ſich nicht einmahl erſchüttern läßt, und daß die Nachwelt kein Wort von den Heroſtraten erfahren wird, wer läugnet dieſe Wahrheiten, als die Heroſtrate ſelbſt?

37.

Schriftſtelleriſche Unſterblichkeit.

Im Reiche des Wiſſens werden mehr Nahmen als Werke unſterblich. Mancher ältere Schrift

ſteller iſt in jedem Munde, aber ſeine Schriften ſind in keiner Hand. Die Welt will ſich ſelbſt leſen, und keine ihrer Vorgängerinnen.

38.

Unvollkommenheit der Menſchen.

Ich glaube im Ernſt, die Natur iſt immer noch im Verſuche, Menſchen hervorzubringen, begriffen, und vielleicht vergehen noch Jahrtauſende, bis ſie ihren eigenen Forderungen Genüge leiſtet.

39.

Die Leidenſchaften.

Viele Leidenſchaften ſind weniger gefährlich, als Eine, und daher iſt der Krieg unter denſelben, der keine zu mächtig werden läßt, wohlthätig.

40.

Todesfurcht.

Warum, Ihr Menſchen! fürchtet Ihr den Tod? Soll denn die Nacht des Lebens eine ſchlafloſe ſeyn?

41.

Poetiſche Formen.

Es kommt nicht auf dieſe oder jene poetiſche Form, es kommt auf den Dichter an, der ſich ih=

rer bedient. Wieland hätte meinetwegen lauter Sonette ſchreiben können, ſtatt daß ich von unſern heutigen gewöhnlichen Klingelreimern ſchon an Einem zu viel habe. Alſo nicht das Sonett, ſondern die Sonettenſchreiber haſſe ich, denen der Geiſt für jede Gattung, und gewöhnlich für die Form ſogar das Geſchick fehlt.

42.

Herrſchſucht.

Die Quelle der Herrſchſucht iſt Mangel an Selbſtbeherrſchung.

43.

Augen-Huldigung.

Die Huldigung der Augen iſt dem ſchönen Geſchlecht die ſchmeichelhafteſte, und eine Frau, die Wunder thun könnte, würde daher mehr blinde Männer ſehend, als lahme gehend machen.

44.

Der neue Pegaſus.

Der Pegaſus mancher neuen Poeten hat keine Flügel, aber dafür entſetzlich lange Ohren.

45.

Die Weltverbeſſerer.

Könnte ich doch unſern neuerungsſüchtigen Klüglingen die Macht verleihen, eine Welt zu erſchaffen, bloß damit die ſchwärmenden Thoren ſich durch ihre Pfuſcherey noch mehr zum Gelächter machten!

46.

Undank gegen Wohlthaten.

Ich wundere mich gar nicht über den Undank, wenigſtens nicht über den Undank gegen gewiße Wohlthaten. Wer läßt ſich ſolche Wohlthaten erzeigen, als ein Niederträchtiger, und kann ein Niederträchtiger dankbar ſeyn?

47.

An gewiße Poeten.

Ich weiß es wohl, Ihr Uebermüthigen, die Ihr nach den Unſterblichen, die vor Euch geſungen haben, mit gerümpfter Naſe zurückblickt, daß es noch größere Dichter geben kann, als Klopſtock und Wieland waren. Ich läugne nur, daß Ihr es ſeyd.

48.

Romanentod.

Ich bin meiſtens weichherziger, als die Romanenſchreiber, und laſſe die traurige Entwicklung manches Romans ungeleſen, um die Leute, die ſterben müßen, wenigſtens für mich beym Leben zu erhalten.

49.

Sprachreiniger.

Für mich ſind Sprachreiniger nicht ſelten Sprachbereicherer, und alſo mehr, als ſie ſeyn wollen. Gelingt es ihnen, an die Stelle eines Wortfremdlings ein gutes einheimiſches zu ſetzen, ſo nehme ich das neue, und behalte das alte dazu.

Hoffentlich wird doch dieſes dankbare Geſtändniß nicht die Folge haben, daß die erzürnten Bereicherer, weil ich ihnen als Reinigern den Gehorſam verſage, auch das Erſte zu ſeyn aufhören.

50.

Der Sieger und der Beſiegte.

Nie kann der Ueberwundene dem Ueberwinder verzeihen, und darf man ſich daher über die kurze Dauer manches Friedens wundern?

51.

Armuth.

Armuth iſt kein Unglück, wenn man arm zu ſeyn verſteht.

52.

Todesfurcht.

Den Tod fürchten, und ein künftiges Leben glauben, ſind Widerſprüche.

53.

Geburt und Tod.

Die Natur läßt uns ohne Bewußtſeyn geboren werden, und mit Bewußtſeyn ſterben, und ſcheint dadurch anzudeuten, daß der Eingang in das Leben mehr zu fürchten iſt, als der Ausgang aus demſelben.

54.

Wort und That.

Man ſetzt zu oft der Rede das Thun entgegen. Ein großes Wort iſt auch eine That.

55.

Das Unglück und die Schlechten.

Ich kann ſchlechten Menſchen kein Unglück wünſchen, um des Mitleids willen, das auch ihnen

als Unglücklichen nicht verſagt wird, und weil wenigſtens der Haß gegen ſie aufhört, ſobald die Vergeltung eintritt.

56.

Poeten-Dünkel.

Wer iſt der größte Poet? Wenn ſeine eigene Meinung gilt, jeder kleine.

57.

Nickels Fehden.

Nickel, der ſchmähſüchtige Winkelſchmierer, wagt Niemand, als Tröpfe ſeines Gelichters, zu befehden. Wer ſollte glauben, daß die Dummheit ſo viel Verſtand hätte?

58.

Die Welt und die Tugend.

Die Welt fordert nur von dem Laſterhaften Tugend, die ſie dem Tugendhaften nicht verzeiht.

59.

Der betriegende Kodrus.

Umſonſt ſchärft Ihr mir das Gewiſſen wegen meiner kleinen Sünden gegen die Ehrlichkeit. Wovon ſoll ich leben, wenn ich nicht betriege?

Ich habe kein Geld, um ein ehrlicher Mann zu ſeyn.

60.

Eiferſucht.

Die Weiber ſind eiferſüchtig aus Stolz, und die Männer aus Liebe.

61.

Hochmuth, Eitelkeit und Stolz.

Dummköpfe ſind hochmüthig; Schwachköpfe ſind eitel, und nur der verſtändige Mann iſt ſtolz.

62.

Die Kahlköpfe.

Die Zeit des Propheten Eliſa hat ſich umgekehrt. Die Knaben ſind ſelber Kahlköpfe geworden, ſchreyen aber noch immer Kahlkopf.

63.

Ueberſchätzung der Poſie.

In Deutſchland wird offenbar dem poetiſchen Schöpfungsvermögen ein zu hoher Rang, nähmlich der höchſte angewieſen. Die ſchönſten Geiſter ſind nicht zugleich auch die größten. Die Eng=

länder ſetzen ſchwerlich ihren Milton, und ſelbſt ihren Shakeſpear über ihren Newton.

64.

Die dunkeln Schriftſteller.

Es iſt bekannt, daß Voltaire einem jungen Menſchen, der ihm auf die Frage, was er mit einer ſchwülſtig dunkeln Stelle in einem ihm vorgeleſenen Aufſatze eigentlich ſagen wolle, ſeine Gedanken in einer klaren und natürlichen Sprache erklärte, antwortete: Nun, gerade ſo ſagen Sie die Sache.

Unſere tiefſinnigen Mode-Schriftſteller kann man zwar ebenfalls bey jeder Zeile, die ſie ſchreiben, fragen: Ihr guten Leute! was wollt Ihr damit ſagen? Aber um zu antworten, wie der junge Franzoſe, müßten ſie vor allen Dingen ſich ſelbſt verſtanden haben.

65.

Poetiſche Blumen.

Die meiſten dichteriſchen Blumen werden durch Waſſer getrieben.

66.

Der Zeitgeiſt.

Man kann Völker beherrſchen; aber nicht die Zeit, und doch iſt es oft dieſe, gegen die man ſich auflehnt, indem man nur an jenen ſeine Macht zu verſuchen glaubt.

67.

Die ſchlimmſten Feinde.

Welches ſind die ſchlimmſten von allen Feinden? Die falſchen Freunde.

68.

Aehnlicher Haß.

Manche Poeten ſind den Spinnen ähnlich. Sie haſſen einander, wie dieſe, und würden, wenn ſie könnten, einander auch auffreſſen, wie dieſe. Auch dem Publikum ſcheint dieſe Aehnlichkeit längſt eingeleuchtet zu haben. Wenigſtens pflegt es beyde, ſammt dem, was ſie hervorbringen, ungefähr gleich hoch zu ſchätzen.

69.

Beytrag zum Briefſtyl der Dienſtbothen.

Mein Schickſal hat ſich um Vieles vermehrt, ſchrieb eine Magd an die andere. Sie wollte ſagen, ihr Unglück.

70.

Vorhin und Jetzt.

Der Zeit des Unglaubens folgte die Zeit des Aberglaubens auf dem Fuße. An die Stelle einer ruchloſen Zeit iſt eine dumme Zeit getreten.

71.

Die Minderzahl.

Es iſt immer ſo geweſen, und wird immer ſo bleiben, das Recht iſt jedesmahl auf Seiten der Widerſpruchspartie, und dieſe iſt ihrer Natur nach ſtets die Minderzahl.

72.

Die bettelnde Kunſt.

Daß die Kunſt betteln geht, kann man wenigſtens von einer Kunſt, die gewiß nicht unter die

leichteſten gehört, mit Recht ſagen, nähmlich von der Kunſt zu betteln.

73.

Tadel und Lob.

Mancher würde nicht mit Recht getadelt werden können, wenn er nie mit Unrecht gelobt worden wäre.

74.

Die uneinigen Poeten.

Kein Wunder, daß Poeten ſo ſelten im Frieden mit einander leben. Gekrönte Häupter lieben meiſtens den Krieg.

75.

Eigenliebe.

Eigenliebe iſt nicht Selbſtliebe, und man kann vielleicht mit Recht ſagen, je mehr Selbſtliebe, deſto weniger Eigenliebe.

76.

Selbſtmörder.

Der Selbſtmörder iſt von einem andern Mörder nur darin unterſchieden, daß man ihn nicht

vor Gericht ziehen kann. Er vereinigt den Beleidiger und den Beleidigten in Einer Perſon.

77.

Don Quixote und Sancho Panſa.

Unter den vielen Lehren im Don Quixote iſt auch dieſe nicht zu überſehen: Wenn der Herr ein Narr iſt, ſo iſt in der Regel der Diener ein Dummkopf.

78.

Adam und Eva.

Ich möchte wohl wiſſen, was aus den Männern geworden wäre, wenn Adam die gute Eva allein von dem verbothenen Apfel hätte eſſen laſſen.

79.

Der Arme an den Geizigen.

Wer iſt glücklicher, Du oder ich? Du biſt arm mit den Sorgen des Reichthums, und ich bin arm ohne ſie.

80.

Der Hageſtolz.

Nennt mich doch, Ihr Leute, keinen Hageſtolz! Ich wollte heute noch heirathen, wenn ich reich

genug dazu wäre. Zwar ernähren könnte ich leicht ſechs Frauen, aber ich kann nicht Eine kleiden.

81.

Brutus.

Wer wäre größer, als Brutus, wenn er nicht den Cäſar und ſich ſelbſt ermordet hätte?

82.

Weibliche Helden.

Ich kann unmöglich die kriegeriſchen Frauenzimmer bewundern. Die Bruſt, die dem Säugling gehört, ſoll kein Panzer bedecken, und dem Weibe gezjemt kein anderer Muth, als den ſie fürs Haus braucht. Es iſt ihr zwar erlaubt, eine Heldinn, aber nicht ein Soldat zu ſeyn.

83.

Aechte Hoheit.

Man muß keines Throns und keiner Krone bedürfen, um ein König zu ſeyn.

84.

Die Eingebildeten.

Für mich gibt es Nichts Luſtigeres, als gewiße Leute im Stillen zu beobachten, die feſt

überzeugt ſind, die ganze Welt komme vor Erſtaunen über ſie und ihre Werke gar nicht zu ſich ſelbſt, während die ganze Welt ſie verlacht, oder was noch ſchlimmer iſt, keine Zunge ihren Nahmen ausſpricht. Wäre es möglich, dieſen Thoren, die man meiſtens in der Zunft der Poeten und der Philoſophen ſuchen muß, ihren Wahn zu benehmen, ſie würden auf der Stelle von Sinnen kommen. Aber zu ihrem Glücke gleichen ſie ihren Halbbrüdern im Tollhauſe, denen man es durch kein Mittel, und ſelbſt durch die Geißel nicht aus dem Kopfe bringen kann, daß ſie Kaiſer und Könige, oder gar Gottheiten ſind.

85.

Schriftſteller-Dünkel.

Der aufgeblaſene Kriſpinus hat ein Buch geſchrieben, und glaubt ſeit dieſem Augenblicke, ſelbſt das Oechslein und das Eſelein müße leſen lernen, um ſich ſeiner Weisheit theilhaftig zu machen.

86.

Die Geduld.

Geduld iſt leidender Muth, und daher iſt ſie am wenigſten die Tugend der Schwachen.

87.

Todesfurcht.

Die Leute, die das Leben am wenigſten zu benutzen verſtehen, ſträuben ſich am meiſten, es zu verlieren.

88.

Züchtigungen.

Der Himmel züchtigt uns für unſere Sünden, und die Welt für unſere Tugenden.

89.

Die Freundſchaft unter den Frauen.

Unter den Frauen iſt die Freundſchaft auch aus dem Grunde ſeltener, als unter den Männern, weil ſie einander zu ähnlich ſind.

90.

Männlicher und weiblicher Ruhm.

Ein Anderes iſt der Ruhm der Männer, ein Anderes der Ruhm der Frauen. Nach jenem ſollte

keine Frau ſtreben, und ſchon darum ſollte alſo keine die Feder ergreifen.

91.

Dichter-Feuer nnd Dichter-Zorn.

Der Helikon iſt ein Veſuv, deſſen Bewohner ſtatt ſeiner Feuer ſpeyen.

1 8 1 6.

Erſte Abtheilung.

I.

Denkmahle der Todten.

Von Todten würdig zu reden, iſt ſchwer. Iſt die Sprache überhaupt zu arm für die Liebe, wie kann ſie der Liebe zu einem theuren Entſchlafenen genügen, und wer vermag das verklärende Licht mit Worten zu beſchreiben, in welchem wir die Seligen erblicken, die ſchon, als ſie noch unter uns wandelten, unſerem frommen Sinne als Weſen höherer Art erſchienen? Wir wollen nicht etwa nur ein Schattenbild von dem uns entriſſenen Geliebten entwerfen. In ſeiner eigenen Geſtalt ſoll er vor uns ſtehen. Der zerſtörenden Natur zum Trotz wol-

len wir ihn ins Leben zurückrufen, und müßen wir alſo nicht beſchämt und zürnend die Hände ſinken laſſen, wenn das geſcheiterte Beginnen uns belehrt, daß unſere Kräfte nicht an unſern Willen reichen, und daß wir zwar thöricht das Unmögliche wollen, aber nimmer es vollbringen können?

II.

Die Vertheidigerinn der Damenhüte im Schauſpiele.

O barbariſche Zeit, o verkehrte Welt! Die Männer haben ſich gegen die Frauen verſchworen, und fordern mit bedeckten Häuptern entblößte Häupter von ihnen. Jede Dame, die ein Schauſpiel beſucht, iſt nicht etwa ihres Lebens, iſt, was noch mehr ſagen will, ihres Huts nicht mehr ſicher. Habt Ihr, frevelnde Empörer, denn ganz vergeſſen, wer wir ſind, und wer Ihr ſeyd? Statt dem Himmel zu danken, daß wir Euch die Köpfe laſſen, wollt Ihr uns, im Schauſpielhauſe wenigſtens, die Hüte nehmen, und indem Ihr Euch über dieſe

aufhaltet, denkt Ihr gar nicht daran, wie warm die Köpfe, auf welchen ſie ſitzen, Euch die Eurigen machen könnten. Und worin beſteht denn das Unrecht, das Ihr von dieſen Hüten, die Euch wahre Dornen in den Augen ſind, zu erdulden habt? Machen ſie Euch Froſt oder Hitze? Verurſachen ſie Euch Krämpfe und Zuckungen? Oder ſind ſie gar Meduſenhäupter, deren Anblick Euch verſteinert? Ihr verſtummt, oder was noch ſchlimmer iſt, Ihr ſagt, was Ihr zu ſagen Euch ſchämen ſolltet. Ihr murrt über unſre Hüte, weil ſie — man denke nur! — Euch im Schauſpiele die Ausſicht auf die Bühne rauben. O Verkehrtheit, Undank, Unwiſſenheit, Verleumdung, Blindheit, und mit welchen Nahmen ſoll ich Eure Anklage gegen die armen Unſchuldigen noch belegen? Solltet Ihr, frage ich Euch, nicht tauſend Mahl lieber einen Damenhut ſehen wollen, als das Geſicht eines Schauſpielers, der den Kaliban, oder den Franz Moor, oder ſonſt ein Ungeheuer ſpielt? Und was die Schauſpielerinnen betrifft: ſo werdet

Ihr doch nicht verlangen, daß Frauen und Mädchen ihre Hüte aus dem Wege räumen, damit ihre Männer und Liebhaber ihre treuloſen Augen ungehindert am Anblick von dieſen weiden, oder gar mit ihnen liebäugeln können? Könnt Ihr überhaupt nicht ein kleines Ungemach mit weiſer Gelaſſenheit ertragen? Lärmt Ihr ſo entſetzlich, wenn Euch eine Dame mit ihrem Hut den Gebrauch Eurer Augen ein wenig erſchwert, wie würdet ihr Euch erſt geberden, wenn Ihr das Unglück hättet, blind zu werden? Und warum klagt Ihr nicht lieber Eure natürliche Zwerghaftigkeit, als unſere künſtliche Rieſenhaftigkeit an? Sollen wir darum unſern unentbehrlichen Kopfputz entbehren, weil nicht Jeder von Euch ſich zur Größe eines ordentlichen Flügelmanns auszudehnen verſteht? Hätten wir ferner nicht alle das Recht, einen Kopf größer zu ſeyn, als wir ſind, und geſetzt, wir wären es, wolltet Ihr uns dann um dieſen Kopf kleiner machen, bloß um über uns weg auf die Bühne ſehen zu können? Sind ferner

unſere Hüte nicht zugleich Eure Hüte? Müßt Ihr ſie nicht mit ſchwerem Gelde bezahlen, und wie könnten wir alſo die ſchönſte aller Gelegenheiten, wie könnten wir das Schauſpiel unbenutzt laſſen, um ſie Euch zur Ehre, wenn gleich auch Euch zum Aerger öffentlich zu zeigen? Und von wem haben wir gelernt, einen Hut zu tragen, als von Euch? Steckt erſt Eure Köpfe in Hauben, und vielleicht verſchwinden auch die Hüte von den unſrigen. Rauben endlich die Damenhüte nur den Männern, und nicht auch den Damen ſelbſt die Ausſicht? Und Männer wollen keiner Dame verzeihen, was jede der andern verzeiht? Solltet Ihr nicht dem Himmel danken, wenn wir Euch die Augen nicht auskratzen, ſtatt daß Ihr ein Geſchrey erhebt, wenn unſere Hüte ſie im Schauſpiele einer kleinen vorübergehenden Luſt berauben? In der That, mit größerem Recht als der ungehobelte Shakeſpear ſagt: Gebrechlichkeit, Dein Nahme iſt Weib! können die Frauen ſagen: Widerſpruch, Dein Nahme iſt Mann! Was erdulden

die nähmlichen Männer nicht vom Morgen bis zum Abend von ihren Frauen, die ſich, ſobald am Abend das Schauſpiel beginnt, gegen ihre unſchuldigen Hüte empören!

Was ſoll man aber ſagen, wenn Eure auf alle Fälle heilloſe Klage kaum halbwahr, und wenn der Nachtheil, den Ihr uns zur Laſt legt, ſogar eine Wohlthat für Euch iſt?

Geſtalten unſere Hüte Euch denn wirklich gar keinen Blick nach dem Ort, den Euer Eigenſinn im Schauſpiele unaufhörlich vor Augen haben will? Wie oft drehen wir unſere leichtbeweglichen Köpfe bald zur Rechten und bald zur Linken, und es iſt offenbar bloß Eure Schuld, wenn Ihr den günſtigen Augenblick nicht benutzt, um in den offenen Himmel der Bühne zu ſchauen. Entfällt zugleich unſern Händen nicht ein Mahl über das andere Dieſes und Jenes, und können wir uns bücken, um es wieder aufzuheben, ohne Euch oft für zwey bis drey Minuten alles Recht zur Klage über gehinderte Ausſicht zu benehmen?

Nicht wahr iſt es alſo, daß Ihr durch die Schuld unſerer Hüte ſo viel als gar Nichts ſeht. Ihr ſeht, Dank unſern Hüten! gerade ſo viel, als man ſehen muß, um des Sehens nicht überdrüßig zu werden. Oder könnt Ihr es läugnen, daß Ihr nie ſtärker im Schauſpiele gähnt, als wenn Euch Euer Unſtern einen Platz finden läßt, wo Ihr ſtatt eines Damenhuts Alles, was auf der Bühne lebt und webt, die handelnden und ſprechenden Perſonen ſo gut, als die ſie umgebenden unthätigen und ſtummen Bühnen-Verzierungen unaufhörlich und bis zum Ekel vor Augen habt? Gewähren, frage ich weiter, die verſtohlenen Blicke auf die Bühne, die Euch unſere obgedachten mannigfaltigen Bewegungen zuweilen geſtatten, Euch nicht eine um ſo größere Luſt, je ſeltener ſie Euch zu Theil werden, und je mehr Mühe ſie Euch koſten? Könnt Ihr ferner, ſo lange Ihr Nichts ſeht, nicht deſto mehr hören? Gewinnen nicht Eure Ohren, was Eure Augen verlieren, und wer vermag beſſer

das eitle Schauſpiel in ein nützliches Hör=ſpiel für Euch zu verwandeln, als eine Schei=dewand von hutgeſchmückten Damen zwiſchen Euch und der Bühne? Wer hindert überdieß Eure arbeitende Phantaſie, Euch tauſendfach zu erſetzen, was unſere Hüte Euch nur ein=fach rauben? Muß es ihr nicht eine Kleinig=keit ſeyn, die Geſichter der ſich zankenden Köni=ginnen Eliſabeth und Maria Stuart, Nathans des Weiſen und des Rochus Pumpernickel, Wilhelm Tells und des Ritters Tulipan, des Wallenſtein und des Pachters Feldkümmel, der Jungfrau von Orleans und des Mädchens von Marienburg, der Sonnenjungfrau und der Schweſtern von Prag, des Regulus und des Schwätzers, des Otto von Wittelsbach und des Don Juan, der Braut von Meſſina und der Tochter Jephthas, des Königs Lear und des Paul Werner, Euch in verklärtem überirdiſchem Licht vorzumahlen, und was iſt leichter, als einen ſchwarzen Damenhut für das Geſicht des Mohren von Venedig, oder des Mohren im

Fiesko zu halten? Warum, damit ich das Beſte nicht vergeſſe, laßt Ihr endlich nicht, ehe Ihr das Schauſpiel beſucht, Euch durch magnetiſches Streicheln zu Hellſehern machen, um nicht nur durch unſere Hüte auf die Bühne, ſondern auch mitten durch die Schauſpieler ſelbſt zu blicken?

Ich habe eine zu gute Meinung von männlicher Einſicht und männlicher Billigkeit, um ein Wort weiter zur Vertheidigung der gerechteſten Sache zu verlieren. Nirgends, hoffe ich, wird man von nun an unſere Hüte lieber ſehen, als gerade an dem Ort, wo man ſie bisher am ärgſten verwünſchte, und jeder gute Mann wird ſeiner Frau, wenn ſie im Begriff iſt, ins Schauſpiel zu gehen, mit ſorglicher Miene zurufen: Mein Schatz! vergiſſeſt Du auch Deinen Hut nicht? Den Widerſpenſtigen aber, die ſogar von mir keine Vernunft annehmen wollen, erkläre ich mit dürren Worten: Tobt, ſcheltet und ſpottet ſo lange Ihr wollt! Es ſoll doch im Schauſpiel Nichts für

Euch zu ſchauen ſeyn, als die ſchönſte Auswahl von Damenhüten. Nimmermehr werden wir ſolche Thörinnen ſeyn, das nur Euch und nicht uns ärgernde Auge uns aus dem Kopf, und den nur Euch und nicht uns ärgernden Hut uns vom Kopf zu reißen, und die Männer ſollen ſo wenig über das, was wir uns auf den Kopf, als über das, was wir uns in den Kopf ſetzen, jemahls den Meiſter ſpielen. Zwar hörte ich vor Kurzem einen der frechſten Läſterer unſers Geſchlechts und der Sache, die ich vertheidigte, behaupten, das einzige und zuverläßigſte Mittel, unſere Hüte aus dem Schauſpiele zu verbannen, wäre, daß alle Männer ohne Ausnahme, die verheiratheten wie die unverheiratheten, daßelbe zu beſuchen aufhörten. Aber o Ihr Söhne eines Vaters, deſſen Apfelbiß, über den Ihr gar nicht aufhören ſolltet, roth zu werden, Euch für alle Zeiten an den Triumphwagen des ſchwächern Geſchlechts ſchmiedete, frey dürfen wir

Euch bekennen, daß wir dieſe Probe nicht beſtehen würden, weil wir gewiß ſind, daß auch nicht Einer von Euch fähig iſt, uns auf dieſelbe zu ſetzen.

III.

Worte des Unmuths über gelehrte Muſterrollen.

Von zwey Menſchen ſchreibt jeder ein Buch, der eine eine Meſſiade, und der andere eine Anweiſung, die beſten Bratwürſte zu machen, und flugs kommt ein dritter, und ſetzt beyde aus keiner andern Urſache zuſammen auf Eine Liſte, als weil beyde — Schriftſteller ſind.

Auf dieſe Weiſe hat man freylich wenig Mühe, Chriſtus und Belial, Tag und Nacht, die Sonne und ein Talglicht, die Maus und den Elephanten in ein und daßelbe Fach zu bringen. Aber was will man antworten, wenn nach dem Zwecke gefragt wird? Was hilft es,

alle Sterbliche in dieſem oder jenem Lande, oder in allen Ländern, die ein Ding, das man ein Buch nennt, zur Welt befördert haben, in einem alphabetiſchen Verzeichniße zu überſehen? Könnte man nicht mit demſelben Recht die Nahmen der Ehrenmänner, die zuweilen blaue Strümpfe tragen, oder derjenigen, die nicht nur zuweilen, ſondern immer blaue Augen haben, ſammeln, und unter dem Titel: Das blauſtrumpfige, oder das blauaugige Deutſchland, durch den Druck bekannt machen?

In vollem Ernſt. Auch nicht den entfernteſten Nutzen einer ſchreibenden Volkszählung kann ich mir denken. Die guten Schriftſteller kennt die ganze gebildete Welt, ohne daß ſie dieſelben in einem Regiſter zu ſuchen braucht, und wohl dem Glücklichen, der nicht einmahl die Nahmen der elenden kennt! Nie und unter keinem Vorwand ſollte man das Schlechte mit dem Guten, und noch weniger die Schlechten mit den Guten vermiſchen, und nicht im

Widerſpruch mit dem jüngſten Gericht, das die Schafe von den Böcken ſcheiden will, Schafe und Böcke zuſammentreiben, um Eine Herde aus ihnen zu machen. Was würden Horaz und Virgil ſagen, wenn ſie die Nahmen Bavius und Mävius unter der Aufſchrift: Römiſche Autoren, neben den ihrigen ſehen müßten! Aber in Deutſchland rechnet ſichs kein Lexikograph zur Sünde, einen Schönaich und einen Klopſtock, einen Triller, Hiller und Schiller, einen Liscov und einen Philippi, einen Spalding und einen Streitprediger Merz, einen Wieland und jeden mit Schellenreimen und mit der Schellenkappe lärmenden Dachſtubendichterling, einen Leſſing und dieſen oder jenen dramatiſchen Poſſenreißer als Bürger eines und eben deſſelben gelehrten Freyſtaats der Welt nahmhaft zu machen, und man braucht nur ein guter Schriftſteller zu ſeyn, um in die ſchlechteſte Geſellſchaft geſtoßen, und nur ein elender, um in die beſte gezogen zu werden.

Nicht genug aber, daß man durch dieſe unverdiente Auszeichnung dem Raben das Recht gibt, ſich neben der Nachtigall zu brüſten, man muntert auch noch manche ſchnatternde Gans auf, ſich von ſelbſt unter die Schwäne zu drin-gen. Der Propſt iſt nicht ſicher, daß der Kü-ſter bloß darum ein Buch ſchreibt, weil er einen Ort weiß, wo er, ſobald einige ge-druckte Bogen ihm den Schriftſtellernahmen er-worben haben, mit ſeinem ſtolzen Gebiether in eine Reihe geſtellt wird. Elende Schrift-ſteller wollen in der Regel Nichts, als ge-nannt ſeyn, und wie Heroſtrat in dieſer Ab-ſicht einen Tempel anzündete, ſo beſudeln ſie Papier, und — ſchreiben Bücher. Aber ſtatt daß man ſie eben ſo, wie den Heroſtrat, durch ein Verboth, ihre Nahmen zu nennen, be-ſtrafen ſollte, macht man ſich ſogar ein eige-nes Geſchäft daraus, dieſe ihre verſpotteten und verachteten Nahmen zugleich mit den ge-prieſenſten und geachtetſten allen Winkeln der gebildeten Erde zu verkündigen.

IV.

Rettung der Taſchenbücher gegen ihre Verunglimpfer.

Von einem wohlmeinenden Freunde der neueſten gebundenen und ungebundenen ſchönen Redekunſt.

Es wimmelt vom Ende Septembers bis Ende Decembers jeden Jahrs auf den öffentlichen Büchermärkten von ungenügſamen Menſchen, die nachdem ſie lange genug an dem geſchmackvollen Einband eines gekauften Taſchenbuchs, an der glänzenden Schnittvergoldung deſſelben, und an den Meiſterſtücken der bildenden Künſte, die es aufzuweiſen hat, ihre leiblichen Augen geweidet haben, ſich gelüſten laſſen, um auch zu einer geiſtigen Weide zu gelangen, noch

weiter in dem Werkchen zu blättern, und Himmel, welch ein Naſerümpfen, und mit gerümpfter Naſe welch ein Spotten und Schelten über den Inhalt, der ihnen begegnet! Weder Ritter, noch Knappen, weder Hexen noch Nixen in den Erzählungen läßt ihre Schmähſucht unangetaſtet, und ſollte man es glauben, daß ſelbſt die romantiſchen Unholden in dieſen unſterblichen Erzeugnißen der neueſten deutſchen dichtenden Einbildungskraft die gerechteſte Urſache zu klagen haben, daß ihnen kein vernünftiger Menſch mehr hold seyn will? Die verwünſchten Kunden von verwünſchten Prinzen und Prinzeſſinnen! ruft hier ein ergrimmter Läſterer, während dort ein Anderer ſeine Galle an den heiligſten und erbaulichſten Legenden, und an den kindlichſten und gemüthvollſten Ammenmährchen, in welchen die Natur ſo täuſchend nachgeahmt iſt, daß Jeder ſeine eigene Amme zu hören glaubt, ohne alle Schonung ausläßt. O Narrheit! ruft man, wo man himmliſch und göttlich rufen ſollte,

und mancher vom Kreuz ſingende kreuzbrave Poet wird wenigſtens ans Kreuz des Spottes geſchlagen, und muß ſich ſtatt des verdienten Lorberkranzes ſatyriſche Brennneſſeln um die von einem Heiligenſchein umglänzten heiligen Schläfe winden laſſen. Nicht beſſer als der ungebundenen Poeſie — eine Proſa gibt es in Deutſchland gar nicht mehr — geht es der gebundenen. Man braucht bloß Verſe für ein Taſchenbuch zu liefern, um gewiß zu ſeyn, daß wenn nicht etwa noch Langbein, oder ein ähnlicher Nahme darunter ſteht, weder ein Sterblicher, noch eine Sterbliche ſie des Anſehens würdigt. Die aufs Höchſte getriebene Kunſt, die Kunſt, gewiße wohlklingende Gedichte zu machen, betrachtet man ohne alles Erſtaunen, und hält ſie, eben weil ſie aufs Höchſte getrieben iſt, und weil ſie zuweilen ſelbſt von den Einfältigen getrieben wird, für gar keine Kunſt mehr. Man ſtellt ſich, als habe man nicht die leiſeſte Ahnung von der göttlichen Natur ihrer Eingeweihten, und

verſagt ihnen, was man dem ſchlechteſten geſchnitzten hölzernen Heiligenbilde, das weder Klingel- noch Knittelreime zu machen weiß, willig zugeſteht, die Ehre der Kniebeugung. Doch beynahe hätte ich über ihren Verfaſſern die Taſchenbücher ſelbſt, deren rächender Schutzengel zu ſeyn ich mich anheiſchig machte, aus dem Geſicht verloren. Wer heißt Euch, frage ich alſo, wer heißt Euren Vorwitz nach dem Inhalt eines Taſchenbuchs forſchen? Wie es Neckdoſen gibt, ſo gibt es, müßt Ihr wiſſen, auch Neckbüchlein. Springt aus jenen, wenn Ihr ſie öffnet, Euch eine Maus entgegen, ſo findet Ihr in dieſen ſtatt der geſuchten Unterhaltung poetiſche und proſaiſche Zauberformeln, von welchen die Mäuſe ſterben. Eignet ſich aber ein ſolches artiges Neckbüchlein nicht tauſend Mahl beſſer zu einem Weihnachts- und Neujahrsgeſchenk für große und kleine Kinder, als ein gewöhnliches Buch voll alltäglichen geſunden Menſchenverſtands und Mutterwitzes? Und macht man ſich daher nicht lächerlich, wenn

man, uneingedenk ſeines Zwecks, es um des Inhalts willen öffnet, und ſich alſo gefliſſentlich necken läßt?

Nicht weniger ungerecht als die Klage über ihren Mangel an Gehalt iſt die Klage über die Vielheit der Taſchenbücher. Wer bedauert nicht noch bis auf dieſe Stunde jene arme Gräfinn von Henneberg, die kraft eines über ſie ausgeſprochenen ruchloſen Fluchs ſo viele Kinder auf ein Mahl zu gebären ſich gezwungen ſah, als das Jahr Tage hat? Und über die armen Dichter und Dichterinnen, die in einem Jahr höchſtens ein halbes Hundert Kalender gebären, hört Ihr gar nicht auf zu ſchimpfen, da doch ihre geiſtige Fruchtbarkeit, eben ſo, wie die leibliche der Gräfinn, die Folge eines Fluchs, nur mit dem unbedeutenden Unterſchied iſt, daß dort der Fluch aus dem Munde einer Bettlerinn, und hier aus dem Munde der berüchtigten neun Hexen, die man unter dem Nahmen Muſen kennt, hervorging. Was insbeſondere die Dichterinnen

betrifft: ſo finde ich es vollends ganz widernatürlich, daß man einer Dame ihre Fruchtbarkeit, ſie ſey geiſtig, oder leiblich, zum Vorwurf machen will.

Das Publikum geberdet ſich überhaupt in unſern Tagen ordentlich, als ob eine wahre egyptiſche Finſterniß den deutſchen Parnaß bedeckte. Welch ein Phöbus muß nach dieſen Wolken erſcheinen, wenn das alte Sprichwort nicht triegen ſoll! hörte ich erſt heute einen Murrkopf im Buchladen ausrufen, als er die Werke einiger Dichter durchblätterte, die ich bloß zu nennen brauchte, um den Zorn aller reimenden Achille zu reizen, und tauſend Steine gegen die Stirn des Frevlers zum Fluge zu bringen.

Da ich einmahl eine Schutzrede zu ſchreiben angefangen habe, ſo kann ich unmöglich zu dem Unrecht ſchweigen, welches kürzlich verſchiedenen Poeten von Stande widerfahren iſt. Man hat ſich nähmlich nicht entblödet, dieſen wenn nicht von Männiglich, doch von Manchen hoch-

gefeyerten Sängern gerade zu einen ungebühr-
lichen und lächerlichen Adelſtolz zur Laſt zu le-
gen, und ſich bey dieſem Vorwurf auf Stellen
aus ihren Schriften berufen, die, wie man
behauptet, bald eine mehr, bald eine weniger
verſteckte Geringſchätzung des Standes zu er-
kennen geben, aus welchem, wie ſich nicht
wohl läugnen läßt, noch bis auf dieſe Stunde
nicht wenige ſehr achtbare Männer hervorgehen.
Da einige der Beſchuldigten Spanien längſt
für das gelobte Land erklärt haben, und der
weltberühmte Don Ranudo de Colibra-
dos bekanntlich ein Spanier war, ſo gewinnt
die Anklage einen deſto größern Schein der
Wahrheit. Aber dieſer Schein iſt es auch ein-
zig, den ich von ihnen nicht zu entfernen ver-
mag. Ums Himmelswillen, muß ich fragen,
wie könnt Ihr dieſe gnädigen Herrn und Poe-
ten eines Mangels an Wohlwollen gegen den
Bürgerſtand beſchuldigen? Sind die Verleger
ihrer Schriften etwa Fürſten, Grafen, oder
Freyherrn? Sind es nicht vielmehr ganz ge-

meine bürgerliche Buchhändler? Iſt es aber, ſeitdem es Edelleute und Bürger gibt, jemahls erhört worden, daß die Adelſtolzen von jenen im Schweiß ihres Angeſichts ihr Brot aßen, um dieſe reich zu machen? Würde ein ſolcher edelblütiger Schriftſteller ſeine Werke nicht lieber im eigenen Verlag erſcheinen laſſen, als ſie gegen das ſchnöde Gold eines Menſchen ohne Stammbaum austauſchen? Wenn hat ferner einer von ihnen bey Erſcheinung irgend eines Werks ſeiner Feder die Bedingung gemacht, daß man ſechzehn Ahnen zählen müße, um es leſen zu dürfen? Weit entfernt, der geringen und unadelichen Menſchheit den Genuß ihrer Schriften zu entziehen, würde es im Gegentheil jedem Beyſitzer der adelichen Bank des Parnaſſes höchſt unerwünſcht ſeyn, bloß von Leuten ſeines Stands, wovon Manche am Leſen nur mittelmäßig Geſchmack finden, geleſen zu werden. Kann ein Edelmann ſich nicht mit dem Bürger ſchlagen, ſo kann er doch für ihn ſchreiben, und wie oft hat man ſchon das Schauſpiel

erlebt, daß die ritterliche Feder ſich ſogar in einen Zweykampf mit der unritterlichen einließ! Mit Einem Wort, die beſchuldigten ahnenreichen Schriftſteller ſind die Herablaſſung ſelbſt, und ich wette für jeden, daß ihm derjenige Bürger der liebſte iſt, der die meiſten Werke von ihm in ſeiner Bücherſammlung aufzuweiſen hat.

Gewiß iſt es an dieſen Gründen mehr als genug, um meiner Sache vor dem Richterſtuhle des billigen Publikums den Sieg zu gewinnen, und ich glaube daher den Umſtand ganz mit Stillſchweigen übergehen zu dürfen, daß ſchon darum mit dem Ergreifen der Feder aller und alſo auch der Ahnenſtolz abgelegt werden muß, weil bekanntlich das Bücherſchreiben leider zuweilen als ein ganz gemeines Handwerk getrieben wird.

V.

Nachricht von dem Krähwinkelſchen Klatſchblatte.

Es geſchieht Manches zwiſchen Himmel und Erde, und noch mehr auf der letzten, wovon man ſich in Krähwinkel Nichts träumen läßt, aber es ſoll nicht länger ſo bleiben! ſprach halb mit Hamlet der dortige Herr Runkelrüben-kommiſſionsaſſeſſor Sperling in dem Abend- Bier- und Tobakklubb, welchen die Väter der weltberühmten Stadt die Harmonie zu nennen beliebten. Haben, fuhr er fort, die Reiſenden aus Krähwinkel etwa keine Augen um zu ſehen, keine Ohren, um zu hören, und keine Finger, um mit der Vaterſtadt Briefe zu wechſeln, und

ihr den edelſten Durſt, den Neuigkeiten-Durſt durch getrocknete Tinte zu ſtillen? Aber, guter Herr Runkelrübenkommiſſionsaſſeſſor! was kann erbärmlicher ſeyn, als die täglichen Neuigkeiten, ſobald ſie nicht vom Kanonendonner begleitet ſind, oder wenigſtens nach Pulver riechen? ſo höre ich Tauſende mich fragen, und ich antworte Allen: Dieſe Sprache führt freylich das gemeine Vorurtheil. Aber man denke nach, und man wird anders denken lernen. Gibt es nicht, wenn Ihr je von Nichts als Hader und Zwietracht erzählen hören wollt, gibt es nicht Kriege, die gar kein Friede vernichtet, und bey welchen nicht einmahl den Waffen ſtill zu ſtehen geſtattet iſt? Haben etwa die Philoſophen, die Poeten, die Schulverbeſſerer, und überhaupt die Tapfern, die einander mit vergifteten Federn niedermachen, dieſe weggeworfen? Iſt es irgend einem Friedensfürſten gelungen, die Ruhe zwiſchen den zahlloſen uneinigen Mächten herzuſtellen, die ſich, indem ſie Küſſe und goldene Ringe wechſelten, ewige

Liebe geſchworen haben? Erlebt man nicht noch außerdem tauſend andere Begebenheiten, die man mit Luſt und Abſcheu, mit Freude und Betrübniß, mit Glauben und Zweifel, mit Schrecken und Erſtaunen, und kurz mit allen Gemüths-Bewegungen vernimmt, die man als die wahren Quellen des Vergnügens an Neuigkeiten zu betrachten hat? Werden, um nur wenige Beyſpiele anzuführen, nicht noch täglich Drillinge, Jungfernkinder und zweyköpfige Kälber geboren? Pfeift man nicht Schauſpiele und Schauſpieler aus? Läuft kein Mädchen ihren Aeltern, kein Mann ſeiner Frau davon? Wie viel iſt von einer neuen Heirath, vom Bräutigam und von der Braut, von ihren Aeltern und Geſchwiſtern, Vettern und Baſen zu erzählen! Hier hängt man einen Dieb an den Galgen, und dort hängt man eine Gnadenkette an den Dieb. Man feyert Leipziger und andere Schlachten, goldene und ſilberne Hochzeiten; jedes Jahr hat ſeine Larventänze und Mayenfeſte, und erzeugen nicht alle dieſe Feyern,

nicht zufrieden, ſelbſt Neuigkeiten zu ſeyn, wieder unzählige andere Neuigkeiten? Wird kein Blut in Schlachten vergoſſen, ſo regnet es doch zuweilen Blut, und für die fehlenden Truppen=Durchzüge halten uns wenigſtens Heuſchrecken=Durchzüge ſchadlos. Es ſind ferner Mißgeburten und ordentliche Geburten, inſofern die letzten unter die hohen Geburten gehören, zu melden, und liefern nicht die immer beliebter werdenden Selbſtmorde einen eigenen ſtehenden Artikel, mit welchem man vielleicht nicht unſchicklich die Nachrichten von den erſchienenen neueſten Romanen, Schauſpielen und Gedichte=Sammlungen gewißer Poeten verbinden könnte? Sind nicht von Zeit zu Zeit einige wenige edle, und viele unedle Handlungen dem nach Neuigkeiten ſchmachtenden Publikum bekannt zu machen? Welch eine unerſchöpfliche Quelle für Läſterchroniken und Klatſchzeitungen ſind nicht die Heilquellen, gewöhnlich Bäder und Geſundbrunnen genannt! Wer lieſt nicht mit beſonderem Vergnügen die Nachrichten von

Leuten, die plötzlich aufgehört haben, bey Verſtand zu ſeyn, und was geht über die kleinen Züge aus dem alltäglichen Leben nicht alltäglicher Menſchen? Man vergeſſe die Pharobanken und die Räuberbanden nicht, und auch das Hungerſterben, wenn es nicht allgemeiner wird, als es bis jetzt noch iſt, gehört immer unter die Ereigniße, die des Erzählens nicht ganz unwürdig ſind.

Wie könnte alſo, bey einem ſolchen Uebermaß des Stoffs, irgend ein guter reiſender Bürger von Krähwinkel ſeiner Obrigkeit, die von ihm neben den gewöhnlichen Abgaben noch einen monatlichen, oder wöchentlichen Zoll an Neuigkeiten fordert, mit der albernen Frage ſpotten: Wo ſoll ich Neuigkeiten nehmen, wenn Nichts Neues von Bedeutung geſchieht? Und wird er ſich nicht vielmehr noch eine zweyte rechte Hand wünſchen, weil er mit Einer ſeine Pflicht kaum zur Hälfte erfüllen kann? Aber nicht bloß Neuigkeiten, auch Geheimniße ſollen uns berichtet werden, und wer alſo bey

irgend einer Familie Zutritt hat, verabſäume nicht, von Zeit zu Zeit ſein Ohr ans Schlüſſelloch zu legen, und ſich das Vertrauen der männlichen und weiblichen Bedienten zu erwerben, die gern kund machen, was ſie von Rechtswegen verſchweigen ſollten. Mehr als von den Nachricht-Ertheilern verſpreche ich mir aber noch von den Nachricht-Ertheilerinnen, die wir uns in großer Menge und ohne die geringſten Koſten verſchaffen können. Es verſteht ſich endlich, daß wir alle einlaufenden Nachrichten durch den Druck gemeinnützig machen, und auf dieſe Weiſe ſoll Krähwinkel ſich in Kurzem im Beſitz einer Unterhaltungs-Zeitung ſehen, die es mit jeder andern den gleichen Zweck verfolgenden aufnehmen darf, und von welcher vielleicht manche minder reichlich ausgeſtattete ihre beſten Aufſätze borgen wird. Die Leute mögen ſagen was ſie wollen, nicht die allgemeine Weltgeſchichte, ihre beſondere Stadt- oder Dorfgeſchichte iſt es, an welcher ſie den größten Antheil nehmen, und Staatsanzeigen finden

weniger begierige Leſer, als Stadt-Anzeigen. Der Sturz eines Bürgermeiſters von Krähwinkel iſt für Krähwinkel, was der Sturz Napoleons für die Welt iſt, und warum ſoll er alſo nicht eben ſo gut in einer Zeitung ſtehen, als dieſer? Hat nicht der unſterbliche Dichter Pope ſogar den Raub einer Haarlocke nicht etwa bloß zu einer Zeitungs-Neuigkeit, ſondern zu einem Heldengedichte verarbeitet? Iſt es nicht lächerlich, wenn wir die Niederkunft der Weiber des Groß-Sultans in allen Zeitungen erzählen, und die unſrigen Söhne und Töchter um die Wette gebären laſſen, ohne daß außer unſern Gevattern und Gevatterinnen die übrige Welt ein Wort von der Sache erfährt. Was kümmern uns die Stürme des Oceans, wenn der Bach, der durch unſer Städtchen fließt, austritt, und unſere Häuſer niederzureißen droht? Möchten immer ſich die Schwarzen gegen ihre Herrn verſchwören, wenn nur unſere Hausherrſchaft nicht ewig durch die Verſchwörungen der Weiſſen erſchüttert würde, die wir unſere Weiber

und Töchter nennen! Und doch will man uns tadeln, oder gar auslachen, wenn wir die Sache für wichtig genug halten, um in einer Zeitung davon zu ſprechen! Kurz, eine Hauptbeſtimmung des künftigen Unterhaltungsblatts von Krähwinkel ſoll ſeyn, die vernachläßigten kleinen Ereigniße an den großen, und die häuslichen Auftritte an den öffentlichen zu rächen, und wer alſo freyt und ſich freyen läßt, wer Andere verleumdet, oder von Andern verleumdet wird, wer unter der Laſt irgend eines Hauskreuzes ſeufzt, wer im ſüdlichen Deutſchland gern genau berichtet ſeyn möchte, wie groß das Muttermahl eines im nördlichen geborenen Kindes iſt, wer Nachrichten von verlorenen Rechtshändeln, Unſchulden und Buſentüchern zu erhalten wünſcht, wer wiſſen will, wem man die Fenſter eingeworfen hat, oder welche Dame den Fuß auf dem Ball verrenkte, oder welcher vornehme Reitende mit dem Pferd ſtürzte, oder welchen Titel dieſer oder jener Unbetitelte, und welchen Gehalt dieſer oder jener Betitelte endlich zu bekommen Hoffnung hat,

oder welcher Mann im Begriff ſteht, ſich von ſeiner Frau zu ſcheiden, oder welche Frauen ſich öffentlich in Geſellſchaft zankten, oder welche unerhörte Dinge dieſes oder jenes Mädchen im magnetiſchen Schlaf, oder dieſer oder jener berühmte, durch die Streicheleyen und Schmeicheleyen eines ihn beſuchenden Bewunderers in einen ähnlichen Zuſtand verſetzte Mann geſprochen hat, mit Einem Wort, wer wiſſen will, was bisher Niemand wiſſen wollte, der kaufe und leſe.

Alſo ſprach Sperling der Weiſe und Langbetitelte von Krähwinkel, und alles Volk, nähmlich wer ein Mitglied des dortigen Biervereins, und gerade anweſend war, ſprach Amen.

VI.

Das Hungerleiden.

Im Jahr 1802 wurde ein armer Mann in Schottland, Nahmens Anderſon, der ſich einen Strohbehälter zum Nachtlager wählte, unter einer Laſt von Stroh, die man, ohne ihn gewahr zu werden, während er ſchlief, über ihn hergeworfen hatte, lebendig begraben, und blieb in dieſem Zuſtande fünf Wochen lang ohne Nahrung.

Man konnte nicht finden, daß er durch ſein Faſten fett geworden wäre, und allerdings war es, um ferner zu leben, die höchſte Zeit, daß er ſich wieder der nöthigen Mittel dazu bediente.

Indeſſen wurde er doch dem Tode entriſſen, und da es ſich je länger je weniger mit andern zum allgemeinen Beſten unentbehrlichen Einrichtungen vertragen will, daß alle Menſchen alle Tage eſſen: ſo ſollte man den Wink, den uns die Natur durch dieſes Beyſpiel gab, nicht unbeachtet laſſen, und dem ewigen Frühſtücken, Mittag- und Nachteſſen endlich einmahl Schranken ſetzen. Arme Leute, die bisher ordentlich ein Recht zu haben glaubten, ſich täglich wenigſtens halb ſatt zu eſſen, könnten einſtweilen ſtatt der Anderſonſchen fünf Wochen wenigſtens fünf Tage lang dem Hunger Trotz biethen, und durch ihr Beyſpiel eine Veränderung in der Lebensweiſe der Menſchen vorbereiten, von welcher man ſich größere Vortheile zu verſprechen hätte, als von der Entdeckung eines neuen Perus.

Man hört nicht auf, gegen Tyrannen loszuziehen. Hegen und pflegen wir aber nicht in uns ſelbſt den raubſüchtigſten und gewaltthätigſten von allen, dem ſogar der neue

Robinſon auf der Helenen=Inſel den Vorzug zugeſtehen muß? Droht dieſer Tyrann, deſſen Nahme Magen iſt, uns nicht auf der Stelle mit der fürchterlichſten Todesſtrafe, ſobald wir ein wenig zaudern, ihm den Tribut, den er täglich uns auflegt, zu entrichten? Fragt er etwas darnach, ob ſeine Forderungen es uns unmöglich machen, dem Kaiſer zu geben, was des Kaiſers iſt? Nöthigt er nicht manche Dame, dem Beyſpiel der übermüthigen Kleopatra zu folgen, und Perlen, mit welchen ſie Hals, Hände und Ohren ſchmücken könnte, zu verſchlingen? Wer ſollte alſo nicht bereit ſeyn, ein ſo ſchimpfliches Joch, wenn nicht ganz abzuſchütteln, doch ſich wenigſtens ſo leicht als möglich zu machen? Gibt es keinen Brutus für dieſen Cäſar, der ſchon an einer Wunde genug hat? Sind wir erſt Herr über ihn, ſo ſind wir Herrn der Welt, und brauchen einem Titus ſo wenig mehr zu gehorchen, als einem Nero. Doch es gibt der Gründe noch unzählige, um den Wunſch zu rechtfertigen, daß

keine andere Gaſtmahle mehr, als platoniſche, im Sinne der platoniſchen Liebe, ſtatt finden mögen. Iſt z. B. das Eſſen nicht zeitfreſſend, und alſo ſchon darum eine Handlung, die ſich mit dem Nahmen eines guten Wirths und einer guten Wirthinn nicht verträgt? Den vornehmſten Standsperſonen, deren Zeit doch ſo edel iſt, raubt es nicht ſelten den halben Morgen, den halben Tag und die halbe Nacht. Und läßt nicht der Bauer den Pflug ſtehen, legt der Schuſter nicht den Pfriem, legt der Schneider nicht die Nadel, legt Mancher nicht ſogar ſeine dem Morgenblatt und den beſten Zeitſchriften überhaupt dienſtbare Feder aus der Hand, um nach dem Löffel zu greifen? Bloß damit ſeine Suppe nicht kalt wird, reißt ſich der zärtlichſte Liebhaber aus den Armen der Geliebten, und ſein Mund ſehnt ſich nicht halb ſo ſehr, ſein ſchmachtendes Täubchen zu ſchnäbeln, als ein gebratenes zu verſchlingen. Was macht den Krieg ſo furchtbar, als der furchtbare Heißhunger der Heere? Muß man nicht bey den

triftigſten Urſachen, das Schwert zu ziehen, es ſtecken laſſen, bloß weil man nicht fünf Mahl hunderttauſend Mann mit fünf Gerſtenbroten zu ſpeiſen vermag? Und wie leicht wäre dagegen jeder Feind zu bezwingen, wenn nicht der Reiter, ſondern höchſtens ſein Pferd geſättigt ſeyn wollte? Woher kommt es, daß wir dem Mond, der die Feindſeligkeiten gegen uns längſt ſchon mit Steinwürfen angefangen hat, nicht eine Leipziger Schlacht liefern, als weil das zu erobernde Land in dem Rufe ſteht, daß es ſeine Freude, ſich erobert zu ſehen, am wenigſten durch köſtliche Gaſtmahle zu Ehren der Eroberer an den Tag legen könnte? Müßen nicht die ehrlichſten Leute Froſt und Hitze, Regen und Schneegeſtöber, Stürme zu Land und zu Waſſer und alles mögliche Ungemach ertragen, bloß um den leidigen Hang, ſich täglich ſatt zu eſſen, zu befriedigen? Und wem hat man es zuzuſchreiben, als eben dieſem leidigen Hang, daß Andere lügen und betriegen, ſchmeicheln und heucheln, kundſchaften und kuppeln, Bücher-

urtheile ſudeln und falſchmünzen? Sind wir nicht Alle ſchlimmerere und lüſternere Eſaus, von denen noch weit wichtigere Dinge als die Erſtgeburt nicht nur für ein Linſengericht, ſondern für Alles, was ſich brechen, beißen und verdauen läßt, zu kaufen ſind? Wie Viele werden nicht eine Speiſe der Raben, weil ſie Faſanen und anderes edles Geflügel zu ihrer Speiſe machten! Haben nicht Juden, bloß um chriſtliches Brot oder Göttinger Mettwürſte zu eſſen, den Glauben ihrer Väter, an welchem ſie ſonſt ſo treulich hängen, abgeſchworen? Was helfen Eure Straf- und Schandpredigten, was helfen ſelbſt Eure kaiſerlichen und königlichen Freybriefe gegen den Nachdruck, ſo lange Ihr die Nachdrucker nicht zwingt, die Zahl ihrer Mahlzeiten und ihrer Schüſſeln, zu vermindern? Und gibt es ſelbſt für die Schriftſteller und ihre Verleger ein anderes Mittel, den Nachdruck mit philoſophiſcher Gelaſſenheit zu ertragen, als die ſparſamſte Koſt?

Vor wem hat man ſich alſo mehr zu hüten, als vor dem Eſſen, und ſollte man nicht gegen dieſe leidige Angewöhnung von den Kanzeln predigen? In der That, ſie allein iſt die Quelle alles Elends, und wenn die leidende Menſchheit aufhören will, die l e i d e n d e Menſchheit zu ſeyn, ſo braucht ſie Nichts weiter zu leiden, als — Hunger.

Zwar iſt es mir nur zu gut bekannt, daß unter dem großen Haufen der Sterblichen die größten Vorurtheile gegen das Hungerleiden herrſchen. Man müße, iſt beynahe die allgemeine Meinung, ſchlechterdings ſich ſatt gegeſſen haben, um ſich erträglich zu befinden, und unmöglich könne man das Seinige thun, wenn der Magen nicht das Seinige bekomme. Aber hat nicht von jeher das Größte und Schönſte am meiſten gegen Vorurtheile zu kämpfen gehabt? Man höre nur einmahl, wie verkehrt noch bis auf dieſe Stunde ſonſt ganz vernünftige Leute von den glaubwürdigſten Zeichen und Wundern, von vielen berühmten Männern und

ihren Werken, und kurz, beynahe von Allem, was von dem Gewöhnlichen abweicht, urtheilen, und wundere ſich noch, wenn das Hungerleiden den Meiſten ſo wenig in die Köpfe, als in den Magen will. Oder haben die Gegner deſſelben etwa Recht? Iſt es wahr, daß man ſich ſatt eſſen muß, um ſich wohl zu befinden? Gewiß, dann iſt das Wohl des ganzen menſchlichen Geſchlechts ein Werk der Köche, und Staatsmänner und Helden können ſich weniger Verdienſte um daßelbe im Kabinet und im Feld erwerben, als der unwiſſendſte Laye, wenn er nur einen Bratſpieß zu wenden gelernt hat, am Herd. Und nicht arbeiten ſoll man können, ohne ſich ſatt gegeſſen zu haben? Lieber Himmel! Warum behauptet ihr nicht vollends gar, man brauche ſtatt der Hände und des Kopfs den Magen zum arbeiten? Seit wenn dürfen denn die Leute, die ſäen und pflügen, pflanzen und begießen, ernten und dreſchen, und überhaupt ſich den beſchwerlichſten Arbeiten unterziehen, ſich ſatt

eſſen? Fragt ferner hundert Herrn und Frauen, ob ihre Kutſcher, Kammerdiener und Lackeyen, ihre Zofen, Kinds= und Küchenmägde nicht ihre Geſchäfte ganz erträglich verrichten, ohne daß es ihnen einfallen darf, mehr zu eſſen, als ſchlechterdings nothwendig iſt, um nicht gerade zu Hungers zu ſterben. Denkt ihr endlich gar nicht an die beſten Hungerleider von der Welt, an die Poeten? Wollen dieſe nicht zu elenden Proſaiſten herabſinken, ſo müßen ſie ſchlechterdings dem proſaiſchen Eſſen entſagen. Laßt ſie einmahl ſich den Magen nur halb ſo voll ſtopfen, als andere Leute, und ihr werdet ohne Hochzeitgedicht heirathen, und ohne Leichengedicht von hinnen ſcheiden, und ſogar ohne Kriegslieder gegen den Feind ziehen müßen. Nicht nur durch einen Apfelbiß, durch jeden Biß überhaupt geht das dichteriſche Paradies verloren, und ein neuer Petrarch kann ſein Abendbrot nicht eſſen, ohne daß ſeine Laura, die es ihm noch obendrein mit Butter beſtreicht, ein halbes Dutzend Sonette dadurch einbüßt.

Nicht dem fabelhaften Apollo und den fabelhaften neun Muſen, dem Hunger habt Ihr den größten Theil Eurer ſchönen Schriften zu danken. Je dünner eine Ernte iſt, deſto dicker werden die Bücher, und die Bogenzahl des jedesmahligen Meßverzeichnißes wird durch die Kornpreiſe beſtimmt.

Mag aber auch durch das Hungerleiden das Arbeiten zuweilen erſchwert werden, ſo vergeſſe man nicht, daß es eben dadurch zugleich überflüßig wird. Wofür arbeitet Ihr denn, als um zu eſſen? Und je weniger Ihr alſo eſſet, deſto weniger braucht Ihr zu arbeiten.

Daß nicht eſſen äſthetiſcher iſt, als eſſen, ſollte man Leuten, die dieſes Wort ewig und bis zum Ekel im Munde führen, um ſo weniger erſt zu ſagen brauchen, da ſie es ſchon an dem Beyſpiel der Poeten lernen könnten.

Ich kann nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit den wackern Männern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, die aus ähnlichen Gründen freywillig nicht eſſen wollen, aus welchen der

König Midas nicht eſſen konnte. Die Speiſen verwandeln ſich zwar in ihrem Munde nicht in Gold, aber ſie ſtecken keine hinein, um weder ihr Gold, noch ihr Kupfer in Speiſen verwandeln zu müßen. Mag immerhin die Welt dieſe Muſter des Entbehrens, dieſe ſtandhaften Märterer des Reichthums Geizhälſe ſchimpfen, und ſtatt ihnen für jeden Biſſen, den ſie zu wenig eſſen, eine Bürgerkrone zu reichen, ſie zum Gegenſtand ihres Hohns und ihrer Verachtung machen, ich ſehe im Geiſt in ihnen die Unſterblichen, durch welche die Kunſt, von der Luft zu leben, noch früher erfunden werden wird, als durch Andere die Kunſt, in der Luft zu ſchiffen.

Sollte es meinen Ermahnungen gelingen, das Hungerleiden beliebter zu machen, als es leider in dieſem Augenblicke noch iſt: ſo darf ich neben den bisher aufgezählten Vortheilen den Freunden der ſchönen Natur auch noch verſprechen, daß in Kurzem die Erde zu einem wahren Paradieſe umgeſchaffen ſeyn wird. Was

iſt ſchöner, ein Kornfeld, oder ein Roſengarten? Und brauchen wir mehr, als unſere Eßluſt ein wenig im Zaum zu halten, um den nähmlichen Boden, den wir jetzt zu einer thieriſchen Maulweide mißbrauchen, als die ſchönſte und blumenreichſte Augenweide zu erblicken, und da, wo ſonſt nur unſer Magen ſeine grobe Nahrung fand, unſere feine Naſe mit Wohlgerüchen zu ſättigen?

Doch wer wird nicht von ſelbſt und ohne meine Empfehlung mit wahrem Heißhunger nach dem Hungerleiden ſtreben, wenn er ſich zu der Betrachtung erhebt, daß die Welt ſich deſſelben von jeher bediente, um die größten Verdienſte zu belohnen? Wenn ein Mann Thaten verrichtet, über die er ſie ordentlich zu erſtaunen nöthigt, wenn er Welten erleuchtet und beglückt, wenn er Werke erſchafft, die der Ewigkeit Trotz biethen, wenn er der Weisheit und der Tugend durch ſein glänzendes Beyſpiel neue Anhänger gewinnt: ſo erkennt ſie beſcheiden, daß ſie ihn nicht wie Andere mit ſchnödem Gold,

mit eitlen Ehrenſtellen und noch eitlern Ehrenzeichen belohnen darf, und was bleibt ihr alſo, um ihn gehörig auszuzeichnen, übrig, als daß ſie ihm Nichts gibt, oder mit andern Worten, ihn Hunger leiden läßt?

VII.

Gegen das Langeleben.

Als ich in den Zeitungen angezeigt fand, Peter Hübner, zu Mochenthal, in meinem Vaterlande Württemberg, habe die Welt, ungeachtet er dieſelbe ſchon den 13. Januar 1709 betrat, erſt den 7. Februar 1816 wieder verlaſſen, ärgerte ich mich ordentlich über den Mann und ſein langes Hinſitzen auf der Erde, und beſchloß auf der Stelle, mich zu ſeinem Gegner aufzuwerfen, um ihm, indem ich die ihm nachgerühmte Mäßigkeit, durch die er ohne Zweifel ſeine Tage verlängerte, mit dem verdienten Tadel belegte, noch im Grabe zu beweiſen, wie Unrecht er habe,

daß er nicht ſchon ſeit dreyßig Jahren im Grabe liege.

Wer lebt hundert Jahre und länger? Nicht Einer von zehn Mahl hunderttauſenden. Iſt es aber billig, wenn ein Einzelner ſich eines Vorzugs theilhaftig macht, um welchen er von einer Million ſeiner Brüder, die ſo gut und zum Theil noch beſſer ſind, als er, beneidet wird? Kein Menſch ſollte ſich vor dem andern etwas herausnehmen, am wenigſten aber — Jahre. Wo iſt der Sterbliche, auf deſſen Tod nicht andere Sterbliche aus den beſten Gründen warten, und was ſoll man alſo von einem denken, der ſie ein halbes Jahrhundert umſonſt warten läßt? Sieht ſich von einem ſolchen Lebens-Nimmerſatt nicht Jeder angeführt, der ſich auf einen Leibrentenhandel mit ihm einläßt? Hat er nicht die ſchlauſten Erbſchleicher zum Beſten, und wird ihn nicht ſelbſt der Todtengräber verwünſchen, der ſein Recht, ihn unter die Erde zu bringen, ſeinem Urenkel überlaſſen muß? Mit Einem Wort, nur im Himmel, wo man ewig lebt, darf man auch

hundert Jahre leben, und man muß ſich daher billig ereifern, wenn man noch immer Leute ſieht, die Tag und Nacht auf Mittel denken, wie ſie ihren Lebensfaden ins Unendliche ausſpinnen, und der ſchneidenden Parce in die Schere fallen wollen. Wie Viele verkürzen ihre Mahlzeiten, um ihre Tage zu verlängern, und treiben Einige die Mäßigkeit nicht noch weiter, als Peter Hübner, indem ſie ihr Eſſen ſich nach Scrupeln zuwägen laſſen, und vor Hunger ſterben, bloß um nicht zu ſterben? Der köſtliche Wein und die noch köſtlichern Weiber müßen ſich, den beyde empfehlenden Poeten und ihren Liedern zum Troz, um dieſer leidigen Sucht zu leben willen hintangeſetzt ſehen. Man ärgert ſich nicht über das Aergerlichſte, um ſich nicht todt zu ärgern, und hört die glücklichſte Bothſchaft mit der unnatürlichſten Gleichgültigkeit, um nicht vor Freude zu ſterben. Man liebt die Tugend nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern aus Liebe zum Leben, und verdient den Himmel, indem man ſich bemüht, ſo ſpät als möglich hineinzukommen.

Man ſteht früh auf, und meidet den zeitlichen Schlaf aus Furcht vor dem ewigen. Man reiſt durch die ganze Welt, um nicht aus der Welt zu reiſen. Man ſtürzt ſich ins Waſſer, und läuft durchs Feuer, man badet ſich im Schweiß, und vergießt ſein Blut, man geht nackend im Winter, und hüllt ſich in den Hundstagen in Bärenfelle, um dem ſchönen Jüngling mit der umgeſtürzten Fackel zu entrinnen. Galvanismus und Magnetismus, ſympathetiſche und Wunderkuren ſollen die ſchwarze Stunde von uns entfernen, und der Henker ſelbſt wird von unſerer Todesfurcht mit der Würde eines Doctors der Heilkunſt bekleidet. Mit Einem Worte, wir laſſen uns von einem Schuppach ſo gut als von einem Hufeland rathen, ſobald es darauf ankommt, gegen die gute Mutter Natur die Rolle eines böſen Schuldners zu ſpielen, und für die Meiſten iſt Altwerden ein ordentliches Steckenpferd.

Wollte man aber auch ſich von dem Streben nach dem Alter eines Peter Hübner nicht durch Rückſichten auf ſeinen Nächſten abhalten laſſen,

ſo ſollte man doch um ſeiner ſelbſt willen dieſe unnatürliche Neigung bekämpfen.

Kämen die Menſchen als Greiſe auf die Welt, und würden mit jedem Jahre jünger, wem würde man es verdenken, wenn das längſte Leben ſein erſter und ſein letzter Wunſch, und ſein tägliches Gebeth wäre? Aber bekanntlich verhält ſich die Sache umgekehrt, und dem Unglücklichen, der nicht zu rechter Zeit den Erdenſtaub abſchüttelt, wird ein Leben zu Theil, in welchem der Winter allein länger dauert, als Frühling, Sommer und Herbſt zuſammen. Er hat den traurigen Vorzug ein ganzes Menſchenalter lang — alt zu ſeyn. Und wie viel Ungemach wartet noch ſonſt auf Jeden, der ſeinen thörichten Wunſch, ein ganzes Jahrhundert auf ſeinen Nacken zu laden, erfüllt ſieht! Muß nicht z. B. ein Mann, dem das Leben eines Erzvaters zu Theil wird, wenn ihn ein nicht zu erwartendes Wunder nicht zugleich auch an eine Erzmutter verheirathet, wenigſtens drey Mahl in ſeinem Leben über den Verluſt einer Frau untröſtlich ſeyn, oder mit noch größe-

rem Leid beynahe die Hälfte ſeines Lebens die Gehülfinn deſſelben entbehren? Seht Ihr Euch in Eurem hundert und ſiebenten Jahre von noch einmahl ſo viel Kindern, Enkeln und Urenkeln umgeben, als ihr Jahre zählt, ſo rechnet nur darauf, daß Ihr wenigſtens doppelt ſo viel Familienleid, als Familienfreuden erfahrt. Wollt Ihr eben einen heirathenden Enkel zum Altar begleiten, ſo fordert man Euch auf, der Leiche ſeines Vaters zu folgen, und indem Ihr Euch die Thränen, die Euch die Freude vergießen hieß, abtrocknet, erpreßt die Traurigkeit Euren Augen neue. Der Marasmus und die Kinderblattern, die Maſern, die Schwind- und die Waſſerſucht herrſchen zu gleicher Zeit in Eurer engen Wohnung. Hier bekommt ein halbjähriges Kind den erſten Zahn, und dort verliert ein achtzigjähriges den letzten. Funfzig Enkel wollen auf ein Mahl auf Eurem Schooße gewiegt ſeyn, und ein Tag reicht nicht hin, um jedem Eurer Nachkommen nur einen Kuß zu geben. Am neuen Jahre und an Geburts- und Nahmenstagen ſchreyt man

Euch taub mit wohlgemeinten Wünſchen, und ein ganzes Volk, deſſen Adam und Stammvater Ihr ſeyd, ſtreckt Euch bey jeder Gelegenheit ſeine leeren Hände entgegen, um ſie gefüllt wieder zurückzuziehen. Kein Tag vergeht, ohne daß Ihr nicht Händel zu ſchlichten, Strafpredigten zu halten, zu warnen und zu ermahnen, zu helfen, zu rathen und zu tröſten habt, und die Vater = Großvater = und Urgroßvater = Sorgen bringen Euch, trotz Eurer hundert Jahre, noch vor der Zeit ins Grab. Nicht einmahl die Nahmen der Eurigen könnt ihr bey dem beſten Gedächtniß behalten, und jeden Augenblick ruft Ihr den Hans, wenn ihr den Niclas, und den Peter, wenn Ihr den Paul meint. Jetzt nennt Ihr Euren Sohn Euren lieben Herrn Schwager, und ein anderes Mahl ſcheltet Ihr die ſtaunende Frau Eures Nachbars als Eure Tochter aus.

Wer wird nicht zehn Mahl lieber zu rechter Zeit ſterben, als zehn Mahl in ſeinem Leben eine neue Philoſophie annehmen, und jetzt ein Wolfianer, jetzt ein Kantianer, jetzt ein Fichtia=

ner, und jetzt ein Schellingianer werden? Wie viele der trefflichſten Poeten hören ſchon nach einem halben Jahrhundert auf, unſterblich zu ſeyn, und ſchon aus dieſem Grunde ſollte wenigſtens kein Menſch, der Verſe lieſt, und am wenigſten einer, der ſelbſt Verſe macht, ein ganzes alt zu werden ſich gelüſten laſſen.

Muß ich zuletzt auch noch der neueſten Welthändel, und nahmentlich des in den Felſen der Helenen=Inſel hauſenden Raubvogels gedenken, um es dahin zu bringen, daß Ihr Euch um Nichts weniger graue Haare wachſen laßt, als um die Sorge, über das Alter der grauen Haare hinauszuleben? Welch ein Los, daß ein Mann, der, wie der gute Peter Hübner, im Jahr der Schlacht bey Pultawa geboren wurde, ſtatt wie Alle, die zur nähmlichen Zeit und noch zehn Jahre ſpäter das Licht der Welt erblickten, vor dem ewigen Kanonen=Donner des korſiſch=galliſchen Attila ruhig zu ſchlummern, ſich noch Truppen ins Quartier legen laſſen mußte, die im Jahr 1812 ſich aufmachten, um in Rußland zu erfrieren,

oder im Jahr 1813, um in der Leipziger Schlacht zu fallen, oder im Jahr 1815, um bey Belle Alliance den Weltbezwinger zum letzten Mahle zu bezwingen! Iſt ein ſpaniſcher Erbfolgekrieg, iſt ein ſiebenjähriger Krieg, ſind die Kriege mit den neufränkiſchen Ohnehoſen, iſt der zehn Mahl wiederhohlte Krieg mit dem übermüthigſten aller Länderräuber, Länderverwüſter und Völkerpeiniger, ſind alle dieſe Kriege nicht des Jammers genug für zehn Menſchenleben, und wie kann alſo irgend ein Sterblicher wünſchen, das ſeinige möchte ſo lange dauern, daß dieſer Jammer ſich in ihm allein zuſammendränge? Soll man, wenn man im Jahr 1709 geboren iſt, noch im Jahr 1812 den Verdruß haben, ſeinen Kaffeh durch das Kontinental-Syſtem vertheuert zu ſehen, und wer möchte ſo lange leben, um vor einem Wütherich zu zittern, deſſen Urgroßvater er ſeyn könnte?

Doch genug, um Alle, die des Daſeyns nicht ſatt werden, und Jahre wie Schätze zuſammenſcharren wollen, zu überzeugen, daß der Lebens-

geiz noch thörichter iſt, als der Geldgeiz und der Ehrgeiz. Aber zum Beſchluß darf nicht verſchwiegen bleiben, daß der gute Peter Hübner während ſeines langen Lebens einen Studenten vom Ertrinken, und einen Bauern vom Erfrieren rettete. Der Tod hatte alſo an ihm einen Widerſacher, der es nicht dabey bewenden ließ, ihm für ſeine eigene Perſon auf das hartnäckigſte zu trotzen, ſondern ihm auch noch fremde Opfer, die er mit Recht ſchon als eine ſichere Beute betrachtete, triumphirend entriß.

Friede ſey mit der Aſche des Mannes, den der wilde Krieg in der Wiege empfing, und ihm ſeine Donner nach einem hundert und ſiebenjährigen Leben beynahe noch ins Grab nachſchickte! Wem ſollte das Grab nicht willkommen ſeyn, wenn man, wie er, ſechzehn Kinder hineingelegt hat, und im drey und achtzigſten Jahre noch eins wiegen muß?

VIII.

Wieland über Schillers Don Carlos.

In einem erſt jetzt gedruckten Briefe Wielands vom Jahr 1785 über die zu jener Zeit erſchienenen Proben des Schillerſchen Don Carlos lieſt man nicht ohne Befremden den Vorwurf, daß der Dichter ſeine Perſonen alle Augenblicke wie Poeten, und ſogar wie lyriſche und dithyrambiſche Poeten reden laſſe.

Welch ein Urtheil! Alſo nicht bloß nicht lyriſch, oder dithyrambiſch, ſondern überhaupt nicht poetiſch, und alſo, da es kein Drittes gibt, proſaiſch ſoll die Sprache eines Gedichts ſeyn? Es bedarf keiner Erörterung, daß auch im dra=

matiſchen Gedicht der Poeſie nicht zu viel ſeyn kann. Das Poetiſche kann nicht dem Natürlichen, wie von Wieland hier geſchieht, entgegen geſetzt werden, und ein Anderes iſt eine poetiſche, ein Anderes eine ſchwülſtige Sprache, die aber in der Proſa ſo wenig als in der Poeſie zu dulden iſt. Wenn Wieland dieſer poetiſchen Sprache die Schuld gibt, daß ſie es dem Dichter unmöglich mache, die Täuſchung hervorzubringen, in welcher die Magie der Dichtkunſt beſtehe, und wovon ihre ganze Wirkung abhänge: ſo wird wohl Niemand läugnen, daß wenn die ganze Wirkung der Dichtkunſt von der Täuſchung abhinge, ſelbſt die Kunſt auf dem Seil zu tanzen ihr noch vorzuziehen wäre. Gar nicht täuſchen ſoll die Dichtkunſt, und Derjenige iſt zuverläßig der größte Poet, der im Lachen und im Weinen, bey den Empfindungen der Freude und der Trauer, des Wohlgefallens und des Abſcheus ſeine Leſer am wenigſten vergeſſen läßt, daß ein Poet es iſt, der dieſe Wirkungen in ihnen hervorbringt.

Hindert endlich, nach Wielands Behauptung, die poetiſche Sprache, in welcher die Perſonen eines Schauſpiels ſich ausdrucken, die Täuſchung, ſo muß dieſe ja durch den Umſtand, daß ſie ſogar in Verſen ſprechen, völlig zerſtört werden. Und doch ſagt er, zum unwiderſprechlichen Beweiſe, daß er mit ſeiner Anſicht vom Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt nichts weniger als im Reinen war, auch nicht ein Wort gegen die in Verſen geſchriebenen Schauſpiele.

1 8 1 6.

Zweyte Abtheilung.

I.

Anpreiſung der Bücher=Vielheit.

Der Geiſt kann ſo wenig ohne Nahrung beſtehen, als der Leib, und an dem Publikam iſt es alſo gar nicht zu loben, daß es die Schriftſteller nicht wenigſtens ſo hoch achtet, als die Becker, Fleiſcher und Köche. Aber wenn es auf Klagen über das kein Ende nehmende Bücherſchreiben ankommt, ſo wird wenigſtens in Deutſchland gleich jeder Tropf zum Salomo. Mancher, der mit dem heißeſten Heißhunger eine neue Schrift verſchlingt, ſchimpft mit der ſchwärzeſten Galle darüber, daß eben dieſe Schrift, an der er ſich gar nicht ſatt leſen kann, geſchrieben iſt.

Kurz, man hört Fiſche über Ueberfluß an Waſſer klagen, und Störche wünſchen ganz treuherzig, es möchte keine Fröſche mehr geben. Wäre es ein Wunder, wenn bey dieſem im eigentlichen Verſtand des Worts ſchreyenden Undank endlich dem geduldigſten Schriftſteller die Geduld aus, und die Luſt zu ſchreiben verginge? Aber es iſt ordentlich, als ob Bücher ein Unkraut wären, das zu ſeinem Gedeihen weder des Regens, noch des Sonnenſcheins bedarf, und in einem verfluchten Boden am luſtigſten wächſt, und wahrlich, es gehört unter die größten, wenn gleich unerkannteſten Wohlthaten des Himmels, daß immer noch gelehrte Märterer unter uns auftreten, die keinen Druck ſcheuen, um immer neue Werke zum Druck zu befördern. Was haben wir alſo zu thun, als uns zu beſſern, und jedes Buch, wenn es gleich im vierten Geboth nicht ausdrücklich befohlen iſt, eben ſo wie Vater und Mutter zu ehren? Sterblicher, was wäreſt Du ohne Deine eigene, oder ohne die Leihbibliothek! ſollte Jeder ſich täglich zurufen.

Es würde vergebens ſeyn, wenn ich alle Bücher ohne Ausnahme dem Publikum mit gleicher Wärme anpreiſen wollte, und ich geſtehe alſo lieber freywillig, daß gerade diejenigen, die von einigen Leuten als die beſten ausposaunt werden, am leichteſten zu entbehren ſind. Was ſoll z. B. ein Mädchen mit Garves Schriften, oder ihr Liebhaber mit Möſers patriotiſchen Phantaſien anfangen? Dieſe und ähnliche Denkmahle deutſcher Beſchränktheit und Pedanterie ſind auch ihrem verdienten Schickſal keineswegs entgangen. Wer bläſt nur noch den Staub von Klopſtocks Meſſiade, und meidet nicht die feinſte Welt das Schauſpielhaus, wenn Leſſings Nahme auf dem Schauſpielzettel ſteht? Wen kennen die heutigen Deutſchen beſſer, ihren la Fontaine-Gellert, oder den galliſchen? Lachen die Narren jetzt nicht noch mehr über Rabener, als er einſt über ſie? Wenige erſteigen die Alpen, aber noch Wenigere leſen jetzt noch, was einſt Haller von ihnen geſungen hat. Der Schwan, deſſen Geſänge einſt die Alſter berühmt machten, Hagedorn genannt, findet kein

Ohr mehr für ſeine Töne. Hat Ramlers Ruhm nicht ſo gut ein Ende, als der ſiebenjährige Krieg, deſſen Held von ihm beſungen wurde? Die Welt, die jetzt noch des ſonſt bewunderten Geßners Idyllen lieſt, ſucht man ſo vergebens, als die, in welcher ſeine Hirten wohnen. Sind Kleiſts Werke nicht ſo todt, als er, und würde der veraltete Uz, wenn man ihn auf einem Putztiſche fände, die Wangen der ertappten Leſerinn nicht röther machen, als die neben ihm ſtehende Schminke? Bey Wieland, der die Väter entzückte, können die klügern Söhne nur gähnen. Was iſt der Welt gleichgültiger, als Engels Philoſoph für ſie? Das Volk, für welches weiland Bürger ſeinen Volksgeſang erſchallen ließ, liegt mit ihm unter der Erde. Miller und Hölty ſind Poeten — geweſen, und wenn ihr irgend noch ein Lied von ihnen am Klavier ertönen hört, ſo kommt es ſicher aus der Kehle einer in den Ruheſtand verſetzten Kammerjungfer. Aber ſollen wegen der klaſſiſchen, oder um das rechte Wort zu gebrauchen, wegen der unleſbaren Bü-

cher überhaupt keine Bücher mehr geleſen, und alſo auch keine mehr geſchrieben werden? Wem wird nicht der bloße Gedanke an dieſes Aushungern des Geiſts noch unerträglicher ſeyn, als das ſtrengſte leibliche Faſten? So lange die Welt ſteht, muß auch die Leſewelt ſtehen, und hoffentlich wird der jüngſte Tag ſeine Leute beym Morgenblatt überraſchen. Was wiſſen Tauſende mit der Zeit anzufangen, als daß ſie ſich den Spaß machen, ſie zu vertreiben, und was vertreibt ſie beſſer, als die beſten Bücher? Man kann nicht immer tanzen, nicht immer Karten ſpielen, nicht immer reiten und fahren, nicht immer eſſen, nicht immer trinken, aber man iſt immer müßig, und kann alſo nicht umhin, auch zuweilen zu leſen. Wie Viele können ohne den Beyſtand eines Dichters nicht einmahl einſchlafen! Gibt es ein beſſeres Mittel, Eure Weiber und Töchter vom Romanenſpielen abzuhalten, als daß ihr ſie ihre Zeit mit Romanenleſen ausfüllen laßt? Und wenn doch einmahl Romane geſpielt werden ſollen, wie erbärmlich werden

dieſe ausfallen, wenn ihnen keine geſchriebenen zum Muſter dienen?

Bey dem heiligen Schatten des Schulmeiſters, der Euch das Abc lehrte, beſchwöre ich Euch alſo in meinem und aller Schriftſteller Nahmen, helft, ſtatt über die eingebildete Vielheit der Bücher zu murren, dem wirklichen Mangel derſelben durch gut ausgeſonnene Maßregeln ab! Seyd Auguſte in der Bücher-Welt, und trachtet nach dem Titel: Mehrer des Muſenreichs! Erkennt Keinen für einen Schriftſteller, der nicht mit doppelter Feder, und mit der rechten und mit der linken Hand zugleich ſchreibt. Wie in manchem Land jeder neuangehende Bürger einen Baum zu pflanzen gehalten iſt, ſo mache der Staat es Jedem ohne Unterſchied des Standes zur Pflicht, durch die Verfaſſung eines Buchs das Recht der Theilnahme an den Angelegenheiten des gemeinen Weſens zu erkaufen. Er laſſe jährlich auf jeden Kopf, oder wenn man will auf jede rechte Hand ein gewißes Maß Tinte austheilen, und den

Empfänger für jeden nicht verſchriebenen Tropfen eine ſtarke Geldbuße bezahlen. Es iſt gar nicht einzuſehen, warum nicht jeder Schuſter ein Poet wie Hans Sachs, oder ein Philoſoph wie Jacob Böhm ſeyn ſoll, und warum wir dem Schneider durch die Finger ſehen, der ſich mit Hintanſetzung der Feder nur mit der Nadel beſchäftigt. Wer den Rücken eines gemeinen Roſſes beſteigt, er ſey Dragoner oder Stallmeiſter, verſchmähe es nicht, auch auf dem fliegenden zu reiten. Den Schmied laſſe man nicht nur Eiſen, ſondern auch Verſe ſchmieden. Welch ein ungeſchickter Tiſchler, der nur leimen und nicht auch reimen könnte, und wehe dem Buchbinder, der nicht eben ſo gut ein Buch zu machen, als eins zu binden verſteht! Man frage den Taubenneſtflechter, ob er noch immer keinen zweyten Theil ſeiner Gedichte herausgebe, und der Herr klopfe ſich lieber ſeinen Rock ſelbſt aus, als daß er die Begeiſterung ſeines dichtenden Johanns unterbricht. Man fordere von jedem Grenadier ein Gleim-

ſches Kriegslied, und die Schäferpoeſie laſſe man die Schäfer ſelber liefern. Es diente bisher allerdings den meiſten Schriftſtellern zur größten Aufmunterung, daß man es mit dem Unterſchied zwiſchen guten und ſchlechten Büchern Nichts weniger als genau genommen hat. Dieſe menſchlichſchöne Duldung mache man ſich nicht nur auch noch ferner zur Pflicht, ſondern man gehe noch weiter. Man mache ſchlechte Bücher ſo heilig als todte Menſchen, und verbiethe bey ſchwerer Strafe Anders als Gutes von ihnen zu reden. Keine Kunſtrichter-Naſe, und wenn ſie dem Ariſtarch ſelbſt gehört, ſoll ſich mehr rümpfen, und von der zu hoffenden allgemeinen Preßfreyheit nehme man ausdrücklich und einzig die gelehrten Zeitungsſöldner aus.

Es iſt aber keineswegs genug, daß man die Leute ſogar durch Zwangsmittel zum Schreiben aufmuntert, man muß es ſich eben ſo angelegen ſeyn laſſen, daß die Werke, die ſie ſchreiben, wenn nicht geleſen doch gekauft werden, und wenn alſo ein Buch bis zur zweyten Meſſe im

Laden liegen bleibt, ſo ſchlage man im Vaterlande des Verfaſſers den ganzen Vorrath den Einwohnern nach dem Steuerſchock zu, und ſtrafe noch die Gleichgültigkeit, die dieſe Maßregel nothwendig machte.

Will man Wunder ſehen, ſo befolge man dieſe Rathſchläge. Zwölf Leipziger Büchermeſſen in jedem Jahr ſtatt der bisherigen zwey werden künftig noch zu wenig ſeyn. Armuth wird ſich in Reichthum, Mangel in Ueberfluß verkehren. Deutſchland, ein Land, in welchem der Lorber ſelbſt ein Fremdling iſt, wird die meiſten mit dem Lorber zu zierenden Köpfe zählen, und das Land, wo die Citronen blühen, wird von dem Lande, wo ſie nicht, und ſtatt ihrer die Holzäpfel blühen, beſſer beſungen werden, als es ſich ſelbſt zu beſingen vermag.

Wo kann man der Vielheit der Bücher ſchicklicher das Wort reden, als in einer Zeitſchrift, deren Urheber ihr Publikum am meiſten von allen ihren Brüdern zu achten verſtehen, und es täglich wenn nicht mit einem ganzen Buch, doch we=

nigſtens mit dem funfzigſten Theil eines Buchs beſchenken? Welche Unart, oder vielmehr, welche Unbarmherzigkeit, wenn die gemeinen Bücherverfertiger, oder die Nichtzeitſchriftſteller den Leſern oft neun Jahre lang ihren Witz vorenthalten, ſtatt ihn gleichſam im Augenblick der Geburt auf fliegendem Papier in die Welt zu ſchicken! Doppelt gibt, wer geſchwind gibt, ſagt das Sprichwort, und wer gibt geſchwinder, als die Flugblätterſchreiber, die daher auch von Rechtswegen dieſen Spruch jedem von ihnen ausgehenden Tag= oder Wochenwerke als Motto vorſetzen ſollten. Indeſſen ſind auch auf dieſem Felde der Ehre noch lange nicht alle Lorbern gebrochen, und man kann jedem Jüngling, der Muth und eine Feder hat, mit Klopſtock zurufen:

„Noch viel Verdienſt iſt übrig;
Auf, hab' es nur!"

Tag= und Wochenblätter z. B. haben wir wenn gleich nicht zu viele, doch ſehr viele. Aber wem iſt es eingefallen, ein Stundenblatt zu liefern? O Du ſonſt eben ſo gefälliges als gefal=

kendes Morgenblatt, wie ſoll ich Dich nennen, daß Du, mit kaltem Blute würde ich ſagen, wenn Du wäreſt wie Unſereiner, Deine Leſer von jeher vier und zwanzig ewige Stunden, und jede Woche einmahl ſogar doppelt ſo lange nach Dir ſchmachten läſſeſt? Ohne allen Scherz. Es iſt unbegreiflich, daß man ſich nach einem ſolchen Stundenblatte bis auf dieſe Stunde noch vergebens umſieht. Sollten nicht nahmentlich die Klinggedichte mit der Glocke wetteifern, und wenigſtens eben ſo oft als dieſe ans Ohr der Hörer ſchlagen? Und kann man ſonſt auch nur einen Augenblick um Stoff verlegen ſeyn? Was iſt ſchneller aufs Papier hingeworfen, als eine Liebesgeſchichte, ein Bühnenbericht, die Beſchreibung eines Kunſtwerks, die Erzählung einer Fuß- oder einer Poſtwagen-Reiſe, oder einer Luftſchiffahrt? Kann man nicht, wenn man gar zu ſehr eilen muß, Bücher anzeigen? Und wer wird es endlich einem Stundenblatte wehren, was man jedem Wochenblatte geſtattet, daß es zur Zeit der Noth von ſeinem Nächſten borgt? Man

ſorge alſo nur für Stegreifdruckereyen, die Stegreifſchriftſteller ſind längſt ſchon vorhanden, und aufs Beſte gerüſtet. Läßt nur der Himmel die Galläpfel für die Tinte noch ferner gedeihen, und verweigern die Bleyminen den Schriftgießern ihr edles, das Gold wenn gleich nicht überglänzendes, doch überwiegendes Metall nicht, ſo wird man in Kurzem leichter die Sterne am Himmel, als die lichtvollen Meteore der Druckerpreſſe auf unſerer vaterländiſchen Erde zählen können. Es wird kein anderes Deutſchland geben, als ein gelehrtes, und Salomos kläglicher Seufzer: Es iſt des Bücherſchreibens kein Ende! wird als ein Hymnus von allen Zungen erſchallen.

II.

Die Erfindung der Poeſie.

Aus den Papieren eines Eingeweihten.

Die Erfindung der Poeſie, mit welcher ſich von jeher unzählige nicht gemeine Köpfe, der blinde Homer ſo gut, als der blinde Milton und der ſehende Klopſtock, vergebens beſchäftigten, iſt endlich in unſerer Zeit der Wunder den raſtloſen Bemühungen der ungemeinſten Köpfe des weiland ſo barbariſchen Deutſchlands gelungen, und man ſollte denken, die Sache hätte nothwendig einiges Aufſehen erregen müßen.

Wenn die Welt ſchon der vermeinten und unächten Poeſie, mit welcher ſie ſich vom Augen-

blick ihres Entſtehens an bis in ihr gegenwärtiges hohes Alter behelfen mußte, einen ſo außerordentlichen Werth beylegte, daß noch bis auf dieſe Stunde Kaiſer und Könige und Päpſte und geringere Leute den Boden von Rom und von ganz Griechenland eben ſowohl um alte Gedichte, als um alte zerbrochene Urnen, zerſchmetterte Bildſäulen, verſtümmelte Rümpfe und abgeſchlagene Marmorköpfe zu erbeuten, umwühlen laſſen: ſo iſt es wahrlich keine Kleinigkeit, endlich die ächte ſelbſt aus dem Chaos, in welchem ſie ſeit der Schöpfung noch ſchlummerte, an das Licht hervorgerufen zu ſehen, und die glücklichen Auferwecker der ewigen Siebenſchläferinn zu viel zu belohnen, iſt eine wahre Unmöglichkeit. In der That, wenn man die ganze deutſche Erde, ſtatt daß ſie zu unſerer rohen Väter Zeiten Nichts als Eichbäume trug, von nun an Nichts als Lorberbäume tragen ließe, dieſe Bäume würden, und wenn ſogar noch manche verwandelte Daphne ihre Zahl vermehrte, doch nimmermehr den zu krönenden

Köpfen, ſo wenig auch ihrer dermahlen noch ſind, Gerechtigkeit widerfahren laſſen können, und was ſollen wir alſo denken, wenn man Leute, für deren Verdienſt es ſo wenig einen Lohn, als einen Maßſtab gibt, wenn man, ſage ich, dieſe Leute ihre Köpfe ewig dem Publikum vergebens zum Krönen, und ihre Hände ewig vergebens zum Füllen entgegenſtrecken ſieht? Man weiß es freylich leider nur zu gut, daß die Münze, mit welcher die Welt die größten ihr erzeigten ſchuldigen und nicht ſchuldigen Dienſte von jeher zu bezahlen pflegte, den ſchlecht klingenden Nahmen Undank führt. Aber wahrlich, der Sterbliche, der ein neues Werkzeug zum Kopfabhacken erfand, empfing einen beſſern Dank von dem gerührten Henker, als die Unſterblichen, welche die Poeſie erfanden, von ihren ungerührten Leſern. Und begegnet man ihnen nicht noch überdieß auf eine Art, als ob ſie ſtatt der himmliſchen Poeſie das hölliſche Pulver erfunden hätten, welches ſie doch, wie ihnen die ganze Welt bezeugt, nicht er-

funden haben? Wie muß es zugleich die guten Leute kränken, daß mitten in dem Lärm von ihrer Erfindung ein eigenes Büreau der alten deutſchen Klaſſiker, die gerade durch dieſelbe ausgerottet werden ſollten, ſich emporhebt und fröhlich gedeiht! Das Publikum iſt ordentlich wie närriſch, und läßt ſich durch die wahre Poeſie in ſeiner Vorliebe für die falſche und vermeinte ſchlechterdings nicht irre machen. Hätte Wieland, einer der falſcheſten unter den Falſchen, ſtatt ſeiner fünf und vierzig Bände hundert und fünf und vierzig geſchrieben, ich wette, man ließe ſich die Koſten nicht dauern, um dieſe ganze Unzahl von Bänden zu kaufen, und mit ſchwerem Herzen und hoher Schamröthe muß ich hinzuſetzen, ich wette eben ſo viel, daß jeder Erfinder der ächten Poeſie ſich die Furcht, jenes Büreau möchte nach ſeinem Tode auch nach ſeinen klaſſiſchen Werken greifen, keinen Augenblick vom Sterben abhalten zu laſſen braucht.

Wäre aber auch die Kälte gegen die ächte Poeſie an und für ſich ſelbſt zu entſchuldigen,

ſo gereicht es doch dem deutſchen Vaterlande zum ewigen Vorwurf, daß es ſogar ihre kriegeriſchen Verdienſte kaum ſo hoch ſchätzt, als die Verdienſte des Regiments-Tambours, oder des Regiments-Pfeifers. Hat dieſe Tapfere nicht ſeit dem Brand von Moskau alle Feldzüge mitgemacht, und ſo verzweifelt gefochten, als irgend ein musketentrageuder Freywilliger? Fehlte ſie in der Schlacht bey Leipzig? Schlug ſie ſich nicht bey Hanau mit dem Feinde herum? Hörte man ihr Feldgeſchrey nicht vor den Thoren von Paris, und verfolgte ſie nicht den vom Kaiſer zum General, und vom Napoleon zum Buonaparte entwürdigten korſiſchen Anmaßer und Emporkömmling von Belle Alliance bis in das Felſenneſt von St. Helena, in welchem er bis auf dieſe Stunde noch hauſt? Und legen ihre Helden jemahls die Waffen aus der Hand? Setzen ſie nicht ſelbſt mitten im Frieden den Krieg fort, und geißeln als nimmermüde Furien den Feind? Eure Trompete bläſt zum Abzug, aber die ihrige zum Angriff; Eure Kano-

nen hören auf zu donnern, aber ihre Sonette fahren fort zu brüllen. Und dieſe Helden ſetzt Ihr nicht einmahl mit Euren Feldpredigern in Eine Klaſſe, und achtet ſie wohl gar geringer, als den Jungen, der im Lazareth dem Feldſcherer hülfreiche Hand leiſtet! Statt ihnen, wie einem Blücher und Wellington, Fürſtenthümer und Grafſchaften zu ſchenken, gebt Ihr ihnen nicht einmahl ſo viel, daß ſie ihre glühenden Köpfe ſtatt des abgenutzten alt-franzöſiſchen, oder alt-engliſchen Huts mit einer neuen altdeutſchen Mütze bedecken können! Und wo macht Ihr Einen, wenn er auch auf eine Schlacht mehr Sonette verfertigt, als Ihr Kugeln in derſelben verſchoſſen habt, zum Fürſten oder Grafen? Müßen ſie nicht, nachdem ſie ſich fürs Vaterland heiſer und ſchwindſüchtig geſungen haben, zur Schmach deſſelben ewig unter der aus Sachwaltern, Predigtamts-Candidaten, Hofmeiſtern, Amts-Actuaren, Pfarr-Subſtituten und Aſſiſtenten beſtehenden Miſere ſchmachten, und treibt Ihr nicht ſogar mit ihren vaterländiſchen

Wallungen und ihrem hinter dem Ofen auf-lodernden Heldenmuthe Euren Spott? Jeder Tropf, behauptet Ihr, könne in Verſen bramarbaſiren. Bey dieſem Heldenmuth ſey keine Gefahr zu fürchten, und alſo auch keine Ehre zu erwerben. Pulver müße man verſchießen und keine Tinte verſpritzen, wenn es der Rettung des Vaterlands gelte, und ein Anderes ſey, ſich auf dem Schlachtfelde, und ein Anderes ſich auf einem Blatt Papier herumtummeln.

Wahrlich, dieſe Reden ſind eben ſo unnütz, als unbeſonnen. Ihr prahlt von Gefahren? Wohl! Vielleicht zerſchmettert Euch, wenn Ihr im Feld gegen den Feind fechtet, eine oder die andere Kugel den Kopf. Aber gewiß zerbricht ſich der Poet, der es an ſeinem Schreibtiſch in einem Klinggedicht mit ihm aufnimmt, den ſeinigen. Mancher Krieger muß, je nachdem das blutige Zeichen der Tapferkeit an ſeinem getroffenen Kopf beſchaffen iſt, trepanirt werden. Wie nothwendig wäre aber eben dieſes wundärztliche Verfahren den meiſten derje-

nigen Poeten, von welchen die Rede iſt! Und iſt es nicht eine unverantwortliche Nachläßigkeit von Euren Wundärzten und Euch, daß das Heilmittel ſo lange unangewendet bleibt, bis am Ende den armen Leidenden gar nicht mehr geholfen werden kann? Iſt alſo je zwiſchen dem Helden, der mit dem Schwert, und dem der mit der Feder drein ſchlägt, ein Unterſchied, ſo fällt offenbar die Vergleichung zu Gunſten des letzten aus, und es iſt gefahr- und ehrenvoller, mit dreyhundert Sonetten, als mit drey Mahl hunderttauſend Mann zu Felde zu ziehen.

Dieſe Bemerkungen ſind bloße Vorläufer eines eigenen Werks von noch nicht zu beſtimmender Bändezahl über die Verdienſte der Muſenſöhne, welche mit dem größten Recht Muſenväter zu heißen verlangen können. Es iſt Zeit, daß der Welt Achtung gegen die Leute gelehrt wird, über welche ſie bis jetzt ohne alle Achtung zu lachen pflegt. Es muß ihr Manches, was noch unerwieſen iſt, und von ihr für unerweislich gehalten wird, bewieſen werden. Ich will z. B.

mein Haupt nicht ſanft legen, bis der Glaube allgemein iſt, daß Wuth und Tollheit, über welche jetzt jeder Tropf bald lacht, bald ſeufzt, die Flügel ſind, ohne welche ſich die neu-poetiſchen Adler gar nicht von der Erde erheben können. Daß in den Augen dieſer himmelſtürmenden Giganten Alles, was von jeher auf dem Parnaß lebte und webte, aus Zwergen beſteht, hat man ihnen wenn nicht zu einem großen Verbrechen gemacht, doch zu einer großen Narrheit angerechnet. Aber ich frage: Mit welchem Recht? und will zeigen, mit welchem Unrecht. Ich laſſe die Weisheit gelten, ohne nach dem Bart zu fragen, und denke Gründe zu brauchen und keine, um die meinen jugendlichen Lieblingen vorgeworfenen Verſündigungen an dem geſunden Menſchenverſtand, an dem guten Geſchmack und an den Regeln der Sprache und der Verskunſt als Freyheiten darzuſtellen, in welchen ſich eine höhere Natur aufs glänzendſte entfaltet. Sollte es mir begegnen, daß ich für manche offenbare Ungebühr ſchlechterdings keine erträgliche Ent-

ſchuldigung zu finden wüßte: ſo werde ich meine Zuflucht zur Begeiſterung nehmen, und wenigſtens loben, was ſich nicht rechtfertigen läßt. Ich werde, wenn ich Nichts zu antworten weiß, wenigſtens die Achſeln zucken, und die Leute will ich ſehen, die mir zu großen Glimpf gegen meine Gegner zur Laſt legen. Ich werde ſinnvoll, unſchuldig und kindlich nennen, was alle Welt für albern, platt und kindiſch erklärt, und jedes Maul will ich ſtopfen, welches die neue Erleuchtung eine ägyptiſche Verfinſterung zu nennen, frech genug iſt. Ich bin gegen die Behauptung, daß die meiſten Erzeugniße der ſogenannten ächten und einzigen Poeſie ihr Daſeyn einer herrſchenden unheilbaren Krankheit des Gehirns, die noch weit ſchlimmer als die gemeine Tollheit wäre, zu danken hätten, wenn nicht mit den beſten, doch mit den gröbſten Antworten gefaßt, und Nichts wird mir leichter ſeyn, als mit den Leuten fertig zu werden, welche den neuen Poeten ihren nicht zu läugnenden Mangel an Begeiſterung vorwerfen, und

das Maß ihrer Sünden dadurch voll machen, daß ſie vorwitzig nach den Werken fragen, wodurch irgend einer dieſer Poeten ſich für berechtigt halten könne, ſelbſt über den mittelmäßigſten Dichterling einer frühern Zeit die ungeſchneutzte Naſe zu rümpfen. Mit einem Wort, ich will der von mir übernommenen Sache einen Aufwand von Beredſamkeit widmen, daß der Teufel ſelbſt ſich verſucht fühlen ſoll, mich zu ſeinem Sachwalter zu erbitten.

So freudig und muthvoll ich indeſſen Hand an mein ſchwieriges Werk lege, ſo muthlos macht mich die Ungewißheit, welche Aufnahme ich ihm bey dem Publikum zu verſprechen habe. Je kleiner die Zahl der Verehrer der neueſten Poeſie und der neueſten Poeten iſt, deſto kleiner muß natürlich auch die Zahl der Abnehmer meines beyde anpreiſenden Werks ſeyn, und wer kann billiger Weiſe mir zumuthen, daß, indem ich durch die Vertheidigung einer verzweifelten Sache mich dem allgemeinen Kopfſchütteln Preis gebe, ich noch obendrein Hab

und Gut aufs Spiel ſetze? Anders als gegen Vorausbezahlung darf ſich daher die Welt zu meinem Werk gar keine Hoffnung machen, und da man Beyſpiele von Leuten hat, welche ihre Bewunderung der neueſten Poeſie wie einen gemeinen Rauſch ausgeſchlafen haben, und über Nacht aus den eifrigſten Verfechtern derſelben ihre heftigſten Verhöhner geworden ſind: ſo kann ich mich mit Liebhabern, die bloß unterzeichnen, das Zahlen aber bis zum Empfang des Werks verſchieben wollen, gar nicht einlaſſen. Am Beſten würden die zu Lobenden thun, wenn ſie ihr Lob auf eigene Koſten drucken zu laſſen, ſich entſchließen wollten. Ich verſpreche ihnen, als Verfaſſer, zum Voraus die billigſten Bedingungen, und laſſe es mir, da ich von Rechtswegen ihr Wohlwollen und ihren bloßen Dank höher achte, als Silber und Gold, gar nicht einfallen, einen Ehrenſold in klingender Münze von ihnen zu verlangen. Mit einem Wort, völlig unentgeldlich ſteht ihnen meine Handſchrift zu Dienſt, und da ich ſelbſt nicht frey

von der Beſorgniß bin, ich möchte mich zuweilen über ihre Verdienſte etwas zu ſchwach ausgedruckt haben: ſo erlaube ich ihnen zugleich, von dieſer Seite meinem Werke die gehörige Vollendung zu geben, und die Poſaune anzuſetzen, wo ich irriger Weiſe glaubte, mich meiner bloßen Stimme bedienen zu können.

III.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Schriftſtellerruhm.

Um heut zu Tage von gewißen Leuten als ein vortrefflicher Schriftſteller mit Pauken und Trompeten ausgerufen zu werden, dazu braucht man Nichts weiter, als — ein ſchlechter zu ſeyn.

2.

Das Unheilbarſte.

Daß für den Tod kein Kraut gewachſen iſt, weiß ich nicht ſo gewiß, als ich es — die Wurzel von Antycira mag mirs verzeihen — von der Narrheit weiß.

3.

Die Liebe.

Die Liebe iſt am ſtärkſten, wenn ſie noch in der Wiege liegt, und nur ein Held vermag ſie in der Geburt zu erſticken.

4.

Die Kriegsliederſänger.

Gewißen neuen Kriegsliederſängern kann man mit Recht ſagen: Vor dem Feind ſind Eure Helden geſtanden, aber vor Euren Kriegsliedern, darf man wetten, daß ſie davon laufen.

5.

Recenſion der Gedichteſammlung des Herrn Einerley.

Die Muſe des Herrn Einerley, dieſes ſonſt vortrefflichen Dichters, hat das Unglück, lauter Kinder zu gebären, die einander ſo zwillingsmäßig ähnlich ſind, daß die ganze Welt und der Vater ſelbſt ſie durch Nichts von einander zu unterſcheiden weiß, als durch ihre Nahmen.

6.

Die Schriftſteller und das Publikum.

Wie wäre es möglich, daß manche Schriftſteller ſich ſättigen könnten, wenn das leſende Publikum nicht unerſättlich wäre?

7.

Die Zeitſchriften.

Ich habe Nichts gegen die Zeitſchriften. Aber ich fürchte, je mehr ſie ſich häufen, deſto weniger Ewigkeitsſchriften werden wir bekommen.

8.

Vorrecht eines Sonntagsblatts.

Das neue Unterhaltungsblatt, die Mannigfaltigkeiten, hat, weil es am Sonntage erſcheint, vorzugsweiſe das ſchöne Recht, ſeinen Leſern, und ſelbſt ſeinen ſchönen Leſerinnen zuweilen eine kleine Predigt halten zu dürfen.

9.

Demüthigungen.

Demüthigungen ſind nirgends beſſer angebracht, als bey den Poeten.

10.

Wein-Mißwachs.

Bacchus mag ſeinen Getreuen gnädig ſeyn, wenn es ſo fort geht! Abermahl verſagt die Sonne ihre Kraft der reifenden Traube. Bald wird man nur noch aus Trinkliedern ſich belehren können, daß einmahl eine Zeit war, worin Wein gewachſen iſt.

IV.

Die am achtzehnten Julius nicht untergegangene Erde.

Man kann es in der That den Leuten nicht verdenken, wenn ſie am Ende Alles glauben, nur keine — Prophezeyungen, und wenn über Mangel an guten, nähmlich wahrſagenden Propheten noch mehr geklagt wird, als über Mangel an guten Poeten. Kann man doch unmöglich mehr Mangel an einer Sache haben, als wenn man gar Nichts davon beſitzt, und man ſage mir, wo haben wir den Propheten aufzuweiſen, der im Stande wäre, es uns auch nur vier und zwanzig Stunden vorauszuſagen, wenn dieſer oder jener Herr der Erde, oder die Erde

ſelbſt zu ſeyn aufhört? Hielten wir es nicht Alle, bloß weil es prophezeyt war, für eine ausgemachte Sache, nach dem achtzehnten Julius werde gar Nichts mehr ſeyn, weder Tag noch Nacht, weder ein Abend noch ein Morgen, und noch viel weniger ein Morgenblatt, und hat nicht heute den dreyßigſten Julius der Leſer das letzte in der Hand, und ſchämt ſich viel zu ſehr über ſeine Leichtgläubigkeit, als daß er ſich über das Ausbleiben eines Ereignißes freuen könnte, das, ſeit die Welt ſteht, noch kein Menſch erlebt hat? Ein Spaß iſt es doch wahrlich nicht, wenn der Himmel einfällt, und war es weniger, was am achtzehnten Julius — nicht geſchah? Indeſſen, da unſere gute alte ſechstauſendjährige Mutter einer auf alle Fälle ſehr großen Gefahr glücklich entgangen iſt, was ſteht ihren Kindern beſſer an, als daß ſie ſich und ihr Glück wünſchen, und die Wiedergeſchenkte, die bisher gar zu wenig Freude an ihnen erlebte, durch eine beſſere Aufführung zu gewinnen ſuchen? Es wäre im Ernſt kein Wun-

der, die gute Alte thäte ſich ſelbſt ein Leid, ſtatt zu warten, bis ihr eins von einem Kometen geſchieht, ſo viele Mißhandlungen muß ſie, ſeitdem ſie den Stoff zu dem Altvater Adam hergab, von den ausgearteten Abkömmlingen deſſelben ſich gefallen laſſen. Spielen die Kinder nicht mit dem größten Trotz den Herrn über die Mutter, und ſchlagen ſie einander nicht noch täglich auf ihrem eigenen Schooße bloß darum todt, weil Jeder das größte Stück von ihr ſeine Herrſchaft nennen will? Muß ſie nicht Europa, Aſia, Afrika, Amerika und Neu-Holland, Frankreich, Italien, England und Deutſchland, London, Paris, Petersburg, Wien, Berlin und Herrenhut, und ſogar Krähwinkel heißen, mit Einem Wort, muß ſich nicht die Mutter von den Kindern bloß zum Zeichen ihrer gänzlichen Unterdrückung und der ihr gewaltſam entzogenen Einheit und Selbſtſtändigkeit unzählige Bey- und Neben-Nahmen, um nicht Spitz- und Spottnahmen zu ſagen, geben laſſen? Was gebt Ihr für den Wein, mit dem ſie Euer Herz

erfreut, ihr zu trinken, als Blut? Soll ſie es als einen Beweis Eurer Zärtlichkeit gegen ſie betrachten, daß Ihr unaufhörlich in ihren Eingeweiden wühlt, um — Gold zu ſuchen? Führt Ihr nicht die bitterſten Beſchwerden über ſie, daß ſie bald zu wenig Brot für Euch, bald zu wenig Gras für Euer Vieh liefert? Verſucht Ihr nicht, ihr ſogar davon zu fliegen, und ſetzt Euch tollkühner Weiſe in Luftbällen über ſie hinweg? Wo bleibt Euer Dank gegen die gute Mutter, daß ſie ſich zum Gängelwagen hergibt, der Euch Tag für Tag auf das ſanfteſte um die Sonne herum führt? Seyd Ihr nicht ruchlos genug, ihr ſogar in Eurer Wuth zu fluchen, und ſie eine Hölle zu ſchimpfen, zu welcher doch bloß Eure eigenen Frevel ſie gemacht haben? Trifft nicht der Zorn des Himmels über Euch immer zuerſt ſie? Glaubt Ihr, ſie habe die alte Sündfluth vergeſſen? Und vergeßt Ihr, indem Ihr ſeit Monaten nicht ohne Grund vor einer neuen zittert, und vergebens den Himmel um ſchönes Wetter bittet,

daß Eure Vergehungen es ſind, die ſie im eigentlichen Sinne des Worts ausbaden muß? Schlagt an Eure Bruſt, und bekennt, ob bey ſo mannigfaltigen Kränkungen es ihr verdacht werden könnte, wenn ſie zuletzt vor Aerger wie eine Seifenblaſe zerplatzte, oder bey dem nächſten beſten Krieg den um die Herrſchaft über ſie ſich ſchlagenden Heeren mit den Worten unter den Füßen verſänke: Ihr Unerſättlichen! Weil Ihr Alles wollt, ſo ſollt Ihr gar Nichts haben, und gar Nichts ſeyn? Wahrlich, je mehr ich die Sache überlege, deſto unglaublicher iſt es mir, daß die am achtzehnten Julius nicht erfüllte Prophezeyung Nichts weiter als eine Lüge ſeyn ſoll. Man kann ein guter Prophet, und doch ein ſchlechter Rechenmeiſter ſeyn, und wer bürgt uns alſo dafür, daß die Welt, die am achtzehnten Julius noch ſtehen blieb, am achtzehnten Auguſt ſich durch keine Vorſtellungen mehr halten laſſen will, und daß der bußfertigſte Menſch Nichts bey ihr ausrichtet? Der Komet iſt freylich, wenn wir den Leuten mit

den großen Fernrohren glauben, ganz friedlich, ohne vorn oder hinten auszuſchlagen, ſeine Straße gezogen. Aber kann er nicht, wie ein Wanderer, der ſich einer vergeſſenen Sache erinnert, zurückkehren, und die Ehre der Propheten zu unſerem und ihrem eigenen Verderben retten? Mit Einem Worte, die Erde ſteht auf keinen andern, als auf ſchwachen Füßen. Kein Sterblicher kann daran denken, ſie wie ein Haus gegen Brand, oder wie ein Schiff gegen Stürme ſichern zu wollen, und der merkwürdigſte aller Tage, der Tag, an welchem — kein kleines Wunder! — alles Papiergeld auf einmahl verbrannt wird, der Tag, an welchem Napoleon, wenn er ihn erlebt, der vorſichtigſten Hut zum Trotz, mit ſeiner Inſel von ſeiner Inſel verſchwindet, der Tag, an welchem alle Königreiche, Fürſtenthümer, Grafſchaften und Herrſchaften, der Nordpol und der Südpol, Länder und Meere, Berge und Thäler, Städte und Dörfer in Eine Maſſe zuſammen gerüttelt und geſchüttelt werden, der Tag, welcher nicht

nur die berühmteſten Leute, ſondern den Ruhm ſelbſt hinwegrafft, der Tag, an welchem Goethes und Schillers ſämmtliche Werke auf ewig verloren gehen, der Tag, welchen nicht Ein Blatt von Jean Paul überlebt, der Tag, der gegen Klopſtock, Wieland und Herder nicht mehr Nachſicht bezeugt, als jetzt die Pfeffer und anderes Gewürz verkaufenden Handelsleute gegen die unſterblichen Meiſterſtücke mancher jüngern Poeten, der Tag, welcher die griechiſchen und römiſchen Klaſſiker ſo wenig verſchont, als die deutſchen, der Tag, welcher dem Buchhandel den tödtlichſten Stoß verſetzt, ob er gleich nicht einen einzigen Nachdrucker übrig läßt, der Tag, welcher vielleicht ſogar die Vollendung des Converſations-Lexikons hindert, und die angekündigte neueſte deutſche Encyclopädie noch in der Geburt erſtickt, der Tag, der das Lebloſe wie das Lebendige, die Mutter mit allen ihren zweyfüßigen und vierfüßigen fliegenden, gehenden, kriechenden und ſchwimmenden, vernünftigen und unvernünftigen, frommen und gottloſen,

wilden und zahmen Kindern aus dem Wege räumt, der Tag, welcher die Zeit ſelbſt ſammt ihrem Zahn frißt, der Tag mit Einem Wort, der in Einem Augenblicke die Werke von ſechs göttlichen Schöpfungstagen, und von eben ſo viel tauſend menſchlichen Schöpfungsjahren zerſtört, dieſer Tag kann eben ſowohl der heutige ſeyn, als es der geſtrige nicht war. Bekennen muß ich aber, daß ich das Zittern der Menſchen vor dieſem ſtaats= und weltumwälzenden Tage mit ihren ſonſtigen Geſinnungen nicht recht reimen kann. Um was bitten ſie denn täglich, als daß alle ihre Feinde, oder mit andern Worten Alle, die anders philoſophiren, anders denken und anders glauben, anders lehren und predigen, anders reimen und träumen als ſie, zu Grunde gehen? Will der Chriſt nicht den Juden, der Jude nicht den Chriſten, und mancher Chriſt nicht Juden und Chriſten zugleich ausgerottet wiſſen? Und wird ihnen auch von dieſer Seite der jüngſte Tag, der Tag, der weder Freund noch Feind, und das Kind im

Mutterleibe nicht ſchont, noch etwas zu wünſchen übrig laſſen? Wie wollt Ihr auf einem andern Wege die Seeräuber zernichten, Eure Brüder aus der Sklaverey der Türken befreyen, und dem chriſtlichen Sklavenhandel ein Ende machen? Man kann freylich, um auch noch andere Wohlthaten des Welt-Endes nicht zu verſchweigen, Keinem, der mit der Welt untergeht, eine Leichenpredigt halten, und eben ſo wenig kann man ihm ein Denkmahl auf dem Kirchhofe, oder auf dem Leipziger Schlachtfelde, oder in Schlichtegrolls Nekrolog ſetzen. Aber welch ein Troſt, wenn wir je zu leben aufhören, in der größten Geſellſchaft zu ſterben! Und iſt es nicht ſchmeichelhaft für unſern Stolz, wenn wir auf eine andere Art, als alle Menſchenkinder vor uns, unſern Zuſtand verändern, und der Natur in dem Augenblick ihre Schuld bezahlen, in welchem ſie ſelbſt die ihrige an die Nothwendigkeit abträgt? Was wünſchen Manche ſehnlicher, als daß Niemand ſie erbe, und daß ihre Schätze ihnen nachfolgen? Und gewährt ihnen

nicht der jüngſte Tag dieſen frommen Wunſch? Ueberhebt er die Glücklichen, die ihn erleben, nicht der Sorge für ihre Wittwen und Waiſen, ſo wie für den Druck ihrer nachgelaſſenen Werke? Macht er ihnen nicht das Vergnügen, Jeden getäuſcht zu ſehen, der dem Andern auf den Dienſt lauerte? Wer iſt endlich gewißer, als dieſe Todten, daß Niemand ihnen Böſes nachredet, und keine Läſterung ihre Gräber entweiht?

Ich bitte Jeden, dieſe Vortheile zu beherzigen, und ſich noch viele andere hinzuzudenken, und dann aufrichtig zu geſtehen, ob man nicht alle mögliche Urſache zu wünſchen habe, es möchte, was man auf den achtzehnten Julius prophezeyte, am achtzehnten Julius in Erfüllung gegangen ſeyn?

V.

Eine alte Predigt über die Kometen.

Böſes kann man unmöglich mehr von irgend einem Weſen ſagen, als weiland Heinrich Garthius, der heiligen Schrift Doctor und Paſtor und Inſpector der neuen evangeliſchen deutſchen Kirche zu Salvator in der Königlichen Haupt- und Altſtadt Prag, in einer im Jahr 1619 gehaltenen Predigt von den Kometen geſagt hat.

Der in den Monaten November und December des Jahrs 1618 erſchienene „große, langſtrahlichte und ſchweifige" Komet, wie der eifrige Bußprediger ihn nennt, gibt ihm Gele-

genheit, den Kometen überhaupt zweyerley Bedeutung, eine natürliche und eine übernatürliche, zuzuſchreiben.

Die natürliche Bedeutung, oder vielmehr die natürliche Wirkung iſt nur ſelten eine gute, deſto häufiger aber eine böſe. Jene findet Statt, wenn der Komet von reiner, ſubtiler und feuriger Materie iſt, und dieſe, wenn er aus lauter zähen, dicken, metallariſchen, ſchwefelichten und giftigen Dämpfen und Dünſten der Erde entſteht. Der gutartige Komet ſäubert und reinigt die Luft von ſchädlichen Dämpfen und aller Unreinigkeit, und bringt durch dieſe Säuberung fruchtbare Zeiten, wenn dagegen große Sturmwinde und Platzregen, ſchädliche Dürre und Näſſe, und alſo Mißwachs der Früchte, Hungersnoth und theure Zeit, Peſtilenz und andere giftige Krankheiten die heilloſen Geſchenke ſind, welche der bösartige, wie aus einem Füllhorn, auf die arme Erde herabſchüttelt. Doch dieſe natürlichen Wirkungen der Kometen ſind noch eine Kleinigkeit gegen

die übernatürliche Bedeutung derſelben. Es iſt nähmlich ein Komet, wenn man ſchon in heiliger Schrift davon kein ſonderlich Zeugniß und Nachrichtigung findet, in der Regel Nichts anders, als erſtens ein ſtarkes und gewißes Zeichen göttlichen Zorns und vieler großen Strafen und Plagen, welche über die Menſchen um ihrer Sünden willen ergehen ſollen, und zweytens ein Zeichen und Vorbothe zum jüngſten Gericht. Die Sünden und Laſter der Menſchen nennt der Bußprediger ſelbſt irdiſche böſe Kometen und Planeten, welche zu ſtark in der Welt regieren.

Auch an dem Beyſpiele der Kometen kann man alſo ſehen, wie ſchwer es hält, einen böſen Nahmen, wenn man ihn einmahl hat, wieder los zu werden. Wenn in dem Jahr, in welchem wir jetzt leben, die Sonne Monate lang auf die Guten ſo wenig als auf die Böſen ſcheinen will, wenn der May dem Januar gleicht, wenn der Südländer den Nordländer mit Zähneklappern um ſeine Bärenfelle anfleht, wenn jeder Regen eine Sündfluth zu werden droht,

wenn die Hagelſteine nicht nur die Halmen, ſondern auch die Eichbäume zerſchmettern, wenn nicht nur der Arme, ſondern auch der Reiche ſich vor dem Hunger zu fürchten hat, wenn der Gott des Weins höchſtens noch der Gott des Eſſigs zu heißen verdient, und ſich in den Bierſchenken verläſtern laſſen muß, wem gibt man die Schuld, als dem Kometen, welcher der Sonne im Licht geſtanden haben ſoll? Und hat man nicht eben dieſen Kometen durch eine dreiſte Prophezeyung für einen Weltzerſtörer erklärt, den ſelbſt der endlich auf der Helenen-Inſel feſtgebannte unheilbringende Wandelſtern für ſeinen Meiſter erkennen müßte? Wer denkt nicht noch an den achtzehnten Julius und ſeine an dieſem Tag ausgeſtandene Angſt? Wer war aber ſo billig, als der Schreckenstag ihn und Andere mit der bloßen Angſt davon kommen ließ, das verleumdete Geſtirn durch Abbitte und Ehrenerklärung zu verſöhnen? Man hat freylich Urſache, gegen Weſen, die ſich an gar keine Ordnung binden, und geſetz- und regellos im All herum-

ſchweifen, ein wenig auf ſeiner Hut zu ſeyn. Aber welcher Komet, oder Haarſtern iſt bis auf den heutigen Tag überführt, irgend einem Sterblichen auch nur ein Haar gekrümmt zu haben? Was der Herr Paſtor und Inſpector Garthius zum Salvator und manche ſeiner jüngern Brüder auch ſagen mögen, weder Krieg, noch Peſtilenz, noch theure Zeit ſind das Werk der Kometen, und weit entfernt, die Welt aus den Angeln zu reißen, kann man ihnen höchſtens Schuld geben, daß ſie gewißen Leuten zuweilen die Köpfe ein wenig verrücken.

VI.

Veraltete Gedichte.

Was in der Sprache veraltet iſt, iſt es auch im Geiſt, und daher werden die Bemühungen, dem Lied der Nibelungen in unſern Tagen wieder Eingang zu verſchaffen, zuverläßig mit keinem günſtigen Erfolg gekrönt werden.

Darf ich es noch wagen, eine ſo kühne Behauptung laut werden zu laſſen? Iſt mir doch erſt kürzlich in einem Blatte der Thüringſchen Erhohlungen mein von dem Glauben der Schule etwas abweichendes Urtheil über das Nibelungenlied von einem vermuthlich noch in der Blüthe ſeiner Jahre ſtehenden Bewunderer und An-

preiſer deſſelben mit eben ſo viel Verſtand als Beſcheidenheit vorgeworfen worden, und was iſt alſo natürlicher, als daß ich, um nicht am Ende gar durch ein Vehmgericht förmlich zum Scheiterhaufen verurtheilt zu werden, das Publikum an Leute erinnere, die ſich ſchon vor mehr als dreyßig Jahren noch größerer Sünden als ich ſchuldig machten, ohne gleichwohl weder verbrannt, noch geſpießt zu werden? Der Graf von Schmettau, z. B., ein Mann, der ſowohl wegen ſeines Geiſtes, als wegen ſeiner Gelehrſamkeit und ſeiner ächt-deutſchen Geſinnungen bey ſeinen Zeitgenoſſen in verdienter allgemeiner Achtung ſtand, ſcheute ſich nicht, in ſeiner von 1783—1784 unter dem Titel: Ueber Empfindeley und Kraftgenies, Modevorurtheil und Schimpfreden, erſchienenen Zeitſchrift öffentlich zu ſagen: „Ehemahls wußte ich mir etwas Rechts damit, daß wir Minneſinger gehabt hatten. Doch ſind die Minneſänge, Nibelungen, Troubadours und der ganze Braß alter Skarteken weiter zu Nichts

nütze, als die Sitten und den Geſchmack unſe-
rer Väter und die Fortſchritte der Literatur ken-
nen zu lernen, brauchbar als Materialien zur
Literargeſchichte, unbrauchbar als literariſches
Product ſelbſt betrachtet. Das ängſtliche
Suchen nach ſolchen verlegenen Sä-
chelchen, das Ausposaunen des getha-
nen Funds, das Aufdringen iſt doch
eitel Charlataner ie."

Glaubt man nicht, die verſtändige Rüge ſey
erſt in dieſem Augenblicke niedergeſchrieben, und
der Verfaſſer habe ein halbes Dutzend der heu-
tigen Tagblätter vor ſich gehabt? Mag es übri-
gens ſeyn, daß er den genannten ſchriftſtelleri-
ſchen Alterthümern zu wenig Gerechtigkeit wi-
derfahren ließ. Sein Urtheil kommt doch zuver-
läßig der Wahrheit näher, als die unleident-
liche ſchwärmeriſche Wuth, mit welcher man
dieſe und jene dem größern Publikum wenig-
ſtens ſchlechterdings ungenießbare Werke eben
dieſem Publikum wenn nicht gar als die einzig
genießbaren, doch als die genießbarſten, und

auf alle Fälle als erſtaunenswürdige Geiſtes-Erzeugniße aufdringen will.

Zum Beſchluße ſey mir noch die Bemerkung erlaubt, daß wer die angeführte Zeitſchrift kennen zu lernen Gelegenheit hat, das Durchblättern derſelben nicht bereuen wird. Nahmentlich kann man auch aus ihr ſich überzeugen, daß die Natur, als ſie die Kraftgenies des achtzehnten Jahrhunderts hervorbrachte, ſich gänzlich erſchöpft hat, und daß daher die Kraftgenies, die im neunzehnten unter andern Nahmen ſpuken, Nichts als eine getreue Wiederhohlung der ältern ſind.

VII.

Berichtigung der Nachrichten von Schiller im Converſations-Lexikon.

Das bunte, ſich bekanntlich mit ſeiner Weisheit ungemein brüſtende Brockhauſiſche Converſations-Lexikon, das viel gekauft, nicht geleſen, und weil es ſchlecht zu brauchen iſt, wenig gebraucht wird, läßt ſich in dem auch von der beurtheilenden Seite höchſt mißlungenen Aufſatze über Schiller mehrere geſchichtliche Unrichtigkeiten zu Schulden kommen, die eine um ſo ſtrengere Rüge verdienen, je anmaßender und trotziger der Ton iſt, den ſich nahmentlich die meiſten Verfaſſer der die Poeſie betreffenden Aufſätze dieſes mehr kaufmänniſchen Gewinn,

ſeines Unternehmers, als Bildung und Unterricht bezweckenden Werks erlauben.

Schillers Vater war nicht Kommandant der Solitüde. Er war Aufſeher, oder wie das undeutſche Wörterbuch ihn nennt, Inſpector der dortigen Baumſchule, und wenn ihn das Lexikon zum Inſpector der Baumſchulen des ganzen Württembergs macht: ſo führt es ſeine Leſer nicht nur abermahl irre, ſondern es gibt auch, da für die Baumſchulen eines ganzen Landes ein einziger Inſpector ſo gut als gar keiner wäre, ſich und den Urheber der Nachricht dem Gelächter Preis.

In Württemberg leben noch viele Leute, die den Vater des berühmten Sohns genau gekannt haben, und dieſe ſchütteln alle die Köpfe, wenn das unfehlbare Converſations-Lexikon dem übrigens wackern, und in ſeinem Wirkungskreiſe brauchbaren Mann einen Reichthum an Geiſt und Kenntnißen beylegt, und zugleich möchte man wohl fragen, wem der Verfaſſer der Nachricht das Lob ſeines Buchs über die Baumzucht,

daß er ſchwerlich jemahls mit Augen ſah, nachgebethet hat.

Was von der Mutter des Dichters, der Tochter eines Bäckers, ſich ſagen läßt, iſt in den der neueſten Ausgabe ſeiner Werke voranſtehenden, übrigens ſehr dürftigen Nachrichten von ſeinem Leben vollkommen erſchöpft, wenn ſie eine verſtändige und gutmüthige Hausfrau genannt wird, und das Converſations-Lexikon hat ſie offenbar bloß aus eigener Machtvollkommenheit noch im Grabe zu einer geiſtvollen Frau erhoben, oder hat wenigſtens keinen andern Grund für ſeine Behauptung, als weil ſie — Schillers Mutter war. Daß ſie beſonders auf die ſittliche Bildung des Sohns wirkte, ſteht ebenfalls nirgends geſchrieben, als im Brockhauſiſchen Lexikon, und die Angabe ſagt überhaupt weder mehr noch weniger, als was ſich bey jeder Mutter, die ihres Nahmens nicht ganz unwerth ſeyn will, von ſelbſt verſteht.

Daß Schiller als Regiments-Arzt nicht ſeinen Abſchied, der ihm zuverläßig verweigert

worden wäre, genommen, ſondern ſich durch eine förmliche Flucht aus ſeinem Vaterlande entfernt hat, iſt eine ſo oft erzählte, und ſo allgemein bekannte Thatſache, daß eine Unrichtigkeit in Anſehung ihrer ſelbſt im Converſations-Lexikon Verwunderung erregen muß.

Die Angabe, Schiller habe ſeine bekannte Anthologie in Gemeinſchaft mit Stäudlin herausgegeben, gehört unter die lächerlichſten Mißgriffe, und ſchwerlich wird man bey dem gemeinſten Anecdotenjäger ein ähnliches Beyſpiel finden. Stäudlin hatte ſo wenig Antheil an dieſer Anthologie, daß vielmehr Schiller ſie dem früher erſchienenen Schwäbiſchen Muſenalmanach deſſelben entgegen ſetzte, und ihn nicht nur in der Vorrede, ſondern auch in einem eigenen Gedicht der Sammlung zum Ziel ſeines übrigens höchſt gemeinen und witzloſen Spottes machte.

Wenn das Lexikon ganz treuherzig behauptet, durch ſeinen Antheil an den berüchtigten Xenien habe Schiller zur Genüge bewieſen, wie wenig es ihm an dem recht eigentlichen epi-

grammatiſchen Witze fehle: ſo wird man begierig, was wohl das vielwiſſende Buch auf die Frage antworten würde: Welche der Xenien, die bekanntlich leider mehr als Einen Verfaſſer haben, denn eigentlich von Schiller herrühren? Leute, die es auch verſtehen wollen, haben bey weitem nicht in allen dieſen Geburten des unverzeihlichſten Muthwillens „recht eigentlichen epigrammatiſchen Witz" gefunden, und womit verbürgt es uns das Converſations-Lexikon, daß gerade die wenigen, die des Witzes nicht ermangeln, von Schiller ausgegangen ſind?

Am luſtigſten zu leſen iſt, was das Lexikon von den Freunden Schillers zu melden weiß. Unter ſeinen Schulfreunden nennt es einzig und allein den Tonkünſtler Zumſteg. Welche Ungereimtheit! War denn Zumſteg ein Dichter, oder Schiller ein Muſikus? Abel, Peterſen, von Hoven, und mehrere Andere, die ihm durch gemeinſchaftliche Studien ungleich näher waren, ſind vorzüglich zu nennen, wenn von Schillers Schulfreunden und von den Freunden

ſeiner Jugend überhaupt die Rede iſt. Dieſe waren es auch, denen er ſeine erſten dichteriſchen Verſuche mittheilte, und die am würtembergiſchen Repertorium ſowohl, als an ſeiner Anthologie Antheil nahmen. Insbeſondere hätte Abel, einer der von ihm am meiſten geſchätzten Lehrer des Dichters, und, wenn gleich das Converſations-Lexikon, deſſen eigentlicher Zweck durch den Titel: Brockhauſiſches Speculations-Lexikon ungleich richtiger ausgedruckt würde, Nichts von ihm weiß, ein ſehr verdienter philoſophiſcher Schriftſteller, in einem Aufſatze nicht mit Stillſchweigen übergangen werden ſollen, deſſen Verfaſſer Schillern ſogar durch die Freundſchaft eines Schubarts geehrt glaubte.

Dem Nahmen Zumſteg würde übrigens ein unterrichteter Verfaſſer auch noch den Nahmen Danneckers beygefügt haben, der unter die erſten und innigſten Freunde Schillers gehörte, und als Künſtler zuverläßig noch einen höhern Rang behauptet, als Schiller, der Dichter.

Billig ſollte man, wenn es nicht eine gar zu ſchwere Herkules-Arbeit wäre, es ſich zur Pflicht machen, die Blößen eines Buchs aufzudecken, das, während es nicht einmahl für die geſchichtliche Richtigkeit ſeiner Nachrichten beſorgt iſt, ſich lächerlicher Weiſe im Fache der Dichtkunſt und des Schönen überhaupt Machtſprüche ergehen zu laſſen erlaubt, und verdiente Männer durch das Organ elender Kunſtſchwätzer mit ſchnödem Unglimpf behandelt. In der That iſt dieſes Converſations-Lexikon eine würdige Geburt unſers durch ſeine Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit ſich auf das traurigſte auszeichnenden Zeitalters. Es hat auf der Welt keinen Nutzen, als daß es den Beutel ſeines Unternehmers füllt, und kann nur bey Leuten, die Nichts lernen, und doch viel ſchwatzen wollen, Unterſtützung und Beyfall finden. Mag das elende Buch noch hundert Auflagen erleben, der vervielfältigte Abſatz wird nicht ihm zur Ehre, deſto gewißer aber den Käufern zur Unehre gereichen.

1817.

I.

Grabſchriften.

1.

Im Leben
Unausſprechlich Geliebt
Beym Scheiden
Tief Betrauert
Nie Vergeſsen
Und
Stets Vermiſst
Schlummert hier
Die Lebensmüde Matrone
Der Kraftvolle Mann
Der Blühende Jüngling.

II.

Gerecht Sind
Die Thraenen
Am Aschenkruge
Der Geliebten
Aber Gerechter Ist
Die Hoffnung
Des Wiederſehens.

III.

Du Weinſt
Lebender Staub
Um Den
Der Nicht Mehr
Athmet
Aber Du Erhebſt Das Auge
Wo Unsterbliches Wohnt
Und die Thraene
Verſiegt.

IV.

An Dieſen Graebern
Trauern
Um Die Mutter der Sohn
Um Den Durch Liebe Und Wahl
Erworbenen Sohn
Der Vater
Um den Bruder der Bruder
Und die Schweſter
Viel Hat Das Grab Uns
Entriſſen
Viel Wird Der Himmel Uns
Wiedergeben.

V.

Wir Weinen
Um Die Todten
Aber Wir Denken
Der Seligen
Und Die Klage Wird
Anbethung.

II.

Bemerkungen über das Schillerſche Gedicht: Die Künſtler.

Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt! Dieſe goldene Regel findet wohl nirgends mehr ihre Anwendung, als in der goldenen Poeſie. Eine Stelle in dem Schillerſchen Gedicht: Die Künſtler, welche dem Verfaſſer vor Kurzem zufällig wieder in die Augen fiel, gibt ihm Gelegenheit, den alten Spruch durch ein Beyſpiel zu erläutern.

Die Stelle iſt folgende:

„Im Fleiß kann Dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer ſeyn;
Dein Wiſſen theileſt Du mit vorgezognen Geiſtern.
Die Kunſt, o Menſch! haſt Du allein.“

Der Gedanke glänzt. Aber iſt er auch Gold? Die Leſer mögen ſich die Frage nach Erwägung der folgenden Bemerkungen von ſelbſt beantworten.

Zunächſt iſt es wohl kein ſehr glückliches Mittel, den Stolz des Künſtlers zu heben, wenn der Dichter ihn belehrt, daß weder die Biene, noch — der Wurm mit der Kunſt begabt wären. Man fragt ferner mit Recht, warum der Dichter der Biene nur Fleiß, und dem Wurm Geſchicklichkeit zuſchreibt? Will man einmahl beyde Geſchöpfe, wie es dem Fabeldichter, keineswegs aber dem didactiſchen erlaubt iſt, mit Ueberlegung handeln laſſen, und ihnen alſo Eigenſchaften zuſchreiben, die ihnen als vernunftloſen Weſen nicht zukommen, ſo verräth zuverläßig die ihre Zelle bauende Biene nicht weniger Geſchicklichkeit, als der ſpinnende Seidenwurm, welchen wahrſcheinlich der Dichter gemeint hat. Ferner, die Behauptung, der Menſch theile ſein Wiſſen mit vorgezogenen Geiſtern, hat wohl eben ſo viel Grund, als die, er theile auch die Kunſt mit ihnen.

Weder von dem Wiſſen, noch von der Kunſt höherer oder vorgezogener Geiſter haben wir armen Sterblichen Kunde. Und wenn vorgezogene Geiſter die Kunſt nicht mit dem Menſchen theilen, ſo gereicht dieſer Umſtand nichts weniger als zum Ruhm der Kunſt ſelbſt, und er kann alſo ihr auch bey dem Menſchen nicht zur Empfehlung dienen. Vorgezognen Geiſtern endlich muß der Menſch nothwendig im Wiſſen nachſtehen, und es iſt alſo falſch, wenn der Dichter ſagt, er theile es mit ihnen. Am ſonderbarſten iſt es, daß der Dichter Fleiß und Geſchicklichkeit mit der Kunſt auf eine Art in Verbindung bringt, als wenn ſie eben ſo ſelbſtſtändig als dieſe wären, und ihr bloß darin nachſtänden, daß ſie auch noch andern Geſchöpfen, als dem Menſchen, eigen ſind. Die Kunſt iſt eine Schöpferinn, die ihre eigenen beſtimmten Werke hervorbringt. Aber was bringen Fleiß und Geſchicklichkeit durch ſich ſelbſt hervor? Beyde ſind bloße Eigenſchaften, die ſogar bey der Kunſt ſelbſt ihre

Anwendung finden, und was iſt alſo klarer, als daß ſie nicht, wie von dem Dichter geſchehen iſt, ihr gegenüber geſtellt werden können? Mit dem nähmlichen Recht, mit welchem er ſagte, die Biene kann fleißiger, der Wurm kann geſchickter ſeyn, als Du, o Menſch, hätte er auch ſagen können, das Lamm kann frömmer ſeyn, da die Frömmigkeit ſich nicht anders zu der Kunſt verhält, als Fleiß und Geſchicklichkeit. Nur zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt findet eine Beziehung Statt, die, wenn es gelehrte Bienen und Würmer gäbe, wie es fleißige Bienen und geſchickte Würmer geben ſoll, dem Dichter zu ſeinem Zwecke hätte dienen können. Auch Fleiß und Geſchicklichkeit unter ſich paſſen nicht zuſammen, da jener eine Sache des Willens, dieſer aber eine natürliche, oder erworbene Eigenſchaft iſt. Es hängt von Jedem ab, fleißig, nicht aber auch geſchickt zu ſeyn. Endlich iſt auch der Ausdruck meiſtern, wenn vom Fleiß die Rede iſt, durchaus unrichtig. Wer hat jemahls von einer

Meiſterſchaft im Fleiß gehört? Nicht zu gedenken, daß meiſtern nichts Anders als zur Ungebühr tadeln heißt, und alſo in keinem Falle in gleicher Bedeutung mit übertreffen, wie es von dem Dichter geſchehen iſt, gebraucht werden kann.

Je größer der Ruf eines Dichters iſt, deſto ſtrenger muß das Kunſturtheil gegen ihn ſeyn. Aber leider läßt ſich dieſes, zumahl in unſern Tagen, nur zu oft vom Anſehen beſtechen, und glaubt, große oder für groß geachtete Dichter dürften ſo wenig als die Könige für ihre Fehler zur Verantwortung gezogen werden. Oder hält man etwa die obigen Bemerkungen für geringfügig? Nach der Meinung des Verfaſſers ſoll kein Dichter, der dieſes Nahmens werth ſeyn will, Stoff zu einem ähnlichen Tadel, und vollends gar in vier Zeilen geben. Homer hat freylich auch geſchlafen. Aber es mag bis auf den heutigen Tag wenigſtens für Andere noch ſehr heilſam ſeyn, wenn es Leute gibt, die ſich nicht ſcheuen, öffentlich zu ſagen: Siehe da, der gute Homer ſchläft! Uebrigens waren

die Alten gewiſser Fehler, deren ſich die Neuern nur zu oft ſchuldig machen, gar nicht fähig, und ſchwerlich dürfte bey irgend einem von ihnen eine Stelle zu finden ſeyn, gegen die ſich ähnliche Erinnerungen, wie gegen die Schillerſche, machen ließen.

III.

Willibalds Satyre auf die Satyre.

Noch immer hört man, wenn gleich nicht von Vielen, doch von Einigen klagen, nicht etwa, daß es uns an täglichem Brot, oder an andern nöthigen und nützlichen Dingen, ſondern daß es uns an ſatyriſchem Spott fehle, und bey den Manen aller längſt entſchlafenen Spötter! ich höre dieſe Klagen ſo gern, als ich mein eigenes Lob hören würde, das ich nirgends höre.

Ich könnte zur Rechtfertigung meiner Freude, daß die Geiſſeln der Spötter ruhen, ſagen, Mangel an Satyre laſſe ſich offenbar nicht denken,

ohne Mangel an Laſtern und Thorheiten. Welcher Jäger wird ſeine Hunde abſchaffen, ſo lange es noch von Wildbret in ſeinem Forſt wimmelt, und erſt wenn man nicht mehr von Mäuſen geplagt wird, hört man auf, Katzen zu halten. Aber ich will aufrichtig ſeyn. Die Laſter und Thorheiten ſind weit entfernt, ſich zu vermindern, ſondern wachſen und gedeihen ſo fröhlich, daß ſelbſt das Unkraut und das Ungeziefer gegen ſie zurückbleibt. Aber gerade in ihrer Menge liegt zugleich ihre Rechtfertigung. Was die Meiſten gut heißen, und ſich zu thun erlauben, kann offenbar Nichts Anderes als das Rechte ſeyn. Oder gilt etwa die Ausnahme mehr als die Regel? In den wichtigſten Angelegenheiten entſcheidet die Stimmenmehrheit? Wer hat aber dieſe für ſich? Die Tugend und die Vernunft, oder das Laſter und die Thorheit? Das Unrecht iſt Recht, das Krumme iſt gerade, das Verkehrte iſt richtig, das Unvernünftige iſt vernünftig geworden, weil es zur Regel geworden iſt. Und doch ſollen wir noch in das Zetergeſchrey einſtim-

men, das unſere Väter, nicht zur Ehre ihrer Weisheit, gegen jede Kleinigkeit erhoben, die ſich nicht mit ihren ſonderbaren Begriffen von Tugend und Vernunft reimen wollten? Wie lächerlich, oder vielmehr wie unſinnig wäre es, wenn z. B. zehn ehrliche Leute, die ſich unter tauſend Schurken befinden, ſich einfallen laſſen wollten, dieſe aufzuknüpfen! Der alte Spruch, daß die menſchliche Natur ſich ſtets nach dem Verbothenen hinneige, hätte uns, wenn wir die Kunſt, Schlüße zu machen, verſtänden, längſt belehren ſollen, daß Alles Verbothene erlaubt ſey, und wahrlich, das Herz bricht mir, wenn ich bedenke, wie viel unſchuldiges Thoren- und Schurken-Blut weiland der ungerechte Richter, den man Satyre nennt, mit ſeiner ſtrafenden Geißel aus keiner andern Urſache vergießen durfte, als weil wir das Licht mit der Finſterniß verwechſelten, und uns von albernen Vorurtheilen gegen den Teufel und ſeine Werke beherrſchen ließen.

Wäre aber auch, trotz meines unläugbaren Beweiſes vom Gegentheil, das Laſter wirklich zu ſchelten: ſo iſt die Frage: Von wem ſoll es geſcholten werden, wenn Keiner rein iſt? Will man etwa, weil man doch glaubt, daß über gewiße Dinge die Steine ſchreyen ſollen, daß die Bildſäulen das Geſchäft, Satyren zu ſchreiben, übernehmen? Ruft Cajus dem Titius zu: Du ſollſt nicht ehebrechen! ſo ſtopft ihm dieſer ſogleich mit der Antwort den Mund: Du ſollſt nicht ſtehlen! Und was iſt alſo natürlicher, als daß Cajus, um ruhig ſtehlen zu können, kein Wort mehr gegen das Ehebrechen des Titius einwendet?

Für das Laſter und die Thorheit iſt alſo endlich einmahl das längſt mit Ungeduld erwartete goldene Zeitalter eingebrochen. Leuten mit dem Kitzel eines Swift, eines Liscov, oder eines Rabener bleibt Nichts übrig, als entweder Satyren auf ſich ſelbſt, oder auf die wenigen blinden Verehrer der Weisheit, oder auf die im Ernſt belachenswürdigen Anhänger der Tugend zu verfertigen, oder was das Klügſte wäre, zur

Buße für ihr früheres Unrecht auf die vormahligen Gegenſtände ihres Tadels und ihres Spotts Lobgeſänge anzuſtimmen.

Wie wenig Aufmunterung fanden ohnehin von jeher die kecken Leute, welche die Ruhe ihrer Nebenmenſchen durch ſatyriſche Ausfälle zu ſtören wagten! Hat man ſie mit Lorbern gekrönt, mit Orden geziert, mit Reichthümern überhäuft, oder gar in den Adelſtand erhoben? Mußten ſie nicht vielmehr ſich noch glücklich ſchätzen, wenn man ihnen nur geſtattete, in ihren eigenen vier Mauern zu verhungern? Und welches Schickſal hatten ihre Werke? So viel es Romanenleſer gibt, ſo klein iſt die Zahl der Satyrenleſer. Und doch, welche Zumuthungen machte gleichwohl das Publikum dem ſatyriſchen Dichter? Der witzigſte war ihm nicht witzig genug, und wehe Jedem, der nicht gegen den Unverſtand mit überflüßigem Verſtand zu Felde zog! Kurz, es wurde zuletzt dem züchtigenden Satyrenſchreiber ſein Beruf ſo ſchwer gemacht, daß er mehr zu leiden hatte, als die von ihm gezüchtigten Thoren.

Es muß im Ernſt jetzt, nachdem man gar keine Strafe mehr zu ſcheuen hat, eine wahre Freude ſeyn, Sünden und Thorheiten zu begehen. Und bemerkt man nicht längſt, vorzüglich in der gelehrten Welt, die glücklichen Folgen der durch die Verbannung der Satyre hergeſtellten Freyheit — nicht zu denken? Die nur zu lange geläugnete Wahrheit, daß die Vernunft eine ganz unbrauchbare Gehülfinn bey dem Geſchäft des Schriftſtellers ſey, muß jetzt, nachdem die Mehrzahl ſich für ſie erklärt hat, in den hartnäckigſten Köpfen Eingang finden, und wehe dem Verwegenen, der länger den Werth der kühnen Sterblichen verkennen wollte, die ſich die Regel: Je mehr Tollheit, deſto mehr Geiſt! beym Hervorbringen ihrer angeſtaunten Schöpfungen zur Richtſchnur dienen ließen! Aber es bedarf, dem Himmel ſey Dank! keiner Warnungen. Wir ſind endlich ſinnreich genug geworden, dem Unſinn Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Der göttliche Jacob Böhm, z. B. der von den ſtärkſten Köpfen ſeiner Zeit

verſpottet wurde, wird jetzt ſogar von den Schwachköpfen der unſrigen vergöttert. Die ſchöne Meluſine, die heilige Genoveva, der Kaiſer Octavianus, der gehörnte Siegfried und ähnliche koſtbare Ueberreſte eines poetiſchen goldenen Zeitalters haben der Welt über den Agathon, die Muſarion, und wie die langweiligen Geburten des platt=proſaiſchen achtzehnten Jahrhunderts ſonſt noch heißen, die Augen geöffnet. Eine Menge vergeſſener, von ihren neidiſchen Zeitgenoſſen mit Spott und Verachtung gebrandmarkter Poeten leuchten als Sterne der erſten Größe in das neunzehnte Jahrhundert herein, und welch ein Troſt liegt nicht in dieſer Erſcheinung für manche jetzt lebende Unglückliche, die den Lohn für ihre Werke in ſich ſelbſt ſuchen, und ſich durch eigene Bewunderung für die ihnen verſagte fremde ſchadlos halten müßen! Auch ſie werden nicht ewig ſterben, und nachdem ihr Gedächtniß längſt verſchwunden iſt, wird man ihre Gräber öffnen, um ihre kahlen Schädel mit dem Lorber zu umwinden,

nach welchem man ſie jetzt vergebens ringen läßt.

Alte Uebel, wenn man ſie längſt geheilt glaubt, kehren oft unvermuthet wieder, und kann alſo ein Mann, wie ich, der eine Satyre gegen die Satyre ſchreibt, des Guten zu viel thun? Oder ſoll er nicht vielmehr, wie Cato gegen Carthago, das Wort der Vertilgung bey jeder Gelegenheit gegen den verwerflichen Frevel wiederhohlen? Nimmermehr werde ich mich alſo mit den hohnſprechenden Witzlingen ausſöhnen, und meine ewige Loſung iſt: Laßt doch ja die Thoren, gleich den Todten, ruhen, und ſagt von ihnen, wie von dieſen, alles mögliche Gute! Verſündigt Euch an keinem Sterblichen, wer er auch ſey, durch Lachen, und ſo lange man einen Schurken nicht aufknüpft, unterſteht Euch nicht, auch nur eine Miene gegen ihn zu verziehen! Lobt die ſchlechteſten Verſe ſo gut, als die beſten! Kein Eiferer verliere die Geduld, und keine zürnende Hand greife nach der Ruthe, wenn dieſer oder

jener jugendliche Zögling der Muſen, der die Taſchenbücher und Tagblätter mit Klingelreimen füllt, mit gerümpfter Naſe auf Klopſtock, Leſſing und Wieland, auf Hölty, Gotter und Bürger herabſieht. Mit Einem Wort! Schelltet Keinen einen Tropf, wenn er — einer iſt, und könnt Ihr ja Euer ewiges Spotten nicht laſſen: ſo gebt die Halsſtarrigen dem Gelächter Preis, die ſchlechterdings nicht mit den Wölfen heulen wollen.

IV.

Einladung zum Holzeſſen.

Zu einer Zeit, wie die gegenwärtige, in welcher die Theurung des Brots eine ſo furchtbare Höhe erreicht hat, daß die armen Leute es nicht einmahl mehr im Schweiß ihres Angeſichts eſſen dürfen, und ſelbſt die ſchwelgenden Reichen ihrem Magen, bloß um ihn mit der ſonſt von ihnen am wenigſten geachteten Nahrung nothdürftig zu ſättigen, beynahe Hab und Gut zum Opfer bringen müßen, zu einer ſolchen Zeit iſt Nichts natürlicher, als daß man ſich nach unnatürlichen Speiſen umſieht. Sollen die Hungernden einander nicht ſelbſt auf=

eſſen, ſo müßen ſie ſchlechterdings ihre verjährten Vorurtheile gegen manche in Ermanglung beſſerer ſehr köſtlich zu nennende Leckerbiſſen ablegen. Napoleon, der zwar genug geſchimpft, aber noch lange nicht genug gelobt iſt, hat uns doch wohl nicht umſonſt die Kunſt, Surrogate zu erfinden, gelehrt? Und muß es ihm nicht ſeinen Helenen-Felſen zu einem Paradieſe machen, wenn er erfährt, daß wir die von ihm erlernte Kunſt auch einmahl üben, ohne zugleich auf den Lehrmeiſter zu fluchen?

Unter den bereits erfundenen Stellvertretern des Brots iſt aber offenbar das im Ueberfluß wachſende Holz die Krone von allen. Dieſes köſtliche Geſchenk der Natur, welches wir bisher, ſtatt es mit den Zähnen zu zermalmen, bloß mit der Säge zerſchnitten, oder mit der Axt zerſpalteten, und es auf tauſendfältige Art mißbrauchten, reicht, Dank ſeys dem Odenwalde, dem Harz, dem Thüringer Walde, dem Speſſart, dem Schwarzwalde, und allen großen und kleinen Waldungen, ſo viele Spitzbuben auch in ih-

nen hauſen! allein zu, uns auf einmahl der ſchwerſten aller Sorgen, der Sorge: Was wer- wir eſſen? zu überheben? Ohne auf die Ein- wendungen der Holzwürmer zu achten, welchen es freylich nothwendig mißfallen muß, daß der Menſch, indem er ihnen ihre natürliche Nah- rung vor dem Munde hinwegnimmt, ſie zugleich ſelbſt aufzueſſen droht, eſſen wir Holz, und mit Recht darf man von den Obrigkeiten erwar- ten, daß ſie den Genuß des Brots, ob er ſich gleich durch den Mangel von ſelbſt verbiethet, auch noch bey Strafe verbiethen.

Um aber es dahin zu bringen, daß die Deutſchen, und vorzüglich die jungen Deutſchen, von welchen man einige zuweilen auch ſpott- weiſe die deuſchen Jungen nennen hört, von nun an jeder Speiſe, die keine hölzerne iſt, den Zugang in ihren Magen verwehren, brauche ich ſie nur von der Seite ihres Stolzes zu faſſen.

Unſere tüchtigen Väter nähmlich, denen wir gleich zu werden, uns neuerlich wieder ohne

einen andern Erfolg beſtrebten, als daß alle Welt uns auslachte, aßen Eicheln, und wer bewundert ſie nicht auch wegen dieſer die größte Seelenſtärke verrathenden Stärke ihres Magens? Was wird man aber erſt zum Ruhme der Enkel ſagen, wenn dieſe die Eiche ſelbſt zu eſſen beginnen, und dieſelbe zu einem doppelten Brotbaume machen? Haben wir uns nicht viele Jahre lang für die Franzoſen, und einige Jahre gegen ſie als die größten Eiſenfreſſer gezeigt? Und es ſollte uns ſchwer fallen, wenn gleich nicht bloß im bildlichen Sinne, die Welt als Holzfreſſer in Erſtaunen zu ſetzen? Macht die Verdauung des Holzes dem Magen ein wenig mehr zu ſchaffen, als der Verzärtelte gewohnt iſt, deſto beſſer. Oder kann man mehr zur Empfehlung einer Speiſe, und zumahl einer Nothſpeiſe ſagen, als daß ſie es auch dem Unerſättlichſten von ſelbſt verbiethet, ſich einer Unmäßigkeit in ihrem Genuße ſchuldig zu machen? Und ſollte nicht gerade die Unverdaulichkeit des Holzes es bey den größten Schwelgern

eben ſo beliebt machen, als die Auſtern und überhaupt die köſtlichſten Leckerbiſſen, welche die menſchliche Lüſternheit aus allen Himmelsſtrichen herbeyhohlt? Empfiehlt ſich das neue Nahrungsmittel den Genießern von Rang nicht auch noch durch ſeine Mannigfaltigkeit? Man frage den Linné, wie viel es Holzarten gibt. Und würde wohl ein tüchtiger Mahagonyblock ſelbſt eine fürſtliche Tafel weniger zieren, als die künſtlichſten Erzeugniße aus dieſem edlen Holze ein fürſtliches Zimmer?

Ständen uns, um nur noch die am nächſten liegenden Vortheile der Sache zu berühren, nicht alle Thore und Thüren der Welt offen, wenn unſere Zähne einmahl die rechte Uebung im Zermalmen des Holzes erlangt hätten? Wie können wir die Fäſſer, die wir längſt, ohne die Hoffnung, ſie ſobald wieder zu füllen, ausgeleert haben, vernünftiger benutzen, als daß wir ſie aufeſſen? Mögen ſie uns, nachdem wir lange genug den Durſt aus ihnen gelöſcht haben, jetzt auch noch den Hunger ſtillen. Wie viel würde

die Seefahrt gewinnen, wenn das Schiff auch zugleich die Schiffskoſt und der Mundvorrath für die Mannſchaft wäre! Welch ein Troſt für Jeden, der keine Mahlzeit auf ſeinen Tiſch zu ſetzen hat, wenn er den Tiſch ſelbſt aufeſſen könnte! Eine Hammelskeule würde mit Recht auf den Tafeln der wohlfeilern Holzkeule weichen, und ſollte ein Muß von Sägmehl, oder eine Schüſſel von gut zubereiteten Hobelſpänen einer Rumfordſchen Suppe nicht noch den Vorzug ſtreitig machen? Wer ſollte endlich ſich bedenken, Breter zu verzehren, damit nicht eben dieſe Breter, wenn der Hunger ihn aufreibt, ihm zum Sarge dienen?

Aber nicht genug, daß das Holz die Stelle des Brots zu vertreten vermag, es verdient ſogar von manchen Eſſern dieſem ſelbſt und jeder andern Speiſe freywillig vorgezogen zu werden. Würde z. B. gewißen armen Verfolgten, welchen das Publikum ihre Entzweyung mit der Ehrlichkeit vorzuwerfen, nicht müde wird, das Köſtlichſte, was jemahls von dem kunſtreichſten

Gaumenkitzler erfunden wurde, einen entzückendern Genuß gewähren, als das Holz des in Splitter zerſchmetterten Galgens? Was könnte überhaupt erwünſchter ſeyn, als eine Verwandlung, durch welche dieſer hölzerne Terroriſt und Prediger und Rächer des ſiebenten Geboths plötzlich zum Futter für die ehrlichen Leute, wie für die Schurken, würde, ſtatt daß die letzten jetzt ſogar ein Futter für ihn ſind? Geh' an den Galgen! dieſe ziemlich hartklingende Formel, mit welcher man ſich bisher die Läſtigen überhaupt, und die Bettler insbeſondere vom Hals ſchaffte, wäre von nun an ein menſchenfreundlicher Rath für die Hungrigen, ſich auf gemeine Koſten ſatt zu eſſen. Die Poeten, die nicht erſt auf eine Theurung warten dürfen, um zu verhungern, könnten, indem man ſie mit dem Laub des Lorberbaums krönte, zugleich mit dem Holz deſſelben trefflich abgeſpeiſt werden. Und müßte nicht jeder Sonettendichter von Dank und Freude überfließen, wenn ihn ſeine erkenntlichen Leſer auf

die Trümmer eines ausgedienten Hackbrets zu Gaſte bäthen? Der Schulmeiſter müßte den fleißigen Knaben zur Belohnung ein wenig an dem Weheſtab nagen laſſen, mit welchem er den faulen zur Strafe nicht wenig prügelt.

Je mehr ſich aber zur Empfehlung des eben ſo nützlichen, als dichteriſch-ſchönen Holzeſſens ſagen läßt, deſto gerechter iſt der Unwille, wenn man noch täglich das vorzüglichſte aller Nahrungsmittel von ruchloſen Händen den nimmerſatten Flammen Preis geben ſieht. Was wir ſelbſt verzehren ſollten, laſſen wir von dem gefräßigſten aller Elemente verzehren. Wir verbrennen Holz, um Brot zu backen, und vernichten die beſſere Speiſe, um die ſchlechtere zu bekommen. Jeder Ofen, an dem wir uns wärmen, wirft uns eine Sünde vor, und die Aſche unſers Herds ſollten wir uns aufs Haupt ſtreuen, um Buße dafür zu thun, daß wir mit dem Holz, deſſen Ueberreſt ſie iſt, nicht unſern Hunger ſtillten.

Doch genug. Welches deutſche Herz und welcher deutſche Magen kann bey meinen ſtarken Gründen, und bey meinen noch ſtärkern Ermahnungen ungerührt bleiben? Schon ſehe ich mit Entzücken, wie jeder Hungrige ſtatt nach Brot nach dem nächſten beſten Stuhlbeine greift. Kluge Hausfrauen und gute Wirthinnen machen ihre Holzkammern zu ihren Speiſekammern, und in der ärmſten Bettlerhütte wird man wenigſtens immer etwas zu nagen und zu beißen finden. Welchen Nutzen hatte bisher unſer Säen und Pflügen, als daß es uns der ewigen Gefahr ausſetzte, im nächſten beſten Mißjahre Hunger zu ſterben? Und ich frage alſo jeden landwirthſchaftlichen Verein auf ſein Gewiſſen, was er dagegen einzuwenden vermag, wenn wir von nun an, ſtatt des undankbaren Korns, Nichts als dankbares Holz pflanzen, und nicht, wie die Poeten wollen, unſere Schwerter in Sicheln, ſondern Sicheln und Schwerter in Holzärte verwandeln? Fragt man, was aus den Bauern, wenn ſie keinen Acker

mehr zu beſtellen haben, werden ſoll, ſo antworte ich: Weg mit den Grobianen, die ohnehin längſt mit dem aufs Höchſte verfeinerten Zeitalter im ſchneidendſten Widerſpruch ſtehen! Die ſtärkſten ſchicke man in den Krieg, und die übrigen mögen ihre Haare kämmen, und Läufer, Lackeyen und Kammerdiener, oder gar Junker und Herren werden.

Endlich, endlich wirſt Du wiederkehren, längſt verſchwundenes goldenes Zeitalter der Deutſchen! Das geliebte Vaterland wird nach wenigen Jahren ſich wieder in einen ungeheuren Wald, voll von Wölfen, Bären, wilden Schweinen, und — noch wildern alten Deutſchen verwandeln, und dieſe Deutſchen werden nicht Heuſchrecken, wie Johannes in der Wüſte, nicht Thran, wie die Grönländer, nicht Eicheln, wie ihre Väter, ſondern — Holz eſſen.

V.

Heinrich von Kleiſt im Converſations-Lexikon.

Das Brockhauſiſche Converſations-Lexikon, welches in ſehr vielen ſeiner die deutſche Dichtkunſt betreffenden Abſchnitte eine weder belehrende, noch ergetzliche Converſation liefert, hat in dem Abſchnitt über Heinrich von Kleiſt ebenfalls nicht vergeſſen, ſich über die letzte That deſſelben vernehmen zu laſſen, und ſeine Aeußerungen ſind zu merkwürdig, um nicht eine kleine Erwähnung zu erfordern.

Die Flugblätter des Tags, meint der ungenannte Verfaſſer des in einem höchſt ſchleppenden und verworrenen Styl abgefaßten Aufſatzes,

hätten in Hinſicht auf die letzte und unglückliche That ſeines Helden einen gleich unfrommen, wie unzarten Sinn durch läſterliche Verdammung der beyden Todten an deu Tag gelegt. Gegen dieſe Leute ſey Nichts als der Zuruf vorzubringen: Richtet nicht, ſo werdet Ihr auch nicht gerichtet, ohne daß man deshalb ſich einer ſchlaffen Sittlichkeit befürchten dürfte. Dieſe Leute heißen zugleich Kunſtſchwätzer und Klätſcher, die den Mörder und Selbſtmörder, Heinrich von Kleiſt, als Dichter zu würdigen nicht verſtänden, und zum Beſchluß wird ihnen das ehrenvolle Zeugniß ertheilt, daß ſie ſchnatternde Capitoliumsgänſe wären.

Was ſagen die Leſer zu dieſem Muſter einer anſtändigen und geſitteten Schutzrede? Was thut dieſer würdige Genoſſe der in dem frühern Aufſatz über die Kleiſtiſche Geſchichte erwähnten krächzenden poetiſchen Raben zur Ehrenrettung ſeines als ein Opfer des leidigſten Wahnſinns gefallenen Freunds? Antwort: Er ſchimpft! Wird aber das Schimpfen eines nahmenloſen

Knaben, der ſchon ſeines Tons wegen mit ſeinem Geſchnatter nicht angehört zu werden verdient, vernünftige Männer in ihrer Würdigung der Kleiſt=Vogelſchen That irre machen? In welchen Flugblättern des Tags ſind die beyden Todten läſterlich verdammt worden? Der Verfaſſer nenne ſie, wenn er nicht für einen eben ſo unverſchämten, als gedankenloſen Verleumder erklärt ſeyn will! Macht man ſich eines unfrommen und unzarten Sinns ſchuldig, wenn man die That eines Mörders und Selbſtmörders mit dem Mantel der Liebe zudeckt, indem man ihn und ſeine mitſchuldige Todesgenoſſinn für wahnſinnig erklärt? Und hat der unberufene Vertheidiger in ſeiner Wuth vergeſſen, durch welche Veranlaſſung es den öffentlichen Blättern zur Pflicht gemacht wurde, die Sache zur Sprache zu bringen? Soll man ſchweigen, wenn man in den Zeitungen mit dem frechſten Trotz von dem ganzen Publikum fordert, Mord und Selbſtmord für göttliche Handlungen zu erklären, bloß weil ein wahnſinniger Dichterling im Geiſte der

Zeit es iſt, der ſich beyder Verbrechen ſchuldig machte? Iſt es möglich, daß der Verfaſſer die Albernheit der Anwendung des Spruchs: Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet! nicht fühlte? Wer von Allen, die ſich über die Kleiſt-Vogelſche Geſchichte vernehmen ließen, wird ſich fürchten, im nähmlichen Geiſte gerichtet zu werden, ſobald man ihn der gleichen Schuld zeihen kann? Wollte der Verfaſſer, als er ſich des gemeinen, nicht einmahl in ſeinem eigenen leeren Schädel erzeugten Schimpfworts, literariſche Capitoliums-Gänſe, bediente, ſich auch um den Anſtand nicht kümmern, ſo hätte er ſich doch wenigſtens ſein Gewiſſen vor dieſer Pöbelhaftigkeit warnen laſſen ſollen. Sind die zahlreichen Ehrenmänner, welche in dem auch im ſchriftſtelleriſchen Sinne todten Herrn Heinrich von Kleiſt Nichts weniger als einen vorzüglichen Dichter erkennen, ſind dieſe literariſche Capitoliumsgänſe, ſo nenne man mir das Geſchöpf, deſſen Verſtandloſigkeit groß genug iſt, um von den Gegnern des Converſations-

lexikonsſöldners gebraucht zu werden, wenn ſie ihm ſeine Artigkeit vergelten wollen. Ein Menſch, der in einem ganzen langen Aufſatze kein vernünftiges Wort zu ſagen weiß, und Nichts als abgedroſchene Schulphraſen, die nur bey Blödſinnigen für tiefgedachte Urtheile gelten können, herauslallt, wahrlich, ein ſolcher Menſch ſollte vor dem mittelmäßigſten Stümper, der jemahls nach der Feder gegriffen hat, nicht anders als mit entblößtem Haupte vorübergehen.

Der oben angeführte ſinnloſe Ausdruck des Verfaſſers: „ohne daß man ſich deshalb einer ſchlaffen Sittlichkeit befürchten dürfte" würde von mir unter die Druckfehler gezählt werden, wenn er nicht aus ſeiner Feder käme. Auch der Ausdruck: „einen gleich unfrommen, wie unzarten Sinn" dient zum Beweiſe, daß der arme Lohnſchreiber nicht einmahl in erträglichem Deutſch zu ſchimpfen verſteht.

Wenn man für die Ehre ſeiner Freunde und Freundinnen eine Lanze einlegt: ſo ſollte man wenigſtens nach dem Kampfe das Viſier aufhe-

ben. Dieſe Pflicht hat aber der Kleiſt=Vogel'ſche Ritter nicht beobachtet. Noch immer ſteckt er hinter ſeiner Buchſtaben=Larve, und kann er es alſo den Leuten verdenken, wenn ſie ihn nicht für einen Ritter, ſondern für einen bloßen Knappen halten, der ſich frecher Weiſe unter die turnierfähigen Ehrenmänner gemiſcht hat? Doch weg von einem Sudler, der nichtswürdig genug iſt, ſich zum Vertheidiger des Mords und Selbſtmords aufzuwerfen! Ihm gebührt die tiefſte Verachtung, und ſtatt des ſtrafenden Kiels die Ruthe, welcher er vermuthlich kaum entwachſen iſt.

VI.

Ueber ein Gedicht im Morgenblatte: Der Meiſter und das Kind.

Unter der Aufſchrift: Der Meiſter und das Kind, liest man im Morgenblatte vom Jahr 1817, Nr. 133, ein Gedicht eines Ungenannten, an welchem das Kunſturtheil nicht ohne einige beſcheiden zweifelnde Bemerkungen vorübergehen kann.

Meiſter Heinrich, wie der hochverdiente Bildhauer, Hofrath und Profeſſor von Dannecker, in Stuttgart, als ob er vor vierhundert Jahren gelebt hätte, in der ſeltſamen altväterſchen Poetenſprache dieſes Gedichts heißt, liegt in geiſtiger Zeugungsqual und vertieft in Seelen-

fleiß, um Mitternacht in ſeinem Kämmerlein, und iſt

„— auf ein Gebild bedacht,
Ein Bild, das weitab fern vor ſeiner Seele ſtand,
Und wenn er näher trat, in Licht zerfloß und ſchwand.“

Das nähmliche Mißgeſchick erfuhr er manche Nacht ſchon mondenlang. Er will nähmlich einen Chriſtus, oder, wie der Poet ſich ausdruckt:

„Das fleiſchgewordne Wort, der ewgen Liebe Sohn“

bilden, und wird zuletzt von dem Zweifel gequält, ob ſein Bemühen nicht thöricht und ſündhaft kühn ſey. Er ſpricht ſich indeſſen ſelbſt Muth ein, und nachdem er vier Monate lang gearbeitet hat, ſteht er auf, und ſpricht:

„Es mag vollendet ſeyn, vollkommen wird es nicht.“

Er vergleicht ſein Bild mit der Geſtalt, die ihm einſt bey Nacht erſchien, und bricht in die Worte aus:

„Armſelig thönern Bild, wie leblos ſtehſt
Du da!
Wie gar nicht biſt Du Der, den ich in Wolken
ſah!“

Und, fährt der Poet fort,

„Und haſtig ſetzt er ſich, und nimmt ſein
Werkzeug für.“

Im nähmlichen Augenblicke tritt ein neunjähriges Mädchen, des Nachbars Töchterlein, ins Zimmer, um den Meiſter im Nahmen ihres Vaters zum Mittageſſen zu bitten. Der Künſtler denkt bey ſich ſelbſt:

„— — — — — Dich hat mir Gott geſchickt!
Du reine Unſchuld, Du, auf Dir ſoll es beruhn,
Ob ich mein Werk gethan, ob fürder was zu
thun.“

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

„Nicht Haß verdamme mich, nicht ſchmeichle
mir die Gunſt;
Sey Du, holdſelig Kind, der Richter meiner
Kunſt.“

Er ſtellt die Kleine vor das Bild, und als ſie auf ſeine Frage, wer das ſeyn möge, den Heiland nennt, fragt er ferner, woher ſie es wiſſe, daß dieſer es ſey, und erhält die Antwort:

„— — — — — — Nun, weil er einzig iſt.“

Meiſter Heinrich war entzückt über den Ausſpruch des Kinds, und, um mit den Worten des Poeten zu reden,

„Und dankte freudig Gott, und wußte ſonnenklar,
Daß nun ſein Werk vollbracht, daß es gelungen war.“

Wahrheit, oder Dichtung? muß man fragen, und ſchon dieſer Umſtand nimmt der Erzählung allen Werth. Es gibt nähmlich Erzählungen, die auf unſere Theilnahme nur unter der Bedingung Anſprache machen können, daß gar kein Zweifel an ihrer Wahrheit möglich iſt, oder mit andern Worten, es gibt Begebenheiten, die nur auf Augenzeugen Eindruck zu machen vermögen, und alſo ſchlechterdings nicht zum Wiedererzählen taugen. Wem leuchtet es

aber nicht ein, daß die Begebenheit, welche den Stoff zu dem Gedicht, der Meiſter und das Kind, hergegeben hat, zu dieſer Gattung gehört? Nehmen wir einmahl an, ſie ſey erdichtet, welchen Eindruck kann ſie auf uns machen? Rührung, Freude und Bewunderung ſoll die treffende Antwort eines Kinds bey uns erregen, die man — ihm andichtet? Wer bürgt uns aber dafür, daß ſie ihm nicht wirklich angedichtet iſt? Etwa der Umſtand, daß ein Dichter ſie erzählt? Mögen wir uns auch noch ſo ſehr überreden, dieſer Dichter ſey — kein Dichter, wir haben die Antwort des Kinds nicht ſelbſt gehört, und wie ſollen wir uns alſo von dem Gedanken losmachen, daß ſie wenigſtens eben ſo gut erdichtet, als wahr ſeyn könne?

Wenden wir uns jetzt zur Prüfung der Erzählung ſelbſt. Der Gedanke Meiſter Heinrichs, das Kind zum Richter ſeiner Kunſt zu machen, wen muß er nicht befremden? Es iſt eine ſchöne Sache um die Unſchuld eines Kinds. Aber wenn nur ſie über Kunſtwerke urtheilen

ſollte, ſo möchte die Kunſt wohl ewig ſelbſt ein Kind bleiben. Der Künſtler will nicht, daß der Haß ihn verdamme, daß die Gunſt ihm ſchmeichle. Wohl. Aber muß er darum ein Kind zum Richter ſeines Werks machen? Müßen alle Menſchen, die aufgehört haben, Kinder zu ſeyn, ſich im Urtheil über daſſelbe durch Haß oder Gunſt leiten laſſen, oder ſind ſie überhaupt unfähig und unwürdig zugleich, ein Urtheil zu fällen? Unmöglich kann der wackere und verſtändige Meiſter Heinrich dieſer ſeltſamen Meinung ſeyn, weil aus ihr nothwendig folgen würde, daß er ſein Chriſtusbild, von welchem er ſagt:

„In Deiner Kirche ſieht mein Geiſt es aufgeſtellt,
Wie hier — o höchſter Lohn! — ein Büßer niederfällt,
Dir das zerknirſchte Herz als Söhnungsopfer bringt;
Hier unverdiente Noth zu Deinen Füßen ſinkt,
Hier ſich der Gläub'ge ſtärkt, der Zweifler ſich bekehrt,
Der Greis als Richter Dich, das Kind als Vater ehrt!

Die Alle ſeh' ich ſchon im Geiſt vor dieſem Bild,
Vor Deinem Bilde, Herr, aus dem Du liebend mild,
Du ſelbſt barmherziglich auf ſie herniederblickſt,
Erquickend ſie mit Troſt, wie jetzt Du mich erquickſt."

nicht zu dieſer edlen Beſtimmung, ſondern bloß zur Betrachtung für Kinder verfertige. Müßten wir endlich nicht ſelbſt an der Kunſt des Meiſters irre werden, wenn er, der Mann, deſſen Ruhm längſt gegründet, und der auf die Stimme ſeines eigenen Genius mehr als auf jede andere zu achten berechtigt iſt, mit Verachtung dieſer Stimme, ſo wie des Urtheils bewährter Kenner, es auf das Wort eines Kinds ankommen ließe, ob er ein begonnenes Werk vollenden, oder zertrümmern ſoll? Mit Einem Wort, kein Poet in der Welt, und Meiſter Heinrich ſelbſt nicht, ſoll uns bereden, daß die Welt ſein Chriſtusbild entbehren müßte, wenn nicht das ihn zum Mittageſſen bittende neunjährige Mädchen ſeines Nachbars ihn zur Voll-

endung deſſelben aufgemuntert hätte. Und was hören wir denn nun von dem klugen Kinde? Auf die Frage: Wer mag das ſeyn? antwortet es ein wenig tavtologiſch:

„– – – – – – – Der Heiland iſts, der Chriſt“

und auf die Frage: Woher weißt Du das?

„– – – – – – – Nun, weil er einzig iſt.“

Welche Antwort eines Kinds! Setzt ſie nicht Begriffe voraus, die Alles, was ein Kind zum Kind macht, aufheben? Und doch ſoll ſie gerade darum unſer Gefühl in Anſpruch nehmen, weil ein Kind ſie gegeben hat. Ein Kind kann treffend antworten. Aber was es ſagt, darf nicht mit ſeinem Character, es darf nicht mit ſeiner Kindlichkeit im Widerſpruch ſtehen, oder wir zucken, ſtatt uns an ſeiner anziehenden Natürlichkeit, an ſeiner holden Unſchuld, an ſeiner liebenswürdigen Einfalt zu ergetzen, die Achſel über daſſelbe, und über die verblendeten alten Kinder, die Wunder ſchreyen, wo vernünftige Leute den Kopf ſchütteln. Wer mag ein alt-

kluges Kind ertragen? Und was iſt altklüger, als die Antwort des unſrigen? Doch ſie iſt noch etwas mehr, ſie iſt auch ohne Sinn. Wir wollen mit dem Kinde, oder vielmehr mit ſeinem dichtenden Bewunderer über den Umſtand nicht rechten, daß Chriſtus keineswegs das einzige Weſen iſt, dem der Nahme des Einzigen, auf welchen ſogar der Teufel Anſpruch macht, gebührt, und daß in dem unbedingten Begriff einzig noch kein Vorzug liegt. Aber nimmermehr werden wir es dem letzten verzeihen, daß er keine beſſere Schlüſſe zu machen verſteht, als ein Kind. Der Mann aus Thon, ſagt dieſes, iſt Chriſtus, weil er einzig iſt. So mag ein Kind in ſeiner Einfalt ſchließen. Aber von Jedem, der aufgehört hat, ein Kind zu ſeyn, fordert man mit vollem Recht, daß er nicht behaupte: Ich habe noch nie ein Rhinoceros geſehen; dort iſt ein Thier, das ich noch nie geſehen habe, und alſo iſt das Thier dort ein Rhinoceros. Wenn aber unſer Erzähler mit dem Kinde ſagt: Chriſtus iſt einzig; Meiſter

Heinrichs Bild iſt einzig, und alſo iſt Meiſter Heinrichs Bild Chriſtus: ſo frage ich, ob dieſer Schluß ein beſſerer iſt, als jener? Oder muß jedes Bild, von dem man mit Recht ſagen kann, es ſey einzig, ſchlechterdings ein Chriſtusbild ſeyn?

So viel über das Ganze des Gedichts. Vernachläßigung des Ausdrucks, Härte des Versbaues und der Reime, und Verſündigungen an der Sprache ſind Freyheiten, welche ſich eine gewiße Poetenſchule ſo wenig nehmen läßt, als ihren affectirten, veralteten Ton, und ihre ärgerliche Frömmeley und die alſo auch hier nur vergebens gerügt würden. Bey folgender Stelle:

„Ein Bild, das weitab fern vor ſeiner Seele ſtand,
Und wenn er näher trat, in Licht zerfloß und ſchwand“

möchte wohl jeder nicht allzuflüchtige Leſer fragen, ob vor uns, und fern von uns ſtehen, einerley ſey, und wie Einem vollends gar ein Bild vor der Seele, und doch weitab

fern von ihm ſtehen könne? Näher, als vor der Seele, kann uns unmöglich ein Ding ſtehen, und aus eben dieſer Urſache können wir ihm auch nicht näher treten. Ob es dem Künſtler ſchmeichelt, wenn der Poet ihn geiſtige Zeugungs-Qual empfinden läßt, müßen wir ihm überlaſſen. Sonſt hat man es immer für ein ſchlimmes Zeichen gehalten, wenn die Anſtrengung beym Zeugen, und beſonders beym künſtleriſchen Zeugen zur Qual wird. Was der Künſtler, er ſey Poet, Mahler, oder Bildhauer, aus ſich herausquält, iſt ſicher kein Meiſterſtück. Der Ausdruck:

„Er wußte ſonnenklar“

iſt ebenfalls zu tadeln. Eine Sache iſt mir ſonnenklar, ich ſehe dieſen oder jenen Gegenſtand ſonnenklar, kann man ſagen. Keineswegs aber paſſen die Begriffe Wiſſen und Klarheit zuſammen. Den Umſtand endlich, daß das Kind kam, um den Meiſter Heinrich zum Mittagsmahl einzuladen, würden die Leſer des Gedichts wohl ſchwerlich vermißt haben.

Nachſchrift zu dem vorſtehenden Aufſatze vom März 1819.

Seit der Erſcheinung des Gedichts, der Meiſter und das Kind, ſind beynahe zwey Jahre verfloſſen, und noch immer findet der treffliche, nach der höchſten Vollendung ſtrebende Künſtler, der hoch über den zweydeutigen Ruhm, den ein ſolches Gedicht ihm verſchaffen kann, erhaben iſt, an ſeinem Bilde, mit welchem er noch gar nicht bis zur Ausführung gekommen iſt, zu beſſern, und entweder hat er alſo gar nicht geſagt, was der Dichter im Jahr 1817 ihn ſagen ließ:

> „Daß nun ſein Werk vollbracht, daß es gelungen war“

oder er hat ſich ſpäter überzeugt, daß er in ſeiner Meinung ſich irrte. Wenigſtens hat man nie gehört, daß man ein Werk ein vollbrachtes nannte, von deſſen erſtem Entwurf der Urheber noch nach zwey Jahren die beſſernde Hand nicht abzuziehen vermochte.

1818.

Erſte Abtheilung.

Davids Briefe an Jonathan über den Büchernachdruck.

Erſter Brief.

Ruhig, ruhig, mein beſter Jonathan! Der Streit, ob die Nachdrucker, wie Sie behaupten, an den Galgen gehören, oder ob man, wie ich behaupte, ſie wie andere ehrliche Leute auf dem Bette ſterben laſſen muß, ſoll zwey Freunde, wie Sie und mich, nicht zu Feinden machen. Wie oft habe ich es Ihnen ſchon geſagt, daß nicht Liebe zu den Druckvervielfältigern, ſondern Haß der Ungerechtigkeit es iſt, warum ich mir bey dem Mord- und Diebsgeſchrey gewißer Leute, ſo oft Peter ein Buch druckt, das Paul ſchon vor ihm gedruckt hat, lieber die Ohren

zuhalte, als daß ich mit einſtimme! Beweiſt mir nur erſt, möchte ich den guten Leuten, wenn ſie nicht bey dem geringſten Zweifel an ihrer Unfehlbarkeit gleich zu ſehr böſen Leuten würden, zurufen, beweiſt mir nur erſt, daß die Nachdrucker geſtohlen haben, und ich will ſie — zwar nicht Diebe ſchimpfen, weil ich der Meinung bin, daß man durch Schimpfen ſich ſelbſt die ſchlechteſte Ehre erzeigt, aber doch zugeben, daß Euer Schimpfen, wenn auch nicht ganz anſtändig, doch wenigſtens nicht ungerecht iſt. Aber zum Unglück für die Nachdruckerfeinde, oder mit einem andern Wort, für die Nachgedruckten, pflegt der geſunde Menſchenverſtand, welcher, in der Regel wenigſtens, auch beym Abfaſſen der Geſetze zu Rath gezogen wird, das ſiebente Geboth ganz anders zu deuten, als ſie, und iſt es daher ein Wunder, wenn bis auf dieſe Stunde der Galgen mit allen möglichen, und zuweilen ſogar mit recht großen Dieben, nur mit keinem Nachdrucker prangt? In der That, mein beſter Jonathan! haben

Schriftſteller und Verleger mit ihrer Diebsklage gegen die Nachdrucker noch weniger Recht, als gewiße übel berüchtigte Frauenzimmer gegen den heiligen und keuſchen Mond, wenn ſie ihn einen Brotdieb ſchelten. Ueberlegen Sie einmahl ſelbſt, welches Urtheil Sie ſprechen würden, wenn der Verfaſſer und der Verleger eines Buchs mit dieſer Klage vor Ihrem Richterſtuhl erſchienen. Was, fragen Sie, hat der Mann, den ich als einen Dieb beſtrafen ſoll, Euch denn geſtohlen, Ihr guten Leute? Das Werk meines Geiſts, antwortet der Schriftſteller, und das Werk meines Verlags, antwortet der Buchhändler. Der Menſch iſt alſo, fahren Sie fort zu fragen, Euch Beyden ins Haus gebrochen, und hat Dir, dem Schriftſteller, Deine Handſchrift, und Dir, dem Verleger, Deine Abdrücke heimlicher Weiſe weggenommen? Nein, iſt die Antwort, ins Haus iſt er uns nicht gebrochen, und weggenommen hat er uns auch Nichts. Ich glaube, Ihr ſeyd Beyde im Kopfe verrückt, oder wollt Euren Spaß mit mir treiben, ſprechen Sie voll

gerechten Unwillens. Ihr verlangt Gerechtigkeit von mir gegen einen Dieb, und wenn ich frage: Was hat er Euch geſtohlen? ſo antwortet Ihr: Nichts! Der gnädige Herr Richter verzeihen! erwiedern die Kläger. Es iſt wahr, daß der Menſch uns Nichts genommen hat. Aber er hat uns doch beſtohlen, und iſt ein Erzdieb. Er hat das Buch, von welchem die Rede iſt, nachgedruckt. Was werden Sie jetzt mit den Leuten anfangen, mein Freund? Werden Sie nicht fragen, wie ſie, wenn ſie das Nachdrucken eines Buchs einen Diebſtahl nennen, das heimliche Entwenden des nähmlichen Buchs nennen wollten? Mit Einem Worte, werden Sie ihnen nicht erklären, daß Stehlen nichts Anders heißt, als Jemand ſein Eigenthum heimlich und wider deſſen Willen wegnehmen, und daß alſo auch der Nachdrucker, der ſich dieſes Vergehens nicht ſchuldig gemacht hat, nicht als Dieb geſtraft werden kann? Und werden Sie nicht eben deswegen die muthwilligen Kläger in die Koſten des Rechtshandels, und zur Abbitte gegen den Beklagten verurtheilen?

Ich ſchmeichle mir doch wohl nicht zu viel, mein Freund! wenn ich in Ihrem nächſten Brief eine Beſtätigung des Urtheis, das ich in Ihrem Nahmen auszuſprechen wagte, erwarte? Auf alle Fälle aber werden Sie mir zugeben, daß, wer behauptet, er ſey beſtohlen, und doch zugleich geſtehen muß, er ſey noch im Beſitz der ihm entwendeten Sache, Nichts eingebüßt hat, als ſeinen geſunden Menſchenverſtand.

Zweyter Brief.

Sie ſind mit mir der Meinung, mein redlicher Jonathan! daß man, wenn man nicht alle Begriffe des Diebſtahls verläugnen will, den Nachdruck unmöglich mit dieſem Nahmen benennen kann, und bemerken zugleich mit Recht, daß wenn die Buchhändler ſelbſt im Ernſt dafür hielten, man begehe, wenn man ihnen ein Buch nachdruckt, einen Diebſtahl an ihnen, ſie nicht erſt um ein Verboth des Nachdrucks, ſondern bloß um die Beſtrafung deſſelben

bitten würden. Aber, ſagen Sie, was gewinnt der Nachdrucker dadurch, wenn man ihm, wird er auch von der Schuld des Diebſtahls frey= geſprochen, zugleich beweiſen kann, daß ſein Gewerbe durchaus unrechtmäßig, und alſo ehr= los und ſtrafwürdig iſt? Sie haben Recht, beſter Freund! der Mann iſt verloren, ſobald ſeine Handthierung das Recht gegen ſich hat. Es iſt nur zu beklagen, daß es von den Vielen, welche bisher dieſe Behauptung in die Welt hin= einſchrieen, noch Keinem hat gelingen wollen, ſie auch nur durch einen ſcheinbaren Grund zu rechtfertigen. Der Nachdruck iſt ein Diebſtahl, ſagen ſeine Gegner, und ich beweiſe, daß er keiner iſt. Aber er iſt doch ein Unrecht, erwie= dert man mir, und wenn ich frage: Welchen Nahmen gebt Ihr denn dieſem Unrecht? ſo wird man mir, wie ich fürchte, — die Antwort ſchul= dig bleiben. Klagt mich Jemand eines Un= rechts an, deſſen ich mich gegen ihn ſchuldig gemacht haben ſoll, ſo iſt Nichts natürlicher, als daß ich fordere, er möchte mir das ihm

zuſtändige Recht nennen, deſſen Kränkung er mir zur Laſt legt. Beſchweren ſich alſo Schriftſteller und Verleger über das Unrecht der Nachdrucker ſo laſſen Sie uns, mein beſter Jonathan! in meinem nächſten Briefe das Recht der Klagenden unterſuchen.

Dritter Brief.

Es freut mich, mein beſter Freund! daß Sie wenigſtens in der Art, wie ich bis jetzt bey der Unterſuchung unſerer Streitfrage zu Werke ging, meine Unbefangenheit erkennen, und je mehr es mir bey der Sache bloß um Wahrheit zu thun iſt, deſto gewißer darf ich mir auch in der Folge dieſelbe Gerechtigkeit von Ihnen verſprechen.

Fragen wir alſo zuerſt, welches Recht erwirbt ſich der Mann, der ein Buch ſchreibt? Die natürlichſte und einfachſte Antwort auf dieſe Frage iſt: Er erwirbt ſich das Recht, welches Jeder an ſein Eigenthum hat. Er kann alſo ſein Werk

verkaufen, er kann es verſchenken, er kann es ſogar wieder vernichten, mit Einem Worte, er hat völlige Freyheit, damit nach Gutbefinden zu ſchalten. Er darf es alſo, fragt man weiter, auch durch den Druck vervielfältigen? Allerdings, iſt die Antwort, wenn er es für rathſam erachtet, und die Cenſur Nichts dagegen hat. Und, fährt der Fragende fort, natürlich ſteht nur ihm allein zu jeder Zeit dieſes Recht zu, und er braucht es nicht zu dulden, daß, was er ſchrieb und drucken ließ, auch ein Anderer druckt? Antwort. Er darf es hindern, wenn er — es hindern kann. Niemand; z. B. kann es ihm wehren, daß er zum Verderben des Nachdruckers erklärt, er wolle ſeine Auflage noch wohlfeiler verkaufen, als der Nachdruck verkauft werde, oder er wolle ſie gar verſchenken. Aber zu den Rechten, die er ſich durch das Hervorbringen ſeines Buchs erwarb, kann das Recht, das Nachdrucken deſſelben zu verbiethen, unmöglich gehören. Es iſt nähmlich ein verzweifelter Umſtand für die Schriftſteller,

daß ſie, um die Kinder ihres Geiſts in die Welt zu ſchicken, ſich gewißer Zeichen bedienen mûßen, die — in Jedermanns Gewalt ſind. Wer wagt es, kann z. B. der Nachdrucker ſagen, mich eines Unrechts zu beſchuldigen, wenn ich folgende Zeilen aneinander reihe:

„Noch ein Mahl ſattelt mir den Hippogryphen, Ihr Muſen,
Zum Ritt ins alte romantiſche Land!
Wie lieblich um meinen entfeſſelten Buſen
Der holde Wahnſinn ſpielt! Wer ſchlang das magiſche Band
Um meine Stirne? Wer treibt von meinen Augen den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich ſeh' in buntem Gewühl, bald ſiegend, bald beſiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel."

Stand mir aber dieſes Recht von jeher zu, wie ſollte es mir in dem Augenblicke entzogen worden ſeyn, in welchem es einem Poeten in Weimar, Nahmens Wieland, einfiel, ein Gedicht, Oberon genannt, mit einer Stanze zu beginnen, zu welchen er die nähmlichen Zeichen

nöthig hatte? Er bediente ſich ihrer mit Recht als Dichter, und ich bediene mich ihrer mit Recht als Drucker. Und ſein Recht ſollte das meinige beeinträchtigen können? Gerade der Umſtand, daß der Schriftſteller, um ſeine Gedanken der Welt mittheilen zu können, ſich ſolcher Mittel bedienen muß, die Jeder in ſeiner Gewalt hat, ſchließt jeden Rechtsgrund eines Nachdruck-Verboths aus. Der Nachdrucker kann kein Gedicht hervorbringen, wie Wieland. Aber er beſitzt die nähmlichen Druckzeichen, wie der Verleger desſelben. Und wie ſollte Wielandiſches Dichten die Folge haben, daß er ſich ihrer mit weniger Freyheit als zuvor bedienen dürfte? Ein Anderes iſt ein Buch als geiſtige Schöpfung, ein Anderes als ein Werk mechaniſcher Buchſtaben- und Wörter-Zuſammenſtellung auf dem Papier durch Druckerſchriften. Wer dieſen Unterſchied im Auge behält, bey dem kann die Frage gar nicht davon ſeyn, ob man Bücher nachdrucken darf. Er wird im Gegentheil die Behauptung, daß die Leute, welche

ihre Gedanken der Welt durch Hülfe der Druckerſchwärze und der Buchſtaben- und Wortverbindung mittheilen, ein ausſchließendes Recht an dieſe Verbindung hätten, für im höchſten Grade widerſinnig, und für eine Verletzung des natürlichen, Allen gemeinſchaftlichen Rechts an jeden Gebrauch, der ſich auf dem Papier von den vorhandenen Buchſtaben und Wörtern in allen möglichen Zuſammenſetzungen machen läßt, erklären. Dieſes natürliche, nicht zu beſtreitende Recht, nach welchem ſelbſt ein Menſch, der ein Buch in der Handſchrift entwendet, und es drucken läßt, nicht wegen der letzten Handlung, ſondern bloß wegen des erſten Verbrechens zur Strafe gezogen werden darf, beginnt mit dem Abc, und wie kann man alſo von einer Einſchränkung deſſelben ſprechen, da dieſe Einſchränkung nicht anders, als wieder mit dem Abc beginnen könnte? Darf ich den ganzen Oberon nicht nachdrucken, oder vielmehr, darf ich die Wörter, aus welchen das Gedicht beſteht, nicht in derſelben Ordnung aufeinander folgen

laſſen, ſo kann man mir auch mit gleichem Recht jetzt den Nachdruck eines Geſangs, ſodann den Nachdruck einer Strophe, endlich den Nachdruck einer Zeile deſſelben, und zuletzt gar den Gebrauch jedes Buchſtabens, der in dem Gedicht vorkommt, verbiethen. Ich weiß wenigſtens nicht, wo die Gränze gezogen werden ſoll. Wahrlich, der Menſch, der ein Buch ſchreibt, und das Nachdrucken deſſelben nicht dulden will, maßt ſich, indem er ſich zum Eroberer aller Wortverbindungen, aus welchen ſeine Schrift zuſammengeſetzt iſt, aufwirft, eine Gewalt an, welche auszuüben noch keinem Deſpoten eingefallen iſt. Nur im Reiche der Gedanken, nicht aber in der Buchſtabenwelt iſt das von ihm erſchienene Werk ſein Eigenthum, und ſollte es von Niemand vervielfältigt werden, als von ihm, ſo müßte die Gabe, es zu vervielfältigen, ihm eben ſo ausſchließend angehören, als die Gabe, es hervorzubringen. Und ſo lange alſo ein Schriftſteller nicht im ausſchließenden Beſitz der Kunſt zu drucken iſt, ſo laſſe er ſich nicht

in den Sinn kommen, erlangen zu wollen, was nur weiland Fauſt und Guttenberg, wären ſie Schriftſteller geweſen, hätten erlangen können. Er ergebe ſich vielmehr geduldig in ſein Schickſal, und ſchreibe, wenn die Werke, die er drucken läßt, Jeder, der es für gut findet, wieder druckt, das Unheil bloß dem Umſtand zu, daß die Kunſt zu drucken für Niemand ein Geheimniß iſt. Es iſt gar nicht die Frage von einem Unrecht, das der Nachdrucker an dem Schriftſteller begeht, ſondern von einem Recht an gewiße Zeichen, das dieſer ihm aus dem ſonderbaren Grunde entziehen will, weil er ſich eben dieſer Zeichen bediente, um eine Geburt ſeines Gehirns in der Welt erſcheinen zu laſſen. Wer darf es wagen, dieſer Anmaßung das Wort zu reden? Und wenn alſo ſchon aus dieſem Grunde jeder Nachdrucker auf die Frage, warum er nachdrucke, keine andere, als folgende Antwort gibt: Ich drucke nach, weil — es mir ſo beliebt, und weil — das Drucken mein Handwerk iſt, und weil — ich Papier,

Druckerpreſſen, Druckerſchriften und Druckerſchwärze beſitze: ſo ſagen Sie mir, mein Freund! ob der Mann nicht vollkommen Recht hat?

Ich finde überhaupt die Schriftſteller auch in dem Umſtand, daß ſie ein unbedingtes Recht an ihre Erfindungen ertrotzen wollen, anmaßender als andere Leute, die auch, und zwar mit nicht weniger Geiſtes-Anſtrengung, als irgend ein Buchmacher, erfinden. Welchem Baumeiſter, z. B. iſt es noch eingefallen, den Mann einen Dieb zu ſchelten, der ihm ein Haus, oder einen Tempel ſo getreu nachgebaut hat, als jemahls ein Nachdrucker ein Buch nachdruckte? Der Erfinder der künſtlichſten Maſchine wehrt es keinem Menſchen, ſie nachzumachen, ſo lange kein Patent, deſſen Ertheilung übrigens nach meinen Grundſätzen ein entſchiedenes Unrecht iſt, ihn berechtigt, es ihm zu wehren. Fauſt und Guttenberg werden zwar nicht nachgedruckt, aber nach ihnen wird noch bis auf den heutigen Tag gedruckt. Und wie würde es um das Bücherdrucken überhaupt beſchaffen ſeyn, wenn

die Erfinder deſſelben das ausſchließende Recht an ihre Erfindung ſich und ihren Erben hätten vorbehalten wollen?

Leben Sie wohl, Freund Jonathan! und wünſchen Sie mit mir den Schriftſtellern auch in Sachen des Nachdrucks Unbefangenheit, Billigkeit und Achtung für die Rechte Anderer.

Vierter Brief.

Nach meinem letzten Briefe, mein theuerſter Jonathan! hat alſo der Schriftſteller durchaus kein Recht, den Nachdruck ſeiner Werke zu verbiethen, und die Gegner, die ein ſolches Recht aus dem Begriffe des Gedanken-Eigenthums herleiten wollen, ſind ſehr ſchwache Gegner. Die Gedanken eines Schriftſtellers hören nähmlich nie auf, ſein Eigenthum in dem Sinne zu ſeyn, als kein Anderer das Recht hat, ſie für die ſeinigen auszugeben, und in dieſem Sinne iſt es auch noch keinem Nachdrucker eingefallen, ſich an einem Schriftſteller zu verſündigen.

Wielands Werke, und nicht Müllers, des Buchhändlers, Werke, ſteht auf dem Carlsruher Nachdruck derſelben, und wo iſt alſo eine Verletzung des Eigenthumsrechts? Betrachtet man aber eben dieſe Gedanken als Waare, ſo hört nothwendig das Eigenthumsrecht auf, ſobald der Eigenthümer ſie — verkauft hat, und von dem Nachdrucker geſchieht alſo nichts weiter, als daß er eine verkaufte und zum Gemeingut gewordene Waare wieder verkauft. Kann man aber keinen Diebſtahl an Gedanken begehen, ſo kann auch ein Schriftſteller, der einmahl ein Werk durch Hülfe des Drucks in die Welt geſchickt hat, aus dem Begriffe des Gedanken-Eigenthumsrechts den Wiederdruck deſſelben ſo wenig verbiethen, als jeder Andere, aus deſſen Feder nicht eine Zeile davon gefloſſen iſt, und wer alſo nicht will, daß ſein Buch nicht nachgedruckt werde, muß es gar nicht drucken laſſen, und den Inhalt etwa den wenigen Eingeweihten in die Ohren fliſtern, die reich genug ſind, ihm den Ehrenſold, den er damit verdient zu haben glaubt, abzutragen.

Wenn aber, mein beſter Freund! in dem freyen Gebrauch der Buchſtaben und Wörter, und alſo in dem Recht zu drucken überhaupt, auch das Recht, jedes gedruckte Buch wieder zu drucken, begriffen iſt, und wenn aus eben dieſem Grunde der Verfaſſer eines Buchs kein Recht haben kann, den Nachdruck zu verbiethen, wie kann dieſes Recht vollends gar von dem bloßen Verleger angeſprochen werden? Die Antwort gibt ſich von ſelbſt. Laſſen Sie uns aber zum Ueberfluße ein wenig näher unterſuchen, welche Beſchaffenheit es mit dem ſogenannten Verlagsrecht hat, auf welches die Buchhändler und ihre Wortführer ſo ſehr pochen. Ich habe, ſagt der Verleger, die Handſchrift des Schriftſtellers gekauft. Gut. Aber, verſetzt der Nachdrucker, was geht mich dieſer Handel an? Ob ihm der Verfaſſer ſein Werk verkaufte, oder ob er es ihm zum Geſchenk machte, das einzige Recht, das er dadurch vor mir und jedem Andern erlangen konnte, war das Recht, die Zeichen, aus welchen das Buch zuſammengeſetzt

iſt, als ein Geiſtes-Erzeugniß dieſes oder jenes Schriftſtellers, mit oder ohne den Nahmen des Urhebers, in die Welt zu ſchicken. An der Ausübung dieſes Rechts habe ich ihn nicht gehindert, und konnte ich ihn nicht hindern, und iſt es alſo nicht eine ungeheure Anmaßung, daß er mir verbiethen will, mein Papier mit denſelben Zeichen zu ſchwärzen, mit welchen er das ſeinige geſchwärzt hat? Der Umſtand daß ſein Recht ihn Geld koſtete, kann dem meinigen, welches offenbar ein ganz anderes iſt, als das ſeinige, keinen Eintrag thun. Wie ſollte überhaupt ein Vertrag, den Zwey mit einander ſchließen, einem Dritten eine Verbindlichkeit auflegen, oder gar ihm ein ihm zuſtehendes Recht entziehen können? Mag auch die Ausübung deſſelben die Vortheile des Vertrags ſchmälern, oder gar vernichten, es hört darum nicht auf, Recht zu ſeyn. Daß aber in unſerem Falle der Nachdruckende der Dritte iſt, deſſen Recht durch den Vertrag zwiſchen Schriftſteller und Verleger beeinträchtigt würde, ſobald

dieſer Vertrag ihn in dem freyen Gebrauch der Schriftzeichen beſchränkte, erinnern Sie ſich, mein beſter Freund! aus meinem vorigen Briefe.

Leben Sie wohl, mein Freund, und ſparen Sie keine Waffen in dem Kampfe gegen mich. Was iſt wahr, und was iſt recht? und nicht, wer gewinnt? iſt die Frage.

Fünfter Brief.

Es gibt ſeltſame Gegner, mein beſter Jonathan! Man ſchmeichelt ſich, ſie erlegt zu haben, aber ehe man ſichs verſieht, fangen ſie wieder zu reden an, wenn gleich ihr Reden kein ſehr vortheilhaftes Zeugniß für ihr Denken ablegt. Wie, ſagen z. B. die Buchhändler und ihre Sachwalter, wenn man ihnen zeigt, daß Jeder ein natürliches Recht hat, wieder zu drucken, was ein Anderer druckte, der Nachdruck, der uns ſo ungeheuren Schaden zufügt, ſollte kein Unrecht ſeyn? Alſo, Ihr guten Leute! was Euch ſchadet, iſt unrecht? Warum duldet Ihr es bey

dieſem Grundſatze, daß wenn Drey Eurer Zunft an Einem Orte leben, ſich noch ein Vierter zu ihnen geſellt? Dieſer Vierte ſchadet ja offenbar dem Gewerbe von jenen, und ſie müßten alſo das Recht haben, ihn ſo gut als den Nachdrucker einen Dieb zu ſchelten. Noch mehr. Nach demſelben Grundſatze dürfen Kinder ihrer Mutter verbiethen, ihnen noch mehrere Geſchwiſter zu geben, weil jedes ſpäter geborene Kind das Erbtheil der früher geborenen ſchmälert, und dieſen alſo ſchadet.

Alſo nicht darum, weil Jemand beweiſen kann, er leide Schaden durch mich, bin ich ſtrafbar. Iſt meine Handlung an ſich nicht widerrechtlich und geſetzwidrig, ſo gehen die Folgen, die ſie etwa für einen Dritten hat, mich Nichts an, und ſo lange man alſo nicht das unbedingte Unrecht des Nachdrucks beweiſt, ſo lange hat man durch den Beweis, daß Einzelne durch ihn zu Schaden kommen, Nichts gewonnen. Er iſt kein Unrecht, weil er Einigen ſchadet, ſondern er darf Niemand ſchaden,

wenn er ein Unrecht iſt. Oder mit andern Worten. Wenn die Buchhändler-Logik ſagt: Der Nachdruck ſchadet uns, alſo iſt er ein Unrecht, ſo kehrt die ächte den Satz um, und ſagt: Der Nachdruck iſt kein Unrecht, und alſo kann auch Euren Klagen, daß er Euch ſchade, kein Gehör gegeben werden.

Fragen Sie aber zum Ueberfluß, mein beſter Jonathan! den Verleger eines Buchs auf welche Art denn eigentlich der Nachdruck deſſelben ihm ſchade, was wird er antworten? Der Nachdrucker, wird er ſagen, verkauft ſeine Waare, und da ſeine Preiſe wohlfeiler ſind, als die meinigen, ſo macht er die Käufer von mir abwendig. Hier haben wir es. Alſo, merken Sie es wohl, mein Freund! nicht im Nachdrucken, ſondern im Verkaufen des Nachdrucks ſoll das Unrecht liegen. Haben Sie aber in Ihrem Leben gehört, daß Verkaufen an ſich ein Unrecht iſt? Wird der Dieb geſtraft, nicht, weil er geſtohlen, ſondern weil er die geſtohlene Waare verkauft hat? Verkaufen darf in der Regel

Jeder, jede Sache, in deren Beſitz er iſt. Am wenigſten aber kann der Preis der verkauften Waare in Betrachtung kommen, und folgender Satz, mein Freund! iſt alſo unumſtößlich: Wäre der Nachdruck ein Unrecht, ſo könnte er es einzig und allein durch den Verkauf der nachgedruckten Bücher werden. Nun iſt aber das Verkaufen an und für ſich unbedingt die unſchuldigſte und erlaubteſte Sache von der Welt, und alſo kann auch eine Handlung, die bloß unter der Bedingung des Verkaufs dieſer oder jener Waare zum Unrecht werden könnte, niemahls ein Unrecht ſeyn. Wie könnte eine Handlung, die vorhin kein Verbrechen iſt, durch eine andere gleich unſchuldige zum Verbrechen werden?

Endlich kann man auch noch von dem Buchhändler, wenn er klagt, daß das Verkaufen des Nachdruckers ſeinen Abſatz vermindere, den Beweis verlangen, daß ein Buchhändler ein Recht an die Leute habe, die allenfalls den Preis für ſeine Ausgabe bezahlen würden, wenn kein wohlfeilerer Nachdruck vorhanden wäre. Steht es

ihnen nicht frey, zu kaufen, oder nicht zu kaufen? Und wo iſt alſo das Unrecht, wenn der Nachdrucker ſie zu ſeinen Kunden macht? Aber wenn der Nachdrucker nicht wäre, würden ſie bey mir kaufen, ſagt der Verleger. Es ſey. Aber wenn Du kein Recht haſt, zu fordern, daß ſie bey Dir kaufen, ſo geſchieht Dir auch durch das Verkaufen des Nachdruckers kein Unrecht. Er beraubt Dich, da er Jedem die Freyheit läßt und laſſen muß, ob er bey Dir oder bey ihm kaufen will, ſo wenig eines Rechts, als einer Sache.

Nicht beſſer, als um den Beweis, daß der Schaden, den ein Verleger durch den Nachdruck leidet, ein Unrecht ſey, ſteht es um den Beweis des Schadens ſelbſt. Oder wollen Sie, mein Beſter! etwa beweiſen, daß ein Käufer des Nachdrucks auch die ächte Ausgabe gekauft haben würde, wenn jener nicht vorhanden geweſen wäre? Wahrlich, in dieſem Falle können Sie mehr, als alle Schwarzkünſtler, und ich fordere auf der Stelle den Beweis des Satzes

von Ihnen, daß ein Menſch, der einen Thaler in der Taſche hat, nothwendig auch drey darin haben müße.

Die Aufgabe iſt, wie Sie ſehen, nicht leicht, und um Ihnen alſo Zeit zu laſſen, Ihren Scharfſinn an ihr zu üben, breche ich hier ab.

Sechster Brief.

Wäre, mein theuerſter Freund! das Recht, ein gedrucktes Buch wieder zu drucken, auch kein natürliches Recht, ſo würde es wenigſtens von jedem Käufer eines Buchs erworben werden. Ein Buch geht doch unſtreitig, wie jede andere Waare, in das Eigenthum des Käufers über. Und welches Recht kann alſo der Verkäufer noch an dieſe veräußerte Waare anſprechen? Das Buch iſt einmahl mein Eigenthum, und wenn man alſo nicht den Begriff des Eigenthums zu einem bloßen Wortſpiele machen will, ſo muß mir das Recht, es nachzudrucken, eben ſo gut zuſtehen, als das Recht, es zu

leſen, und Andere leſen zu laſſen. In beyden Fällen geſchieht Nichts weiter von mir, als daß ich von meinem Eigenthum einen Gebrauch mache, den ſein Weſen zuläßt. Ich darf freylich mit einem gekauften Meſſer weder den Verfertiger, noch ſonſt Jemand todtſtechen, und eben ſo wenig darf ich auf einer Leiter darum als Dieb den Leuten in die Häuſer ſteigen, weil ich ſie gekauft habe. Aber ich darf mich des Meſſers und der Leiter zu jeder Handlung, ſie mag auch noch ſo ſehr dem beſondern Vortheil des Meſſerſchmieds und des Leiternmachers entgegenſtehen, wenn ſie nur nicht, wie Mord und Diebſtahl, ein Verbrechen iſt, bedienen.

Bey dieſer Gelegenheit, mein theuerſter Jonathan! muß ich mit einigen Worten eines gar ſeltſamen Mittels gedenken, welches einige Buchhändler gegen den Nachdruck zu erfinden, ſinnreich genug waren. Es ſoll nähmlich nach ihrem Vorſchlage kein Buch mehr von dem Verleger abgegeben werden, ohne daß jeder einzelne Käufer ſich ausdrücklich zu der Bedingung

verſteht, es nicht nachzudrucken. Was ſagen Sie zu dieſem Einfalle, beſter Jonathan? Werden Sie, ſo wenig Sie auch geſonnen ſind, ſich jemahls in die Zunft der Nachdrucker zu begeben, nicht auf der Stelle den Laden des Buchhändlers verlaſſen, der unbeſcheiden genug iſt, Sie in dem Gebrauch einer Waare, die Sie ihm mit Ihrem guten Gelde bezahlen müßen, noch beſchränken zu wollen? Bin ich denn ein Nachdrucker? werden Sie ſagen, und wenn ich keiner bin, warum ſoll ich mir eine Bedingung vorſchreiben laſſen, die höchſtens bey jenem einen Zweck hätte? Warum laßt Ihr nicht lieber vollends gar Jeden, der ein Buch von Euch kauft, auf die Bibel ſchwören, damit er es doch ja nicht nachdruckt? Und wie reimt ſich dieſe Vorſichts-Maßregel mit Eurer Behauptung, daß die Nachdrucker Diebe wären? Wem iſt es noch eingefallen, mit einem Dieb einen förmlichen Vertrag abzuſchließen, daß er ihn — nicht beſtehlen möchte? Und geſetzt, der ungereimteſte aller Einfälle ließe ſich ausführen, was

würden die Buchhändler dadurch gewinnen? Die eingegangene Bedingung, nicht nachzudrucken, kann unmöglich auf der Sache, nähmlich dem Buche, ſondern muß allein auf der Perſon, nähmlich dem Käufer, ruhen, und was kümmert ſie alſo einen Beſitzer, der das Buch nicht unmittelbar vom Buchhändler, ſondern aus der zweyten Hand empfing? Oder iſt etwa ein Buchhändler verkehrt genug, das Gegentheil, und alſo zu behaupten, ein Vertrag, den er mit einem einzigen Menſchen ſchloß, müße von allen jetzt lebenden Adamsſöhnen, und ſelbſt von ihren noch ungeborenen Nachkömmlingen gehalten werden? Doch die Buchhändler ſelbſt haben längſt anerkannt, daß dieſer Einfall ihnen kein Heil bringt. Wie hätten ſie ſonſt, wenn es, um den Nachdruck zu verhüten, bloß einer Bedingung beym Bücherverkauf bedürfte, erſt den Wiener Kongreß, und jetzt den Frankfurter Bundestag um ein Verboth deſſelben zu beſchwören gebraucht?

Noch ſeltſamer iſt es, wenn der Verleger des Converſations-Lexikons, der gegenwärtig am meiſten und mit dem meiſten Unrecht gegen den Nachdruck lärmt, dem Käufer eines Buchs, weil er ihm doch das Eigenthum deſſelben nicht abzuſprechen wagt, zwar das Recht, es nachzudrucken, zugeſteht, aber das Recht den Nachdruck zu verkaufen, weil nach ſeiner Behauptung dieſer Verkauf dem Verleger ſchadet, mit dürren Worten ihm abſpricht. Ich habe alſo ein Eigenthum, das kein Eigenthum iſt, weil ein Buchhändler in Leipzig das Recht hat, mir den Verkauf deſſelben zu verbiethen? Verſchenken darf ich dieſes mein Eigenthum aus dem nähmlichen Grunde, aus welchem mir das Verkaufen verwehrt iſt, ohne Zweifel ebenfalls nicht. Sollte nicht dem Herrn Brockhaus Jeder, an den er eine Forderung hat, dieſelbe bloß unter der Bedingung bezahlen, daß er das empfangene Geld nicht wieder ausgibt? Es iſt im Ernſt kaum glaublich, in welche ungeheure Widerſprüche ſich die Leute verwickeln, die ſich

in den Kopf geſetzt haben, die Welt glauben zu machen, Weiß ſey ſchwarz. Uebrigens kann es nicht anders, als mir Freude machen, daß Hr. Brockhaus ſelbſt in aller Unſchuld von dem von mir in meinem vorigen Brief aufgeſtellten, alle ſeine Anſprüche auf einmahl zernichtenden Satz ausgeht, daß der Nachdruck nur durch Verkaufen, und alſo durch eine an und für ſich unbedingt erlaubte Handlung zum Unrecht werden könnte.

Eben dieſer Verleger möchte gern den bekannten Artikel der Bundesacte wegen des Nachdrucks als ein Meduſenhaupt gebrauchen, um ſeine Gegner zu verſteinern. Aber das Geſetz zu Gunſten ſeiner Sache ſoll ja erſt gegeben werden, und beſteht alſo noch nicht, und der Bundesverſammlung, welche den Gegenſtand zu berathen hat, muß doch, wenn der Erfolg ihrer Berathſchlagungen den Forderungen der Buchhändler nicht entſpricht, nothwendig das Recht zuſtehen, nach Maßgabe ihrer Ueberzeugung zu beſchließen. Ihr iſt freylich aufgetra-

gen, ſich mit Abfaſſung gleichförmiger Verfügungen über die Sicherſtellung der Rechte der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck zu beſchäftigen. Aber wenn ſie nun findet, daß dieſe Sicherſtellung durch ein Verboth des Nachdrucks ein an dem ganzen Publikum begangenes entſchiedenes Unrecht wäre? Oder haben Schriftſteller und Verleger das Recht, zu verlangen, daß ihre Behauptungen ſelbſt von einer die ganze deutſche Nation vertretenden Verſammlung blindlings und ohne alle Prüfung für unumſtößlich angenommen werden? Der Verleger des Converſations-Lexikons iſt freylich der Mann, dem ein Anſpruch dieſer Art nichts weniger als widerſinnig erſcheint. Aber zum Glück beſteht die Bundesverſammlung nicht aus Buchhändlern, und ſie wird alſo ohne Zweifel beſchließen, nicht, was Herr Brockhaus will, daß recht ſey, ſondern was recht iſt.

So ekelhaft übrigens das ewige Lied dieſes ſich nicht wenig aufblähenden Buchhändlers gegen den Nachdruck iſt, ſo lieblich klingt es,

laut ſeines literariſchen Wochenblatts, den Ohren des berühmten Herrn v. Kotzebue, der, wie über alle nur möglichen Dinge, alſo auch über dieſen Gegenſtand ſein Wort mitzuſprechen nicht ermangelt, und ſich zum Beweiſe, daß die Nachdrucker Diebe ſind, auf den Reim: Was Du nicht willt, daß Dir geſchicht, das thu' auch einem Andern nicht, und — auf ſeine dreyzehn Kinder beruft.

Genug für heute, mein liebſter Freund! ſage ich, und beurlaube mich mit dem Wunſche von Ihnen, daß Sie nicht ſagen: Genug für immer!

Siebenter Brief.

Nach dem Geſichtspunct, in welchem wir, mein beſter Jonathan! die Klagen der Schriftſteller und ihrer Verleger gegen den Nachdruck bisher betrachtet haben, ſind wir berechtigt,

dieſe Klagen mit folgenden Worten auszu=drucken:

1) Man verbiethe den Nachdruck, weil wir durch ihn einen Schaden leiden, deſſen Beweis auf der Behauptung, daß dieſelbe Waare, die für einen wohlfeilen Preis Abnehmer findet, eben ſo gut auch für einen theuren hätte verkauft werden können, beruht, und alſo — eine wahre Unmöglichkeit iſt;

2) Man verbiethe den Nachdruck, damit nicht von Leuten, die unſere ächte Ausgabe viel=leicht kaufen würden, die nachgedruckte ge=kauft werden kann, ungeachtet wir weder an reiche, noch an arme Käufer den gering=ſten Anſpruch haben, und das Kaufen bey uns, wie beym Nachdrucker, eine ganz unge=wiße Sache iſt;

3) Man verbiethe den Nachdruck, weil uns ein Recht zuſteht, den Leuten, die unſer Buch in der ächten Ausgabe nicht zu bezahlen ver=mögen, das Kaufen deſſelben überhaupt zu verwehren.

Was iſt ungereimt, wenn dieſe Anſprüche es nicht ſind, und was iſt ungerecht, wenn ein Verboth des Nachdrucks es nicht iſt?

Zum Beſchluße dieſes Briefs laſſen Sie mich, mein Freund! auch noch eines Widerſpruchs der über den Nachdruck ſchreyenden Buchhändler gedenken. Warum eifern nähmlich die guten Leute nicht eben ſo ſehr gegen die Leſegeſellſchaften, gegen die Leihbibliotheken, und überhaupt gegen Jeden, der ein gekauftes Buch einem Freunde leiht, als gegen die Nachdrucker? Vermindert der Nachdruck die Käufer ihrer Ausgabe, ſo vermindert ja die Gelegenheit, ein Buch zu leſen, ohne es zu kaufen, die Käufer überhaupt, und das Eine kann unmöglich ein Unrecht ſeyn, ohne daß das Andere es auch iſt. Jedem aber die Buchhändler ſich nicht getrauen; die ihren Abſatz vermindernden Bücherverleiher, unter welchen diejenigen, die das Verleihen ſogar unentgeldlich treiben, ihnen offenbar weit mehr ſchaden, als die Nachdrucker, ſo ſehr ſie ihnen auch ein Dorn im Auge ſeyn mögen, zu

belangen, räumen ſie dadurch offenbar ſelbſt ſtillſchweigend ein, daß eine Verminderung des Abſatzes ihrer Verlagswerke ihnen noch kein Recht zur Klage gibt, und daß ſie den Nachdrucker nur antaſten, nicht, weil ſie ihn für ſchlimmer halten, als jene, ſondern weil ſie mit einem einzeln ſtehenden Nachdrucker leichter fertig zu werden hoffen, als mit zahlloſen Leſegeſellſchafts-Mitgliedern und Bücherverleihern. Im Ernſt. Wenn die Buchhändler dem Vorwurfe des Widerſpruchs in ihren Grundſätzen entgehen wollen, ſo müßen ſie nothwendig jeden einen Dieb ſchelten, der ein bloßer Leſer eines Buchs, und nicht zugleich der Käufer deſſelben iſt, und aus gleichem Grunde können die Regierungen den Nachdruck nicht verbiethen, ohne ihr Verboth auf den Gebrauch der Bücher überhaupt für Jeden, der ſich nicht mit dem Verleger abgefunden hat, auszudehnen.

Ich bin, mein guter Jonathan! unſers Streits ungeachtet, doch Ihr beſtändiger Freund David.

Achter Brief.

Alſo auch bey Ihnen, mein beſter Jonathan! erfährt die Wahrheit ihr gewöhnliches Schickſal, indem ſie bloß Ihren Unwillen reizt, ohne Sie zu überzeugen? Voll von dieſem Unwillen fragen Sie mich, was bey meinen Grundſätzen aus der Geiſtesbildung, was aus den Schriftſtellern, und was endlich aus dem Buchhandel werden ſoll? Ich könnte Ihnen kurz antworten: Fiat justitia, et pereat mundus! Iſt es wahr, was ich ewig behaupten werde, daß nur eine Willkühr, bey welcher man am Ende, trotz aller Unſchuld, auch ſeines Kopfs nicht mehr ſicher wäre, den Nachdruck verbiethen kann: ſo möchte es meinetwegen um alle Geiſtesbildung, um alle Schriftſteller, und um alle Buchhändler geſchehen ſeyn, ehe ich dieſem Verboth das Wort ſpräche. Aber zum Glück kann durch das Recht nichts Gutes, ſondern nur das entſchiedene Unrecht zu Grunde gehen, und wir können alſo, da es Nichts als entſchiedene Gerechtig-

keit iſt, wenn man den Schriftſtellern und Buch- händlern ihr Begehren, den Nachdruck zu ver- biethen, rund abſchlägt, über die Folgen ganz ruhig ſeyn. Müßten wir doch, wenn der Nach- druck ein ſo ſchreckliches Uebel wäre, als ſeine Gegner die Welt gern bereden möchten, die verderblichen Folgen deſſelben, da er ſchon ſeit Jahrhunderten beſteht, längſt erfahren haben. Aber, iſt es nicht zum Erſtaunen? je größer das Schreyen gegen den Nachdruck wird, deſto mehr häuft ſich der Ueberfluß der Bücher. Göſchen, z. B. indem er ſich über die Carlsruher Nach- drucker von Wielands Werken, die, im Vor- beygehen geſagt, keine Diebe, aber was die Richtigkeit des Drucks betrifft, deſto liederli- chere und unverſchämtere Sudler ſind, und eben dadurch von ihren Käufern den Vorwurf des Betrugs mit Recht verdienen, Göſchen alſo, indem er ſich über den Nachdruck der Wielandi- ſchen Werke beklagt, druckt eine neue Ausgabe derſelben, die wahrlich nicht wohlfeil, und ſelbſt gegen Vorauszahlung drey Mahl theurer iſt,

als der Nachdruck, und zum Beweiſe, daß es nicht an Leuten fehlt, die eine ächte Ausgabe dem ungleich wohlfeilern Nachdruck vorziehen, doch Käufer findet. Und eben ſo erklärt der Verleger des Converſations-Lexikons, indem er eine fünfte Ausgabe ankündigt, ohne Zurückhaltung, daß alle Exemplare der vorigen Auflagen vergriffen ſeyen. Wo iſt auch nur der mittelmäßigſte Schriftſteller, der ein Werk verſchenken müßte, weil kein Buchhändler es ihm für Geld abnehmen will? Und was ſoll man alſo auch in dieſer Beziehung von dem Geſchrey über den Nachdruck denken? Laſſen Sie aber, mein Freund! auch erfolgen, was nicht erfolgen wird, laſſen Sie die Buchhändler aufhören, den Schriftſtellern ihre Handſchriften abzukaufen, werden wir darum ärmer an guten Büchern werden? Sie fürchten es, und ich antworte: Wie? Der Bogenlohn der Buchhändler ſollte es ſeyn, von welchem die Schriftſteller überhaupt, und die guten insbeſondere ſich an ihr Schreibepult feſſeln laſſen? Und es wäre

alſo ein Mährchen, was bisher die ganze Welt gutmüthig glaubte, daß z. B. die Dichter nur durch himmliſche Begeiſterung, daß ſie nur durch neunfache Muſen-Eingebung ſelbſt gegen ihren Willen zu ihrem Geſange hingeriſſen werden? Nicht die Liebe zu dieſer oder jener Wiſſenſchaft, oder Kunſt, nicht die Begierde, Wahrheiten zu verbreiten, Irrthümer und Vorurtheile auszurotten, die Schönheit der Tugend anzupreiſen, und das Laſter in ſeiner Häßlichkeit darzuſtellen, um Liebe für jene, und Haß gegen dieſes zu erwecken, mit Einem Wort, nicht die Begierde, durch die Vorzüge ihres Geiſts und durch ihren Reichthum an Kenntnißen die Welt zu belehren und zu ergetzen, ſondern ſchnöder Durſt nach Gold ſollte die edelſten Männer und die erhabenſten Geiſter bewegen, ihr Licht in gedruckten Schriften vor der Welt leuchten zu laſſen? Das lohnende Bewußtſeyn, Gutes zu wirken, und der Dank und der Beyfall der Zeitgenoſſen, kurz, der lockende Silberton des Ruhms ſollte dem Klange eines Geldbeutels weichen, und die Un-

ſterblichkeit, dieſer große, des Schweißes der Edlen werthe Gedanke ſollte ſeine ganze Kraft verlieren, weil Buchhändler, die ſonſt für manches Buch wenig mehr als Nichts bezahlten, jetzt aus Furcht vor dem Nachdruck wirklich gar Nichts mehr dafür bezahlen? Wer darf es wagen, einen Mann, der vom Himmel den Beruf erhielt, ein Lehrer ſeiner Brüder zu ſeyn, durch eine Beſorgniß wie dieſe zu läſtern? Iſt es nicht weltkundig, welchen armſeligen Lohn Gellert von ſeinem Verleger, der von dem Gewinn ſeiner Werke Schätze auf Schätze häufte, empfing? Und doch wurde der Mann, trotz dieſes ſchnöden Lohns, und trotz ſeines ſiechen Körpers, nicht müde, ſeine Schriften, die ihm die Welt nie genug verdanken kann, zu vermehren. Wahrlich, wer eine ſo niedrige Seele beſitzt, daß er den Muſen nur für ein Buchhändler-Trinkgeld huldigt, verdient ganz aus ihrem Tempel geſtoßen zu werden. Und wie ſollte der Geiſt in ihm wohnen können, ohne welchen es unmöglich iſt, Werke hervorzubringen, deren

Verluſt die Welt wirklich zu beklagen Urſache hätte? Freylich wird durch das Entziehen des Buchhändler-Solds den Schriftſtellern vom Handwerk — das Handwerk gelegt. Aber was verliert die Welt an den Schriftſtellern vom Handwerk? Und hat man alſo nicht Urſache über dieſe Folge des Nachdrucks ſich zu freuen, ſtatt über ſie zu klagen?

Der Nachdruck wird uns alſo, da die guten Schriftſteller, wenn ſie gleich von den Buchhändlern Bezahlung annehmen, doch nicht der Bezahlung wegen ſchreiben, und die ſchlechten nicht leicht nachgedruckt werden, weder um jene bringen, noch von dieſen befreyen, und das Geſpenſt, mit welchem man uns zu ſchrecken ſucht, verſchwindet, ſo bald man ihm ins Angeſicht leuchtet.

Die Fortſetzung dieſer Betrachtungen, mein Freund! und beſonders die Erörterung der Frage: Welches iſt das Verhältniß des Schriftſtellers zum Publikum? laſſen Sie mich auf meinen nächſten Brief erſparen.

Neunter Brief.

Der Schriftſteller, mein beſter Jonathan! ſoll alſo nach meinen Grundſätzen nach einem beſſern Lohn, als dem Buchhändler-Solde ſtreben. Es iſt mir immer in einem hohen Grade zuwider geweſen, wenn ich ſelbſt geiſtreiche Schriftſteller aus Gelegenheit des Nachdrucks über Schmälerung ihrer Leibesnahrung klagen hörte, und waren die Klagenden vollends aus der dichtenden Zunft, ſo konnte ich es dem proſaiſchen Pöbel, über den ich mich ſonſt ſo oft ereiferte, weniger verargen, daß in ſeiner Sprache Poet und Hungerleider von gleicher Bedeutung waren. Was würde man ſagen, wenn man die Predigten, die man in der Kirche hört, bezahlen müßte? Freylich beſoldet der Staat die Schriftſteller nicht, wie die Prediger. Aber dafür ſind ſie freywillige Prediger. Und wie ſehr vergeſſen ſie alſo, was ſie ſich ſelbſt ſchuldig ſind, wenn ſie mitten in der Ausübung ihres edlen Berufs unaufhörlich gierige Hände

nach ihrem Lohn ausſtrecken! Verbiethet aber dem Schriftſteller ſeine Würde, ein Geſchrey gegen den Nachdruck zu erheben, ſo verbiethet es ihm noch mehr der Zweck ſeines Schreibens. In der That, die Leute, die ſich mit Geiſteswerken beſchäftigen, müßen entweder geſtehen, daß bey ihrem Schreiben der Wunſch, durch die allgemeine Verbreitung ihrer Gedanken ſich um die Welt verdient zu machen, und zugleich die größte Menge der Leſer und Bewunderer zu zählen, nur eine Nebenſache ſey, oder ſie müßen aufhören, den Mann für ihren Todfeind zu halten, deſſen Bemühungen ſie es allein zu danken haben, wenn ihnen das ſchönſte Los der Schriftſteller, ihre Werke faſt in allen Händen zu ſehen, zu Theil wird. Wer iſt es, als der Nachdrucker, der ſein Haupt nicht ſanft legt, bis er den ärmſten Teufel in den Stand geſetzt hat, dieſes oder jenes vortreffliche Werk ſich anzuſchaffen? Und dieſen Mann belegt der Verfaſſer des Werks mit allen möglichen Schmähungen, und will gar, daß der Henker ihm das Handwerk lege! Im

Ernſt, mein Freund! Nichts iſt unſinniger, als wenn ein Schriftſteller gegen die Leute wüthet, die ſeine für alle Welt geſchriebene Weisheit auch in aller Welt verbreiten, und eben dadurch die eigentlichen Gründer ſeines Ruhms werden. Wer kann ſich des Lachens erwehren, oder vielmehr, wer denkt nicht: Der Menſch hat den Verſtand verloren! wenn er einen Schriftſteller zum Nachdrucker ſagen hört: Spitzbube! Du biſt ſchuld, daß alle Welt mich lieſt, und daß ich von Großen und Kleinen, von Reichen und Armen bewundert und geprieſen werde! Und was ſoll man vollends von den armſeligen Buchmachern ſagen, die gar nicht aufhören, gegen den Nachdruck zu ſchreyen, obgleich an den Geburten ihrer hohlen Köpfe kein Nachdrucker ſich vergreifen kann, wenn er nicht von aller Welt ſtatt für einen Dieb für einen Tropf, oder gar für einen Dieb an ſich ſelbſt erklärt werden will?

Ich ſchließe dieſen Brief mit der kühnen, aber zuverſichtlichen Hoffnung, daß Sie, mein

Freund! in Kurzem ſich mit mir völlig in dem Glauben vereinigen werden, daß weder Kaiſer, noch Könige, noch Bundestage das Recht haben, nach dem ungeſtümen Begehren der Leute, die Bücher ſchreiben, und derjenigen, die mit Büchern handeln, den Nachdruck zu verbiethen, und daß ſie durch das Verboth, wenn ſie wider Verhoffen es ſich abtrotzen, oder abſchmeicheln laſſen, nur zu bald ſich überzeugen werden, daß ſie, ſtatt einem vermeinten Unheil zu ſteuern, ein wirkliches ſtifteten. Doch meine Sorge iſt eitel. Es wird auch in dieſer Sache ſo gewiß beym Alten bleiben, als durch die Veränderung weder für die Literatur, noch für die Schriftſteller, und kaum für die Buchhändler ein Gewinn zu hoffen wäre. Hänge man aber auch meinetwegen den zehn Gebothen noch das eilfte: Du ſollſt nicht nachdrucken! da es doch unter dem ſiebenten nicht begriffen iſt, an, ich wette den Ehrenſold, den der beſte Schriftſteller von dem freygebigſten Buchhändler für ein ganzes Alphabet erhält, das neue eilfte Geboth wird

weder mehr noch weniger gehalten werden, als die ältern zehn.

Leben Sie wohl, mein theurer Jonathan! und fahren Sie fort, mich troz meiner kezeriſchen Meinungen zu lieben.

Zehnter Brief.

Sie verſtehen mich ganz unrecht, mein liebſter Jonathan! wenn Sie glauben, weil ich es für unwürdig erkläre, wenn dem Schriftſteller der ſogenannte Ehrenſold lieber iſt, als die Ehre, die Freude am Gold lieber, als die Freude, Vielen zu nüzen, und Viele zu vergnügen, ſo finde ich es überhaupt unter ſeiner Würde, für ſein Werk Belohnung anzunehmen. Ich habe auf der Welt Nichts dagegen, wenn große und kleine, wenn die guten, die mittelmäßigen und die ſchlechten Schriftſteller ſich für ihre Nachtwachen bezahlen laſſen, und das Einzige, was ich von ihnen fordere, iſt, daß ſie nicht um ihrer Bezahlung willen dem Staate

zumuthen, durch ein Verboth des Nachdrucks die natürlichen Rechte Anderer zu kränken. Und hier, mein Freund! gelangen wir zu dem Punct, der uns auf einmahl den Handel mit Geiſteswerken, oder eigentlich mit Gedanken in ſeinem wahren Lichte betrachten lehrt. Ein Buchhändler z. B. will die Gedanken eines Schriftſtellers verkaufen, und hat ſich einen Preis von zweytauſend Thalern dafür beſtimmt. Die Gedanken ſind alſo die Waare, und zweytauſend Thaler ſind ihr Preis, und der Eigenthümer, ſollte man meinen, werde, wie jeder andere kluge Handelsmann, jene nicht aus ſeinen Händen laſſen, bis er dieſen entweder wirklich empfangen, oder wenigſtens ſich ſeines Empfangs verſichert hat. Ganz anders verfährt aber der Buchhändler. Er hat nähmlich von den Gedanken ſeines Schriftſtellers tauſend Abdrücke machen laſſen, und dem nächſten beſten Käufer verkauft er einen dieſer Abdrücke für — zwey Thaler. Hat aber jetzt, mein Freund! dieſer Buchhändler ſeine Waare, von der er behauptete, ſie

ſey ihm für nicht weniger als für zweytauſend Thaler feil, nicht rechtskräftig für zwey Thaler verkauft? Der Umſtand, daß er noch neunhundert neun und neunzig Abdrücke von den nähmlichen Gedanken in ſeinem Laden liegen hat, kann die Sache unmöglich ändern. Ob die Welt tauſend Abdrücke des Buchs, oder nur Einen erhielt, ſie iſt in einem wie in dem andern Falle im rechtmäßigen Beſitz der gekauften Gedanken, und darf jeden möglichen Nutzen von ihnen ziehen. Wer hat aber jetzt, mein Freund! die Schuld an dem Verluſt, über welchen der Buchhändler ſich beklagt? Doch wohl Niemand, als er ſelbſt? Wer heißt ihn ſeine Waare mit einem Leichtſinn verſchleudern, der ſo unglaublich iſt, als die Verblendung, mit welcher er die natürlichen Folgen deſſelben Andern zur Laſt legt, und die Ungereimtheit, mit welcher er dem Staate zumuthet, ihn gegen eben dieſe Folgen ſicher zu ſtellen? Nicht Einen Abdruck, inſofern er für dieſen nicht allein den ganzen Preis erhält, alle tauſend Abdrücke ſeines Buchs

muß er zugleich verkaufen, wenn es ihm im Ernſt für nicht weniger als für zweytauſend Thaler feil iſt. Er müßte alſo, ſagen Sie, mein Freund! die ganze Auflage auf einmahl abſetzen? Wie ſoll er es aber anfangen, um dieſen Abſatz zu bewerkſtelligen? Dafür, mein beſter Jonathan! laſſen wir den Buchhändler ſorgen. Und iſt es denn ſo unerhört, daß Bücher — auf Unterzeichnung erſcheinen, oder mit andern Worten, daß ein Gedankenhändler, wie der Käſehändler und jeder andere Händler, ſich des Preiſes für ſeine Waare verſichert, ehe er ſich der Gewalt über ſie begibt? In der That, mein Freund! dieſer Weg iſt Schriftſtellern und Buchhändlern von der Natur ſelbſt vorgeſchrieben. Ich kann unmöglich dieſelbe Sache veräußern, und doch zugleich in meiner Gewalt behalten wollen. Wer ein Geheimniß für ſich behalten, oder durch die Mittheilung deſſelben einen Gewinn machen will, darf es nicht ausplaudern. Was iſt aber ein durch den Druck bekannt gemachtes Buch anders, als ein aus=

geplaudertes Geheimniß? Ich kann, um die Sache auch noch durch ein anderes Gleichniß zu erläutern, einen Vogel am Faden fliegen laſſen, und ihn wieder an mich ziehen. Aber ſind Jemands Gedanken einmahl in die Welt geflogen, oder gekrochen, ſo hat ſeine Herrſchaft über ſie für immer ein Ende, und der Schriftſteller, der nicht ſolche Mittel ergreift, wodurch ihm der Werth ſeines abgetretenen Werks im Augenblicke der Veräußerung vergütet wird, hat alſo die Folgen ſeiner unterlaſſenen Vorſicht ſich ſelbſt beyzumeſſen. Nicht der Nachdruck muß verbothen werden, weil er den Buchhandel beeinträchtigt, ſondern der Buchhandel muß ſich ändern, wenn er je nicht neben dem Nachdruck beſtehen kann. Das Letzte iſt eben ſo natürlich und gerecht, als das Erſte unnatürlich und ungerecht ſeyn würde. Und was läßt ſich auch mit Grunde gegen den ſchon ſo oft mit Erfolg betretenen Weg der Unterzeichnung einwenden? Wer wird nicht auf ein Werk unterzeichnen, an deſſen Erſcheinung ihm gelegen iſt? Nur

verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Unterzeichnende überzeugt ſeyn muß, ohne Unterzeichnung erſcheine das Werk gar nicht. Im entgegengeſetzten Falle wird es freylich Jeder bequemer finden, die wirkliche Erſcheinung des Werks abzuwarten. Die Nimmerſatte unter den Buchhändlern, die an ihren Verlagswerken einen ewig wiederkehrenden Gewinn machen wollen, werden freylich auf einer Seite gegen den Weg der Unterzeichnung ſelbſt mit einer Menge Einwendungen auftreten, und auf der andern auch bey dem Gebrauch dieſes Wegs doch noch ein Verboth des Nachdrucks fordern. Aber wer wird bey der Frage: Was iſt Recht? dem Eigennutz eine Stimme zugeſtehen? Freylich läßt ſich in der Regel nur für die bereits vortheilhaft bekannten Schriftſteller ein günſtiger Erfolg von dem Wege der Unterzeichnung, weil man auch auf dem Büchermarkte nicht gern eine Katze im Sack kauft, hoffen. Aber dafür iſt auch für die wenig oder gar nicht bekannten Schriftſteller die Gefahr des Nachdrucks ſo gut als gar nicht vor-

handen, und hat je Einer oder der Andere eine ſo vortheilhafte Meinung von ſeinem Werke, daß er wirklich das Schickſal wenn nicht der beſten, doch der beliebteſten Schriftſteller fürchten zu müßen glaubt, ſo gibt es ja der Gelegenheiten nur gar zu viele, um eine Probe deſſelben zur Lockſpeiſe für die bedenklichen Unterzeichner in aller Welt zu verbreiten.

Kann, ich berufe mich auf Ihr Urtheil, mein Freund! ein Vorſchlag billiger ſeyn, als ein ſolcher, der die Anſprüche aller ſtreitenden Theile befriedigt? Durch den Weg der Unterzeichnung ſichern ſich Schriftſteller und Verleger ihren rechtmäßigen Gewinn; die Bedürfniße ärmerer Bücherkäufer werden befriedigt, und ein Menſch, der auch leben will, verdient bey dem Nachdrucken ebenfalls noch ſein Stückchen Brot. Uebrigens kenne ich neben dieſem Mittel für die Buchhändler, ſich gegen den etwaigen Schaden des Nachdrucks zu decken, noch ein gleich ſicheres, ihm völlig zu ſteuern, nämlich — wohlfeilere Preiſe, für welche ſie ſich durch

größere Auflagen vollkommen entſchädigen könnten. Aber das Mittel wird verworfen, weil man es bequemer findet, denſelben Gewinn durch einen kleinen, als durch einen großen Abſatz zu erhalten.

Wenn aber, mein beſter Jonathan! Schriftſteller und Verleger es ſelbſt in ihrer Gewalt haben, ſich gegen den von ihnen behaupteten, wenn gleich nicht erwieſenen, und wie ich gezeigt habe, ſchlechterdings nicht zu erweiſenden Schaden des Nachdrucks zu ſichern, wie kann es ihnen einfallen, noch den Schutz des Staats ertrotzen zu wollen? Hilf Dir ſelber! iſt der natürlichſte und gerechteſte Beſcheid für alle Klagenden, die ſich ſelber helfen können, und ſelbſt für diejenigen, deren Klage nicht ſo grundlos iſt, als die Klagen der Buchhändler gegen den Nachdruck. Oder ſoll die Obrigkeit etwa Jedem eine Schildwache vor ſein Haus ſtellen, der aus Trägheit oder Nachläßigkeit es unverſchloſſen läßt? Was würde man von dem Elephantentreiber ſagen, der ſein Thier, ſtatt es in einen

Kaſten zu verſchließen, öffentlich über den Markt führte, und die Leute, die ſich an dem Anblick deſſelben ergetzten, ohne ihm ihren Groſchen in den Hut zu werfen, Diebe und Spitzbuben ſchimpfte, und indem er von dem Richter Hülfe gegen ſie verlangte, die Ungereimtheit bis zu der Behauptung triebe, die Beſchauer hätten ihm ſeinen Elephanten geſtohlen? Oder wer würde den Luftſchiffer nicht für unſinnig erklären, der, während er über unſern Häuptern ſchwebt, allen Leuten, von welchen er nicht für ſeinen Verſuch bezahlt wäre, verbiethen wollte, in die Höhe zu blicken? Dieſe unſinnige Forderung machen aber alle gegen den Nachdruck eifernden Schriftſteller und Buchhändler, ſtatt daß ſie dem Beyſpiele des klügern Luftſchiffers folgen ſollten, der vor allen Dingen ſich ſeines Lohns verſichert, ehe er ſich, gleich unſern Himmel an fliegenden Poeten, zur Ergetzung ſeines Publikums in höhere Regionen erhebt. Im Ernſt. Sind die Nachdrucker Diebe, ſo ſind die von ihnen Beſtohlenen die einfältigſten Leute

von der Welt, und wahrlich, beſter Jonathan! gäbe es ſonſt keinen Grund gegen ein Verboth des Nachdrucks, ſo wäre es an dieſem einzigen genug, daß troß deſſelben Schriftſteller und Verleger es in ihrer Gewalt haben, jener, ſich den Preis für das Werk ſeines Geiſts, und dieſer, ſich den Werth ſeiner Waare zu ſichern. Machen beyde übertriebene Forderungen an das Publikum, ſo iſt es ihre Schuld, wenn dieſes ſich mit ihnen nicht einlaſſen will. Da zugleich die Buchhändler unaufhörlich ihre unmäßigen Bücherpreiſe mit dem Nachdruck entſchuldigen, ſo können ſie bey dem Wege der Unterzeichnung, durch welchen ja der Nachdruck beſeitigt wird, ſich von dieſer Seite um ſo billiger finden laſſen, und in demſelben Grade ſich deſto mehr Abnehmer verſprechen.

Alſo, mein Freund! wenn wir die Sache auch von Seiten des ſchriftſtelleriſch-kaufmänniſchen Vortheils betrachten, iſt und bleibt unbedingte Freyheit der Preſſe die Loſung. Wenn ein Schriftſteller, der den Völkern ſein Evan-

gelium predigen will, ſeinem edlen Zwecke jedes Opfer zu bringen verbunden iſt, und wenn man von einem Liebling der Muſen mit Recht fordert, daß er keine Krämer-Seele ſey, ſo kann man Schriftſtellern und Verlegern ihr Geſchrey gegen den Nachdruck um ſo weniger verzeihen, da nicht einmahl ein Opfer von ihnen gefordert wird. Mögen auch ſie ihren Handel treiben, wie Andere. Der Staat wird ihnen gleichen Schutz mit allen ſeinen übrigen Bürgern angedeihen laſſen. Aber er würde die Gerechtigkeit verletzen, wenn er ihnen, indem er ihrem trotzigen Verlangen, den Nachdruck zu verbiethen, nachgäbe, mehr Rechte als dieſen zugeſtände. Uebrigens könnte man, was die Schriftſteller insbeſondere betrifft, auch noch fragen: Seit wenn das Bücherſchreiben unter die ordentlichen Gewerbe gehöre, und alſo auf Rechte Anſprache machen könne, die der Staat nur dieſen zugeſtanden habe? Man weiß wenigſtens bis jetzt noch Nichts von einer Steuer, oder ſonſt einer Auflage, mit welcher die Büchermacher ſich dieſe Rechte erworben hätten.

Nicht ohne ſchmerzliche Empfindung erinnere ich mich bey dieſer Veranlaſſung einer Rolle, welche einſt Wieland, nicht zu ſeinem Ruhm, in Sachen des Nachdrucks ſpielte. Er ließ eine Vertheidigung deſſelben, die ihn zum Verfaſſer hatte, in ſeinem deutſchen Merkur abdrucken. Die Buchhändler lärmten, und Wieland, ſtatt über die Schreyer zu lachen, trug kein Bedenken, den Aufſatz ungefähr mit dem nähmlichen Recht für Ironie zu erklären, mit welchem er die Klopſtockſche Meſſiade ein komiſches Gedicht hätte nennen können. Er vergaß alſo aus Furcht vor zwey oder drey habſüchtigen Buchhändlern ſeine Würde ſo ſehr, daß er ſeine öffentlich bekannte Ueberzeugung öffentlich abläugnete. Er ließ ſich eine unwiderlegliche Wahrheit reuen, und ſagte ſtatt ihrer eine Unwahrheit, die jedes Kind mit Händen greifen kann. Uebrigens iſt gerade dieſe Geſchichte ein Triumph für den Nachdruck. Warum mußte Wieland ſeinen Ernſt für Spaß erklären, als weil man ſeine Gründe unwiderleglich fand?

Bald, mein beſter Jonathan! ſind Sie in dem Falle, mir zu ſagen, ob es meinen Gründen gelungen iſt, wenn nicht, Sie mit dem Nachdruck zu verſöhnen, doch Ihren Abſcheu gegen ihn zu vermindern. Leben Sie wohl.

Eilfter Brief.

Jetzt, mein theurer Jonathan! nachdem wir den Nachdruck von der Seite des Rechts ſowohl, als von der Seite ſeines Einflußes auf die Literatur und den Buchhandel betrachtet, und alle Gründe erſchöpft haben, welche ein Verboth dieſes ſogenannten Verbrechens verbiethen, laſſen Sie uns noch ſehen, wie das Verboth, wenn es trotz jener Gründe ergehen ſollte, ungefähr lauten müßte.

I. Es läßt ſich nicht läugnen, daß der Einfluß des Nachdrucks für die Literatur, weil er ihre Freunde, für die Schriftſteller, weil er ihre Leſer und Bewunderer vermehrt, und für das Publikum, weil er dem minder vermögen-

den Theil deſſelben den Ankauf der Bücher möglich macht, der wohlthätigſte iſt.

II. Es iſt im höchſten Grad ungereimt, wenn die Schriftſteller und ihre Verleger den Nachdruck einen Diebſtahl nennen, indem er beyde im vollen Beſitz ihres Eigenthums läßt.

III. Der Schaden, den die Buchhändler durch den Nachdruck zu leiden behaupten, läßt ſich ſchlechterdings nicht beweiſen, weil es auf die Frage ankommt, ob ein Käufer des wohlfeilen Nachdrucks ohne dieſen die theure ächte Ausgabe gekauft haben würde.

IV. Der Beweis wird um ſo ſchwieriger, da die tägliche Erfahrung lehrt, daß trotz des wohlfeilern Nachdrucks die ächte Ausgabe eines Buchs ihre Abnehmer findet.

V. Wäre aber auch der nicht zu erweiſende Schaden gegründet, ſo würde er dennoch den Beſchädigten nur in dem Falle ein Recht zur Klage geben, wenn ſie zugleich das Unrecht des Nachdrucks zu beweiſen vermöchten.

VI. Das Recht, nachzudrucken, muß nothwendig in dem Recht zu drucken überhaupt begriffen ſeyn, weil dieſes Recht ohne den freyen Gebrauch aller möglichen Buchſtaben- und Wortverſetzungen ein Unding wäre, und ſobald alſo der Druck eines Buchs überhaupt nicht verbothen iſt, ſobald muß auch der Nachdruck deſſelben erlaubt ſeyn.

VII. Dieſes natürliche Recht wird durch den Ankauf eines Buchs eben ſo gut auch ein erworbenes, als das Recht, es zu leſen, es abzuſchreiben, es auswendig zu lernen, es zu verleihen, oder es gar zu vernichten.

VIII. Durch das Schreiben eines Buchs kann ſich der Verfaſſer deſſelben unmöglich das Recht erwerben, Andere in dem freyen Gebrauch der Zeichen, welcher man ſich zur ſchriftlichen Gedanken-Mittheilung bedienen muß, auf irgend eine Weiſe zu beſchränken.

IX. Der Verleger eines Buchs hat bloß das Recht, daſſelbe feilzubiethen, keineswegs aber

das Recht, zu verlangen, daß die Käufer des Nachdrucks bey ihm kaufen, und aus eben dieſem Grunde geſchieht ihm auch durch das Verkaufen des Nachdruckers um ſo weniger ein Unrecht, da auch dieſer Jedem die Freyheit laſſen muß, ob er ſeinen Nachdruck, oder die ächte Ausgabe kaufen will.

X. Wenn Schriftſteller und Verleger durch den Nachdruck zu Schaden kommen, ſo haben ſie das Unglück ihrer eigenen Unvorſichtigkeit und Nachläßigkeit zuzuſchreiben, weil ſie ſich ihrer Waare, nähmlich der Gedanken des Schriftſtellers, entäußern, ehe ſie ſich des Preiſes derſelben verſichert haben.

XI. Wenn die Schriftſteller, nicht zufrieden, ihre zu einer Waare gemachten Gedanken Ein Mahl verkauft zu haben, behaupten, dieſe Gedanken hörten auch als Waare nach dem Verkaufen nicht auf, ihr Eigenthum zu ſeyn, und das Recht, ſie immer aufs Neue zu verkaufen, gehe ſogar auf ihre Erben über: ſo gebührt ihnen das Lob, in der Kunſt, lächerliche und wi-

derſinnige Anſprüche zu machen, das Höchſte geleiſtet zu haben.

Betrachtet man alſo die Sache aus dieſem Geſichtspunct, ſo gewinnt es allerdings das Anſehen, als ob Schriftſteller und Verleger mit ihrem Geſuch um ein Verboth des Nachdrucks, da

I. derſelbe in jeder Beziehung wohlthätig, und

II. kein Unrecht iſt, hingegen

III. die Klagen gegen ihn theils offenbar ungegründet, theils nicht zu erweiſen ſind, ſchlechterdings und um ſo mehr abzuweiſen ſeyn möchten, da es nur auf die Kläger ankommt, ſich gegen den Schaden, den ſie zu leiden vorgeben, entweder durch den Weg der Unterzeichnung, oder durch billigere, bey ſtärkern Auflagen mögliche Preiſe zu ſichern. Allein es ſind zum Verderben der Nachdrucker von Rechtswegen folgende Gegengründe wohl in Betrachtung zu ziehen.

I. Unmöglich können die Leute, die Bücher ſchreiben, unmöglich können Philoſophen, Rechtsgelehrte, Theologen, unmöglich können Poeten und Proſaiſten, die mit Einem Munde den Nachdruck verdammen, gegen einen Nachdrucker Unrecht haben.

II. Die Buchhändler ſind, wenn gleich ihre Bücherpreiſe alles Maß überſteigen, doch die uneigennützigſten Leute von der Welt, und da ſie bey ihren Klagen gegen den Nachdruck nicht ſowohl ihren eigenen Vortheil, als vielmehr das Beſte der Literatur und des Publikums vor Augen haben, ſo kann die Frage gar nicht davon, ob ein Verboth des Nachdrucks gerecht iſt, oder nicht, ſondern nur davon ſeyn, ob ſo uneigennützige Leute, als die Buchhändler ſind, nicht mit Recht verlangen, daß man, um ſie nicht zu betrüben, ihnen auch das ungerechteſte und ungereimteſte Geſuch gewährt.

III. Man kennt Buchhändler, die trotz des Nachdrucks, Millionen mit ihrem Handel gewonnen haben, aber wer kennt einen einzigen

in dem Grade reichen Nachdrucker? Soll aber der Beſitzer einer Million ſeinen Rechtshandel gegen einen Menſchen verlieren, der vielleicht nicht ſoviel Groſchen, als er Thaler beſitzt, und im Verhältniß zu ihm ein Bettler iſt? Und iſt nicht der Reichthum der meiſten Buchhändler ein Beweis ihrer guten, und die Armuth der meiſten Nachdrucker ein Beweis ihrer ſchlechten Sache? Soll man endlich die Leute, die ein beſonderes Patent haben, Geld zu gewinnen, nicht im Nothfalle ſogar mit Aufopferung des Rechts aufmuntern, der erſten gewonnenen Million eine zweyte, und der zweyten eine dritte beyzufügen?

IV. Der Nachdruck des Converſations-Lexikons, dieſes eben ſo vortrefflichen, als gemeinnützigen Werks, durch deſſen Hülfe ſich auch die ungelehrteſte Welt jeden Augenblick in die gelehrteſte verwandeln kann, iſt, da er dem beklagenswürdigen Verleger es unmöglich machte, bis jetzt mehr als fünf rechtmäßige Auflagen abzuſetzen, ſchon allein ein ſolches Verbrechen,

daß er mit dem gänzlichen Verboth des Nachdrucks überhaupt noch viel zu gelinde beſtraft wird.

V. Die Zumuthung, daß Schriftſteller und Verleger ſich des Preiſes ihrer Waare verſichern ſollen, ehe ſie ſich der Gewalt über dieſelbe begeben, iſt zu verwerfen, weil ſie ſich nicht mit ihrer Bequemlichkeit verträgt.

VI. So ſehr auch manche Schriftſteller mit ihrer Behauptung, der Nachdrucker ſtehle ihnen ihre Gedanken, ſich dem Gelächter und der Vermuthung Preis geben, daß ihre Gedanken des Stehlens nicht werth ſeyn möchten, ſo verdient doch der Einfall, ein beſonderes Geſetz gegen das Gedankenſtehlen zu verlangen, ſchon um ſeiner Eigenthümlichkeit willen alle mögliche Aufmerkſamkeit.

VII. Niemand darf weniger taub ſeyn, als die Gerechtigkeit, und da Niemand ärger ſchreyt, als die über den Nachdruck klagenden Schriftſteller und Buchhändler, was müßte man von

dem Richter halten, der durch dieſes Geſchrey ſich das Herz nicht rühren ließe?

VIII. Wer wollte es endlich einem Richter zumuthen, nicht aus Begierde nach den Lobpreiſungen, und aus Furcht vor den Verunglimpfungen der Schriftſteller, und beſonders derjenigen, die ihr Wohlgefallen und ihr Mißfallen abſingen, das Recht ein wenig zu beugen?

Aus dieſen und noch unzähligen andern Gründen von gleichem Gewicht wird hiemit zu Recht erkannt, daß der Büchernachdruck ein förmlicher Gedankenraub iſt, und daß eben daher von nun an jeder Nachdruck eines Buchs, ſo lange es auch nur noch in den Gewürzläden zu finden iſt, dem Straßenraub gleichgeachtet, und gleich dieſem mit Galgen und Rad beſtraft werden ſoll.

Nur noch für einen Brief, mein Beſter! erbitte ich mir Ihre Geduld, und wenn ich dieſe bisher mißbraucht habe, ſo klagen Sie Ihre Schützlinge, die Nachdruckerfeinde, dafür an.

Zwölfter Brief.

Alſo, mein beſter Jonathan! ſollte mir doch noch die Freude werden, Sie mit dem Büchernachdruck, den Sie bisher beynahe für ein todeswürdiges Verbrechen hielten, ausgeſöhnt zu ſehen? Glauben Sie aber ja nicht, daß ich mit dem Stolz eines Siegers die Feder niederlege. Nicht mir, ſondern der Wahrheit gebührt die Ehre. Wie könnte ein Mann, wie mein Freund Jonathan, dieſer ſein Ohr verſchließen?

Da wir alſo jetzt über den Gegenſtand unſers Streits völlig einverſtanden ſind, ſo laſſen Sie mich mit einer allgemeinen Bemerkung ſchließen. Iſt es nicht ſeltſam, daß der Büchernachdruck ein ſo großes Unrecht, und ſogar ein förmlicher Diebſtahl ſeyn ſoll, und daß demungeachtet es noch keinem ſeiner unaufhörlich ſchreyenden Feinde, welchen es doch allen zuverläßig nicht an gutem Willen, und manchem auch nicht an Scharfſinn, um zumahl eine ge-

rechte und klare Streitſache geſchickt zu führen, gebrach, gelungen iſt, ein allgemeines Geſetz gegen das abſcheuliche Verbrechen zu bewirken? Wiſſen die Regenten und ihre Räthe, wiſſen unzählige Gerichtshöfe nicht mehr, was Recht und Unrecht iſt? Und ſind ſo viele rechtliche und einſichtsvolle, dem Nachdruck das Wort redende Männer, ſind dieſe mit Blindheit geſchlagen, oder zwingt ſie endlich ein perſönlicher Vortheil, für eine von ihnen für ſchlecht erkannte Sache zu ſprechen? Ich weiß, mein Freund! auf dieſe Fragen keine andere Antwort, als daß das Recht der Schriftſteller und der Buchhändler nicht völlig ſo ſonnenklar ſeyn muß, als ſie behaupten. In der That, wir ſind weder mit einer ſo dichten Finſterniß umhüllt, daß wir nicht mehr Recht und Unrecht unterſcheiden könnten, noch ſind wir ſo ausgeartet, daß wir es nicht mehr unterſcheiden wollten, und wenn alſo die Regierungen Anſtand nehmen, den Nachdruck für ein mit Galgen und Rad zu beſtrafendes Verbrechen zu er-

klären: ſo kann dieſe ihre Bedenklichkeit unmöglich einen andern Grund haben, als daß er wirklich — kein Verbrechen iſt.

Was ſoll man endlich ſagen, wenn die rechtlichſten Menſchen ſich keinen Augenblick bedenken, den Nachdruck eines Buchs zu kaufen, ſobald die ächte Ausgabe ihnen zu theuer iſt? Etwa, daß ſie keine rechtlichen Menſchen ſind? Dieſe Meinung haben manche Buchhändler nur zu deutlich zu verſtehen gegeben. Aber ich denke, wenn der nähmliche Mann, dem alle Welt das Zeugniß gibt, daß er ſich nimmermehr erlauben würde, eine geſtohlene Waare zu kaufen, doch ein nachgedrucktes Buch kauft: ſo erregt ſeine Handlung ſolange die Vermuthung, daß ein nachgedrucktes Buch keine geſtohlene Waare iſt, bis man das Gegentheil aufs ſtrengſte bewieſen hat.

Dieſe Briefe ſind zwar zunächſt für Sie, mein beſter Jonathan! und an Sie geſchrieben. Aber gewiß iſt es Ihnen nicht zuwider, wenn ſie auch von Andern geleſen werden, und da ich,

wenn es darauf ankommt, die Wahrheit zu ſagen und zu vertheidigen, ein wenig mehr Muth habe, als die Natur dem guten Wieland verliehen zu haben ſcheint: ſo trage ich keine Scheu, was ich dem Freund ſagte, der ganzen Welt zu ſagen, und meine Bekenntniße über einen ſo oft abgehandelten, und doch noch nicht ins Klare geſetzten Gegenſtand, als der Büchernachdruck iſt, der öffentlichen Prüfung zu unterwerfen. Dürfen die Buchhändler unaufhörlich gegen den Nachdruck ſchreyen, ſo müßen doch andere ehrliche Leute auch einmahl für ihn reden dürfen. Nichts wäre nach meiner Meinung unerträglicher und nachtheiliger zugleich, als der Zwang, den die über den Nachdruck klagenden Schriftſteller und Buchhändler fordern. Der nähmliche Menſch, der ſeine Gedanken in keiner andern Abſicht drucken laſſen konnte, als um ſie ſo weit als möglich zu verbreiten, iſt der Erſte, der ſich dieſer Verbreitung aus allen Kräften widerſetzt, und bloß ihm und dem Manne zu gefallen, der ſeine Gedanken zu einer

Waare macht, ſollen die Geſetze was Recht iſt, zum Unrecht ſtempeln. Was der Eigennutz fordert, ſoll ungeprüft und unbedingt gewährt werden, weil er die Miene eines Leidenden anzunehmen verſteht. Menſchen klagen über Raub, die zugleich bekennen müßen, daß ſie noch im ungeſtörten Beſitz von Allem ſind, was ſie ihr Eigenthum nennen dürfen, und die, wenn je ihr angeblicher Schaden ein erwieſener wäre, ihn bloß ihrer Sorgloſigkeit und Nachläßigkeit zuzuſchreiben hätten. Was kann barbariſcher und widerſinniger zugleich ſeyn, als daß Alle, welche die ächte Ausgabe eines Buchs wegen des zu hohen Preiſes ſchlechterdings nicht zu kaufen vermögen, es aus keiner andern Urſache ganz entbehren ſollen, als weil ein Anderer, der es ihnen wohlfeiler zu liefern bereit wäre, es durch das Machtgeboth des Verlegers nicht drucken darf? Die Armen ſollen verhungern, damit die Bäcker im ungeſtörten Beſitz bleiben, theures Brot zu verkaufen. Kann mir irgend ein Buchhändler, wenn ich ihn frage, ob es

nicht wünſchenswerther ſey, daß ein die Welt aufklärender, und die Menſchheit beſſernder Schriftſteller, z. B. ein Mann, wie Gellert, oder Möſer, zwanzigtauſend Leſer im Nachdruck, als nur zweytauſend in der ächten Ausgabe erhalte, ohne roth zu werden, mit Nein antworten? Und doch ſind es gerade die Buchhändler, die ſich gegen die Erreichung dieſes anerkannt heilſamen Zwecks auflehnen. Ihre Stunden der Andacht ſollen nur dem reichen Manne den Weg zum Himmel zeigen. Hunderttauſend Arme mögen nach den Grundſätzen dieſer Selbſtſüchtigen lieber aus Mangel der Erbauung zur Hölle fahren, als daß der Nachdruck ihnen auch nur Einen Käufer ihrer Ausgabe, an welchen ſie jedoch nicht den Schatten eines Rechts haben, entzieht. Und muß der Unwille gegen dieſe Anmaßenden und Unerſättlichen nicht den höchſten Grad erreichen, wenn ſie, wie neuerlich der Verleger des Converſations-Lexikons, ſelbſt öffentlich bekennen müßen, daß ſie mit vier Auflagen nicht einmahl

ihre Abnehmer befriedigen konnten, und daß der gewiß ungeheure Gewinn von dieſen vier ungeheuren Auflagen ihrer Habſucht immer noch nicht genügt? Gewiß, der Nachdrucker jenes Werks hat nicht nur den Liebhabern deſſelben, ſondern auch dem Verleger ſelbſt einen weſentlichen, obgleich von dieſem mit ſchnödem Undank belohnten Dienſt geleiſtet, indem er jene gegen die Steigerung des Preiſes ſchützte, und dieſen zu der ihm durch Vermehrung des Abſatzes vortheilhaften Mäßigung deſſelben zwang.

Gibt es alſo mein theuerſter Freund! eine höhere Pflicht, als daß Jeder, dem Recht und Wahrheit am Herzen liegen, ohne auf das Geſchrey der Leute zu achten, die Nichts als ſchreyen können, und ihre Gegner, die ſie nicht zu widerlegen wiſſen, wenigſtens betäuben möchten, ſich laut und öffentlich gegen ein Verboth erklärt, das nur Böſes ſtiften und Gutes verhindern würde, und zugleich mit den klarſten Begriffen des Rechts im Widerſpruch ſtände?

Können die Feinde des Nachdrucks, unter welchen ich jedoch diejenigen, die mit der kecken Seichtigkeit eines Kotzebue ihr Stimmchen über die Sache erheben, ungezählt und unbeachtet laſſe, mich des Irrthums überführen, ſo bin ich zum augenblicklichen Widerruf bereit. Sind aber, wie ich fürchte, die gegen ein Verboth des Nachdrucks ſprechenden Gründe nicht umzuſtoßen: ſo wird es gut ſeyn, ſie lieber ganz unangetaſtet zu laſſen, als, wie es bey der trefflichen Schrift des würdigen Krauſe nahmentlich auch im Morgenblatte, und neuerlich erſt von dem Verfaſſer des Bahrdt mit der eiſernen Stirn in ſeinem nichtswürdigen Wochenblatte geſchehen iſt, mit Unverſtand und Ungeſchliffenheit gegen ſie und ihre Vertheidiger zu Felde zu ziehen. Man hat bisher in den zahlloſen Schriften gegen den Nachdruck den Fehler begangen, daß man das erſt zu Beweiſende als ſchon bewieſen vorausſetzte, und es war daher kein Wunder, daß einige der Verfaſſer ihre Gründe, deren Schwäche ſie ſelbſt fühlen mußten, noch durch

andere Waffen zu verſtärken ſuchten, durch deren Gebrauch man die Welt nur zum Achſelzucken, und ſeine Gegner zwar zum Schweigen bringen, aber weder überzeugen, noch verwunden kann. Ob auch in Sachen des Büchernachdrucks ein Buchhändler, wie der Verleger des Conversations-Lexikons, der ſich nicht entblödet, mit tapferem, neu-deutſchem Turner-Muthe ganze Regierungen an ihrer Ehre anzutaſten, und einzelnen angeſehenen Staatsbeamten, bloß weil ſie ſich beſſer aufs Denken und auf die Lehre von dem, was recht iſt, verſtehen, als er und ſeine armſeligen Anwälte, aufs unwürdigſte zu begegnen, hundert Mahl vor der Wahrheit die Ohren verſtopft, ſie hört nichts deſto weniger keinen Augenblick auf, Wahrheit zu ſeyn.

In der That, wenn die Gegner des Nachdrucks mit fanatiſcher Wuth jeden ehrlichen Mann verketzern, der eine der ihrigen entgegengeſetzte Meinung laut werden läßt, ſo geben ſie gerade durch dieſes Betragen ihre Sache verloren. Nur

das Unrecht darf das Licht ſcheuen, und wenn alſo die Behauptung: Der Nachdruck iſt ein Diebſtahl, unumſtößlich iſt, ſo kann man ja über jeden Verſuch, ihn umzuſtoßen, lachen. Man nenne mir einen einzigen Menſchen, dem es noch mit allen möglichen Redekünſten gelungen wäre, die Welt glauben zu machen, das Gerade ſey krumm, und das Weiſſe ſey ſchwarz. Nur wer alſo gern Krummes für Gerades, und Schwarzes für Weiſſes verkaufen möchte, wird die Leute anfeinden, die ſich mit der Unterſuchung: Was iſt krumm, und was iſt gerade, was iſt ſchwarz, und was iſt weiß? beſchäftigen.

Was mich betrifft, ſo fordere auch ich von jedem Gegner, der gegen mich in die Schranken treten will, vor allen Dingen, daß er den Anſtand nicht verletze, und wer mir alſo, indem er, wie Herr Brockhaus, von Seigneurs und Teufels-Advokaten ſpricht, den Handſchuh hinwirft, kann verſichert ſeyn, daß ich ihn — nicht aufnehme.

Zum Beſchluße verwahre ich mich auch noch feyerlich gegen jedes Berufen auf das Anſehen dieſes oder jenes Schriftſtellers, deſſen Lehre von dem Büchernachdruck eine andere iſt, als die meinige. Gilt ein Anſehen, wo es auf Gründe ankommt? Und was kann ich daher Anders ſagen, als: Auch Du, Brutus? wenn ich unter den Verſchworenen gegen den Büchernachdruck, welchen es übrigens noch nicht gelungen iſt, dem Gegenſtand ihres unrepublikaniſchen Haſſes auch nur eine einzige Wunde beyzubringen, auch einen Jean Paul erblicke?

Leben Sie wohl, mein Freund! und glauben Sie mir, daß ich, ſo gewagt auch das öffentliche Bekenntniß, das ich über den Büchernachdruck abzulegen im Begriff ſtehe, dem größern Theil des Publikums ſcheinen mag, doch über die Folgen meines Schritts vollkommen ruhig bin. Iſt es auch nur zu wahrſcheinlich, daß man im Jahr 1818 mich ver-

ketzert, im Jahr 1918 läßt man meinen Grundſätzen deſto gewißer Gerechtigkeit widerfahren. Oder ſoll die Herrſchaft der Vorurtheile ewig dauern?

1818.

Zweyte Abtheilung.

I.

Gelegenheitliche Bemerkungen.

1.

Der Gegner der Preßfreyheit.

Es gehört unter die Zeichen unſerer Zeit, daß der Verfaſſer eines der nichtswürdigſten Pasquille, der zugleich einer der ſittenloſeſten Schriftſteller iſt, als ein erklärter Feind der Preßfreyheit öffentlich aufzutreten, die mehr als eiſerne Stirn hat. Sollte nicht ſchon ein Gegner, wie dieſer, der Sache bey den Regierungen das Wort reden? Was die Schlechten zu Feinden hat, muß nothwendig das Rechte ſeyn.

2.

Der Bücherurtheilſudler.

In der Halliſchen Literaturzeitung nennt ein Söldling, dem zuverläßig jeder Dummkopf beym erſten Anblick um den Hals fällt, um ihm den Bruderkuß zu geben, aus Gelegenheit der Anzeige einer Zeitſchrift eine Reihe von Mitarbeitern, denen er, wie er in ſeiner Dummdreiſtigkeit ſich ausdruckt, ſein Mißfallen bezeugt. Der Umſtand, daß unter dieſen Mitarbeitern auch mein Nahme ſteht, ſollte mich zwar mit dem Menſchen, der die Leute nur durch ſein Lob beleidigen kann, verſöhnen. Aber was würde man ſelbſt von einem Ariſtarch ſagen, wenn er ſich den Ausdruck: Wir bezeugen Dieſem oder Jenem unſer Mißfallen, erlaubte? Und ein Bube, der wahrſcheinlich vor Kurzem noch unter den Hieben ſeines Schulmeiſters heulte, und in jeder von ihm geſchriebenen Zeile beweiſt, daß er unter allen Sudlern, die ſich jemahls des Kiels der ihnen verwandten Gans bedienten, der jämmerlichſte iſt, ſoll für

einen ſolchen Uebermuth ungezüchtigt bleiben? Der nichtswürdige Schütziſche Lohnknecht trete aus ſeinem Winkel hervor, wenn er nicht will, daß ich ſeine Verborgenheit öffentlich für ein Bekenntniß ſeiner Verworfenheit erkläre.

3.

Deutſche Literatur.

Hätten wir lauter Schriftſteller wie Wieland, Möſer, Thümmel, Klinger, Engel, Gotter und einige wenige andere, das Ausland würde aufhören zu läugnen, daß auch die Deutſchen eine Literatur beſitzen.

4.

Deutſches Genie.

Als die Deutſchen Genie bekamen, war es nicht nur um ihre Kunſt, ſondern ſelbſt um ihren Verſtand geſchehen.

5.

Lichtenberg.

Bey keinem Schriftſteller findet man neben ſo viel ächtem Witz ſo viel unächten und geſuchten, als bey Lichtenberg. An dichteriſcher An-

lage gebrach es ihm gänzlich, und dieſer Mangel iſt ſelbſt bey ſeinen gelungenſten Werken nur zu fühlbar. Daß übrigens der undichteriſche Lichtenberg tauſend Mahl mehr werth iſt, als tauſend unſerer neueſten Lärmpoeten, welcher Mann von Verſtand und Geſchmack könnte dieſe Wahrheit läugnen?

6.

Deutſche Bücherbeurtheiler.

Welche Strafe wäre es für die Unternehmer der meiſten unſerer Bücher anzeigenden Tagblätter, wenn ſie gezwungen würden, die Nahmen ihrer Söldlinge der Oeffentlichkeit Preis zu geben! Man würde, mit geringen Ausnahmen, eine wahre gelehrte Gaunerliſte zu leſen bekommen.

7.

Die Unſterblichen.

Ich prophezeye kaum irgend einem Weſen einen ſchnellern Tod, als einem großen Theil unſerer heutigen Unſterblichen.

8.

Die Lieblingspoeten.

Ich leide weniger bey der Langeweile, die mir ein Duns, als bey dem Ekel, den mir mancher hochgeprieſene Lieblings=Sänger unſerer Tage verurſacht.

9.

Das Bücherverbrennen.

Nicht nur an einem Gedächtnißfeſte, das nur alle hundert Jahre wiederkehrt, Tag für Tag ſollte man die Schriften gewißer Leute den Flammen übergeben, und ich preiſe die Handlung der jungen Männer auf dem Wartberge in doppeltem Sinne als einen ſchönen Feuer Eifer.

10.

Die beliebten Komödien.

Mit Recht ziehen die Bühnen gewiße Komödien eines bekannten fruchtbaren Schriftſtellers allen andern vor, weil ſie den von ſelbſt roth werdenden Schauſpielerinnen die Schminke erſparen.

11.

Neue Schauſpiel=Titel.

1. Das Epigramm — auf ſeinen Verfaſſer. 2. Die — unverzeihliche — Schuld. 3. Der Rehbock, oder das Luſtſpiel zum Roth werden.

12.

Die Preßfreyheit.

„Was ſchützt mich gegen die Preßfreyheit?“— Die Preßfreyheit!

13.

Das Wir eines bekannten Wochenblattſchriftſtellers.

Das lateiniſche nos, wenn es von einer einzelnen Perſon gebraucht wird, überſetzt der beſcheidene Deutſche durch ich, und wenn alſo Herr v. Kotzebue, der in ſeinem leidigen Wochenblatte auf eine eben ſo lächerliche als ekelhafte Weiſe immer Wir ſagt, wo andere ehrliche Leute ſich mit dem ich begnügen, den Tadler dieſer Unſchicklichkeit beſchuldigt, er müße wenig Latein verſtehen, ſo kann dieſer ihm antworten: So viel Latein, als Hr. v. Kotzebue, deſſen

klaſſiſche Gelehrſamkeit zu bezweifeln, gar triftige Gründe vorhanden ſind, glaube ich auf alle Fälle zu verſtehen. Er ſelbſt aber verſteht nicht Deutſch zu ſchreiben, weil er ſich ſonſt keine Latinismen erlauben würde. Auf das Wir der Literaturzeitungen darf ſich Hr. v. Kotzebue nicht berufen, weil bey dieſem, nicht zu gedenken, daß es ſchon oft genug ein Gegenſtand des Spottes war, mehrere Urtheilende vorausgeſetzt werden, und ſelbſt wenn man, wie es auch wirklich der Fall iſt, nur Einen annehmen darf, dieſer doch wenigſtens ſeinen Nahmen nicht nennt. Doch wozu ſo viele Worte! Ich berufe mich, den Hrn. v. Kotzebue allein ausgenommen, auf die ganze Welt, ob ſie ſich des Lachens erwehren kann, wenn der Verfaſſer des literariſchen Wochenblatts vor ſein Publikum hintritt, und ſpricht: Wir, Auguſt von Kotzebue! Ein Wunder, daß der Selbſtherrſcher eines eſthländiſchen Bauernhofs nicht auch noch von Gottes Gnaden hinzuſetzt.

14.
Der Kalender-Krieg.

Man lacht über die Leute, die ſich ums Kaiſers Bart ſtreiten. Was ſoll man aber zu dem Streit um den Nahmen eines ſo geiſtloſen Schriftſtellers, als weiland Herr Wilhelm Gottlieb Becker war, ſagen, der gegenwärtig zwiſchen dem nunmehrigen Herausgeber ſeines unbedeutenden Taſchenbuchs, und dem vormahligen Verleger deſſelben ſogar vor den Gerichten geführt wird? Hr. Becker, der ſich ſtets durch ein ſtarkes Maß von Eigendünkel auszeichnete, freut ſich ohne Zweifel noch im Grabe eines Streits, der ihm einige Aehnlichkeit mit dem Homer gibt. Und was könnte ſeiner Eitelkeit mehr ſchmeicheln, als daß, wenn die Wirkſamkeit anderer Schriftſteller mit ihrem Tode ein Ende nimmt, nach dem ſeinigen ſein Taſchenbuch ſogar doppelt erſcheint? Wir haben alſo Kalender-Zwillinge, und da ſie einander ſchon in der Wiege mit dem Tode bedrohen: ſo liefern ſie vielleicht gar noch einem Klinger oder Leiſewitz der

jetzigen Zeit den Stoff zu einem zweyten, die Zwillinge betitelten Trauerſpiele, das ſich mit dem Untergange der beyden feindlichen Brüder endigt. Uebrigens hätte billig Herr Friedrich Kind bedenken ſollen, daß ſeine ewigen öffentlichen Fehden mit ſeinem Nebenbuhler dem Publikum, welchem weder die Perſon, noch die Schriften des Herrn Kind ſo wichtig ſeyn können, als ihm ſelbſt, nothwendig im höchſten Grad ekelhaft ſeyn müßen.

15.

Das Schwaben-Alter der deutſchen Literatur.

Man behauptet von den Schwaben, ſie würden erſt mit dem vierzigſten Jahre klug. Gerade das Gegentheil iſt von der deutſchen Literatur zu ſagen, und dieſer muß alſo die Schwaben-Natur völlig fremd ſeyn. Mit dem Jahre, in welchem die Schwaben Verſtand bekommen, verließ ſie der ihrige beynahe gänzlich, und leider laſſen die Spuren des Wahnſinns, die man noch

bis auf den heutigen Tag an ihr bemerkt, wenig Hoffnung zu ſeiner Wiederkehr übrig.

16.

Ankündigung.

Von den beyden, in dieſen Werken oft und viel belobten Helden, wovon der eine ſich bald Schmul, bald Nundinator, und der andere bald Nullus, bald Sordidus nennt, wird, um ihren Verdienſten volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, nächſtens durch einen der Aufgabe vollkommen gewachſenen Mann eine umſtändliche Biographie unter dem Titel: „Aus ihrem Leben. Wahrheit ohne Dichtung. Von einem Unparteyiſchen“ ans Licht geſtellt werden. Beyde ſind unermüdete Schriftſteller, und wer ihre Hauptwerke kennen lernen will, gehe — zum Henker, der vielleicht noch unverbrannte Exemplare davon beſitzt.

II.

Nagelneue Lehre.

Rede wahr; ſcheue Niemand.
August v. Kotzebue.

Der berühmte Herr Auguſt v. Kotzebue ſpricht in ſeinem literariſchen Wochenblatte von Buben, die ihm ſein bekanntes ungemein launiges und witziges Büchlein: Bahrdt mit der eiſernen Stirn, zum Verbrechen machen wollen. Alſo nicht der Menſch, müßt Ihr wiſſen, der ein Bubenſtück begeht, ſondern der Verwegene, der es ihm vorrückt, iſt ein Bube.

Es iſt dem vortrefflichſten und fruchtbarſten aller deutſchen Komödienſchreiber zu wünſchen, daß er mit dieſer neuen Lehre eine günſtigere

Aufnahme finde, als mit einigen andern eben ſo neuen. Die Preßfreyheit iſt das größte aller Uebel, und Leibeigenſchaft und Sclaverey ſind die größten aller Wohlthaten! wie viel Papier hat Herr v. Kotzebue ſchon in Weimar und in Mannheim mit dieſen beyden unumſtößlichen Wahrheiten beſchrieben! Aber welchen Ohren hat er ſie gepredigt, als tauben? Und welchen Lohn hat er dafür bey Leuten, die man allgemein für weiſe und für rechtſchaffen hält, eingeerntet, als das Gegentheil von Liebe und Achtung?

Was übrigens den Bahrdt mit der eiſernen Stirn betrifft: ſo mag man das Büchlein immerhin als das verworfenſte aller Pasquille verſchreyen, Herr v. Kotzeeue hat doch vollkommen Recht, wenn er ſich zur Entſchuldigung deſſelben auf ſeine Jugend beruft, indem er wirklich zur Zeit, als er es ſeiner Feder entſchlüpfen ließ, nicht mehr als — dreyßig Jahre zählte.

August v. Bülletin.

III.

Der Schauſpieldichter Ayrenhoff.

Der ehrenwerthe Veteran der deutſchen Literatur, Herr von Ayrenhoff, iſt kürzlich in einem unſerer kaum mehr zu zählenden Tagblätter ein kindisch gewordener Alter geſchimpft worden, deſſen Werke nicht unter der Kritik, ſondern hinter der Kritik wären.

Wer fühlt nicht, daß ein Urtheil in dieſem Tone ſelbſt in dem Munde eines Mannes von den größten Verdienſten, eine Unbeſcheidenheit wäre? Und doppelt gerecht iſt daher der Unwille über daſſelbe, wenn man weiß, daß es einem Schriftſteller angehört, der in einem Augen-

blicke, wo Nichts ſo wohlfeil iſt, als der Ruhm, ein wenig von ſich reden macht, um in Kurzem für immer vergeſſen zu werden. Wenn ſchon ein hohnſprechender Rieſe verlacht wird, was ſoll man von hohnſprechenden Zwergen ſagen? Wie dieſer vorſchnelle Urtheilſprecher und kecke Verunglimpfer beſteht, wenn die ächte Kritik ſeine Werke ihrer Prüfung würdigt, davon mag er ſich vorläufig aus den Heidelberger Jahrbüchern überzeugen. Welchen Rang auch Herr von Ayrenhoff unter den dramatiſchen Dichtern behaupten mag, es kommt nur auf ihn an, troß manchem Helden des Tags, oder vielmehr der gegenwärtigen dramatiſchen Nacht, Schickſalstragödien zu Dutzenden auszubrüten, und ſie würden ihm nur um ſo beſſer gelingen, je kindiſcher er wäre. Wo ſollte aber der anmaßende Kunſtrichter die Kräfte zu einem Trauerſpiele hernehmen, das ſich mit einem Ayrenhoffſchen meſſen könnte? Und wie viel könnte er als Luſtſpieldichter von dem Verfaſſer des Poſtzugs lernen, wenn es ihm belieben wollte,

zu ihm in die Schule zu gehen! Mit Einem Worte, die Trauerſpiele eines Ayrenhoff und eines Cronegk, auf welchen der Hohnſprecher gelegenheitlich auch einen verächtlichen Seitenblick wirft, haben auf alle Fälle vor gewißen Schickſalstragödien den Vorzug, daß ſie uns bey andern Nationen nicht zum Gelächter machen, und uns nicht zugleich dem Vorwurf einer ewigen Barbarey Preis geben. Sind ſie ſeit vierzig Jahren vergeſſen, oder, wie ihr eingebildeter Verächter ſich ausdruckt, verſchollen, ſo haben wir den Verluſt ſo lange zu beklagen Urſache, bis er uns durch andere, als durch Schickſalstragödien erſetzt iſt. Daß der Ausdruck hinter der Kritik, auf welchen ſein Erfinder ſich nicht wenig zu gut zu thun ſcheint, unter der Kritik iſt, braucht nicht erſt bemerkt zu werden.

IV.

Kunſturtheil eines bekannten Wochenſchriftſtellers.

Rede wahr; ſcheue Niemand.

August v. Kotzebue.

Folgendes Epigramm eines obſcuren Dichterlings wird von dem berühmten Verfaſſer des Bahrdt mit der eiſernen Stirn in ſeinem literariſchen Wochenblatte, dieſer Ehrenpforte, die er jede Woche ſich ſelbſt errichtet, für recht witzig erklärt:

„Geh nach Sibirien H—g, da kannſt Du mit Epigrammen
Zobel ſchießen; was gilts? keinem verdirbſt Du den Pelz.“

Faſt ſollte man nach dieſem Urtheil urtheilen, Hr. v. Kotzebue wiſſe, ſo ungemein witzig er auch ſelbſt bekanntermaßen iſt, doch ſchlechterdings nicht, was Witz iſt. H—gs Epigramme, meint ohne Zweifel der ſeyn wollende Epigrammendichter, müßten ſehr ſtumpf ſeyn, weil er, ſchöße er Zobel damit, keinem den Pelz verderben würde. Wir wollen aber einmal annehmen, Hr. v. Kotzebue ſelbſt habe während ſeines Aufenthalts in Sibirien, in dem merkwürdigſten Jahr ſeines Lebens, ſeine köſtliche Muße bloß dem Epigrammenmachen gewidmet, und ihn fragen, wie er es hätte angreifen wollen, um mit ihnen, ſo ſcharf auch, weil ſie von ihm herrührten, ihre Spitze nothwendig hätte ſeyn müßen, einem Zobel den Pelz zu verderben? Wem, als einem Menſchen ohne Verſtand kann es einfallen, von Pfeilen, die der Dichter abſchießt, dieſelbe Wirkung, wie von den eiſernen Pfeilen des Bogenſchützen zu fordern? Der Einfall, den Hr. v. Kotzebue „recht witzig" findet, iſt alſo, da er ſich eben ſo gut auf das

beſte, als auf das ſchlechteſte Epigramm, und ſogar auf eins, das aus der Feder des Hrn. v. Kotzebue käme, anwenden läßt, ganz und gar unwitzig, und um ſo erbärmlicher, da der Spott zugleich offenbar auf der Vorausſetzung beruht, daß die Epigramme des angegriffenen Dichters ohne die Kraft, den Zobeln den Pelz zu verderben, doch die Kraft beſäßen, ſie zu erlegen, und der Verfaſſer alſo, da ein ſtumpfer Pfeil, mit welchem die Epigramme von H—g verglichen werden, einen Zobel noch viel weniger zu erlegen, als ihm den Pelz zu verderben vermag, ſich ſelbſt widerſpricht. Läugnet aber der Verfaſſer, oder der ihn bewundernde Hr. v. Kotzebue, der am allerunerträglichſten iſt, wenn er den Kritiker ſpielen will, etwa dieſe Vorausſetzung, ſo taugt der Einfall vollends gar Nichts, weil man, wenn H—gs Epigramme den Zobeln zwar den Pelz nicht verderben, aber ſie auch nicht erlegen, nicht weiß, warum der armſelige Witzling ihm nach Sibirien zu gehen räth.

Hr. v. Kotzebue hat ſich zugleich erlaubt, an die Stelle der von dem Verfaſſer des Epigramms gebrauchten Buchſtaben H—g den Nahmen Haug zu ſetzen. Woher, muß man fragen, weiß Hr. v. Kotzebue, daß dieſer Dichter gemeint iſt? Und gemeint oder nicht gemeint, welchen Nahmen verdient ein Verfahren, wie das ſeinige? Womit hat Haug, der auch als Dichter eine ganz andere Ehre genießt, als Hr. v. Kotzebue, ihn beleidigt, daß er eine Gelegenheit vom Zaune reißt, um ſein Müthchen an ihm zu kühlen, und bey ſeinem hämiſchen Angriff noch kecker zu Werke geht, als ein Menſch, der, wie er ſich einbildet, ihn mit Epigrammen antaſtet? Wahrlich, Hr. v. Kotzebue, der, wie es ſcheint, die Zwietracht zu ſeiner Hausgöttinn erkoren hat, und unaufhörlich mit Steinen nach den Dächern ſeiner Nachbarn wirft, ſollte doch ſein eigenes Haus von Glas nicht vergeſſen. Selbſt der unglücklichſte Epigrammendichter iſt doch offenbar vollkommen berechtigt, hoch auf einen Schriftſteller herabzuſehen, der

mehr als dreyßig Jahre lang Nichts gethan hat, als daß er, der Pasquille nicht zu gedenken, die Welt mit Komödien heimſuchte, von welchen man nicht weiß, ob ſie vor dem Richterſtuhle der Moral, oder der Kunſt eine größere Verdammniß trifft.

V.

Bruder Moritz, des Sonderlings, Nachricht von einem an dem Herrn Auguſt v. Kotzebue verübten ungeheuren Diebſtahl.

Rede wahr; ſcheue Niemand.
Auguſt v. Kotzebue.

Mitleidiges Deutſchland! Veranſtalte über Hals und Kopf ein allgemeines Trauerfeſt! Verſchließe die Schauſpielhäuſer, und geſtatte wenigſtens drey Monate lang Deinem Volke ſelbſt bey Kirchweihen und Bauernhochzeiten keinen Tanz! Du mußt Leid tragen über eine ſchreckliche That. Der Mann, der ſeit mehr als dreyßig Jahren von der Bühne herab Deinen Söhnen und Töchtern täglich ſich jetzt halb todt

zu lachen, und jetzt halb todt zu weinen geboth, der Dein Zwerchfell wie Deine Thränendrüſen mit gleicher Zaubergewalt beherrſchte, der Mann, der die alberne Meinung der Väter von dem, was ehrbar, was keuſch iſt, und was wohl lautet, zum Frommen Deiner Jugend mit den unwiderſtehlichen Waffen ſeines Witzes bekämpfte, der Mann, der nicht müde wird, Dir die Lehre zu predigen, daß Jeder, der Leibeigenſchaft und Sclaverey, deren Ketten ihm wahre Gnadenketten ſind, nicht für das höchſte Glück achtet, ein Thor und ein Verbrecher ſey, der Mann, der, ſo viele Freyheiten er auch ſich ſelbſt herausnimmt, doch keine Freyheit dulden will, der Mann endlich, der unter allen möglichen Freyheiten die Preßfreyheit, der er doch ſelbſt am meiſten bedarf, am meiſten haßt, und die Preſſe durch die Preſſe verläſtert, mit Einem Wort, Dein Kotzebue, der Todfeind der Nachdrucker und der — Landſtände, hat einen Unfall erlitten, zu welchem, um ihn mit Zahlen auszudrucken, allein vier Nullen erfordert werden.

Man hat ihm nicht etwa ein elendes, erbärmliches, nichtswürdiges Bülletin, das gar keinen Klang für die Ohren, und höchſtens für die Naſe einen nicht ganz lieblichen Geruch hat, man hat ihm 50000, ſage funfzigtauſend wohlklingende, und gar nicht nach ihrer Erwerbsquelle riechende Thaler geſtohlen, und was das Schlimmſte bey der Sache iſt, die Thäter gehören in eine Klaſſe von Leuten, welche aufzuknüpfen, troß der herzbrechenden Ermahnungen des Herrn v. Kotzebue, die tauben Gerichte noch immer ſich weigern.

Der unglückliche Mann ſelbſt gibt von der ungeheuren Frevelthat in ſeinem beliebten, bereits zum dritten Mahle aufgelegten literariſchen Wochenblatte folgende, in jeder Beziehung höchſt merkwürdige, obgleich von Seiten ihres Styls nicht zu rühmende Nachricht, die ohne Zweifel ſelbſt die Herzen ſeiner zahlreichen Feinde zu bluten zwingen wird.

„Man möge es, beginnt Herr v. Kotzebue, dem Herausgeber dieſer Blätter nicht ver-

übeln, wenn er warm bey dieſer Materie wird. Er iſt Vater von dreyzehn Kindern, und hat in ſeinem Leben wenigſtens funfzigtauſend Thaler durch den Nachdruck verloren; denn wie oft hat er von ſeinen Verlegern hören müßen: Gern wollten wir Ihnen das Honorar verdoppeln, wenn Ihre Werke nicht augenblicklich nachgedruckt würden. Durch Hülfe dieſer ihm geſtohlenen 50000 Thaler würden manche ſeiner Kinder, die er vielleicht als unerzogene Waiſen zurück laſſen muß, eine gute Erziehung ſich verſchafft haben. Und das wäre dem Staate nicht mehr werth, als das Wohlleben eines diebiſchen Nachdruckers? Und das alte Kernſprüchlein: Was Du nicht willt, das Dir geſchicht, das thu auch einem Andern nicht, ſollte gar nicht mehr gelten?"

Aber wehe mir! Die Rührung, die ſich anfänglich für den Herrn v. Kotzebue zu rühren begann, zerſtört er ſelbſt durch ſeine eigene

Nachricht wieder. Der Nachdruck alſo iſt es, rufen die Leſer beynahe aus Einem Munde, durch welchen Herr v. Kotzebue um die ungeheure Summe von 50000 Thalern gekommen iſt? Wohl uns! Auf dieſe Weiſe können wir den Herrn v. Kotzebue ſeine Klaglieder allein ſingen laſſen. Er wird uns doch nicht zumuthen, mit ihm über einen Verluſt zu trauern, den er — im Traum erlitten hat? Um einen Unfall, wie dieſen, nach ſeinem wahren Werth zu ſchätzen, hat man nicht vier Nullen, man hat Nichts als Nullen nöthig.

Vergebens erinnert man die zahlloſen Grübler, welche dieſe Sprache führen, an das wichtige Wort der von kotzebueſchen Verleger. Ums Himmels willen, erwiedern ſie, indem ſie noch ärger lachen, als wenn ſie der Vorſtellung des luſtigſten kotzebueſchen Luſtſpiels anwohnten, wo hatte der beſonnene Herr v. Kotzebue ſeine Gedanken, als er auf dieſe Buchhändler-Ausflucht ſich berief, um der Welt vorzuſpiegeln, er wäre von den Nachdruckern um 50000 Thaler

beſtohlen worden? Hat jemahls der einfältigſte Menſch eine Behauptung, die ſich auf ein Wenn gründet, gleich dem Herrn v. Kotzebue, im wörtlichen Verſtand für bares Geld genommen? Wir würden Ihnen, vortrefflichſter aller Schauſpieldichter, Geſchicht= und Romanenſchreiber! gern Ihr Honorar verdoppeln, wenn die vermaledeyten Nachdrucker nicht wären, die auf Ihre Schriften ſo gierig ſind, als ihr Patron, der Teufel, auf die Seele eines armen Sünders, ſagen die kotzebueſchen Verleger. Alſo, ſchließt Herr v. Kotzebue, haben — die Nachdrucker mir 50000 Thaler geſtohlen. Iſt, ſeitdem die Welt ſteht, ein ähnlicher Schluß gemacht worden? Und konnten dieſe freygebigen Buchhändler, ſelbſt wenn man bey ihrer dem Herrn v. Kotzebue gegebenen Erklärung mit kaum zu verzeihender Gutmüthigkeit den beſten Willen vorausſetzt, konnten ſie ohne Hülfe der Erfahrung von vorn herein wiſſen, daß ohne den Nachdruck ihr Gewinn der doppelte geweſen ſeyn würde? Und was iſt alſo möglicher, als daß Herr v. Kotzebue,

auch ohne den Heißhunger der Nachdrucker nach den Geburten ſeines Witzes, außer ſeinen 50000 Thalern keinen rothen Heller mehr bekommen hätte? Funfzigtauſend an einen Schriftſteller bezahlte Thaler ſind wahrlich ſchon eine ſo ungeheure Summe, daß man ſie nicht erſt zu verdoppeln braucht, um ordentlich von einem Schwindel befallen zu werden. In welchem lächerlichen Lichte, fahren die Grübler fort, zeigt ſich alſo bey dieſer Veranlaſſung Herr v. Kotzebue! Man hat ihm 50000 Thaler geſtohlen, die er nie beſaß, und die zu erhalten für ihn ungefähr eben ſo wahrſcheinlich war, als daß er zugleich in zehn Lotterien das große Los gewann. Und was ſoll man vollends dazu ſagen, wenn Herr v. Kotzebue unverhohlen die Beſorgniß äußert, um des Diebſtahls der Nachdrucker willen möchte es manchem ſeiner Kinder, wenn ſie zu Waiſen werden, an einer guten Erziehung fehlen? Uns dünkt, mit Erlaubniß des Herrn v. Kotzebue, eine Beſorgniß, wie dieſe, ſollte ein Vater, der allein 50000 Thaler Buchhändlerlohn empfan-

gen hat, wenn ſeiner Kinder auch noch mehr als drenzehn wären, um Alles in der Welt willen nicht von ſich hören laſſen. Wer, fragt man mit Recht, ſoll denn noch Kinder erziehen, wenn man ſchlechterdings 100000 Thaler haben muß, um dieſe heilige Pflicht zu erfüllen? Die Kinder des Herrn v. Kotzebue ſind doch, ſo vornehm ihr Herr Papa auch iſt, keine Prinzen und Prinzeſſinnen? Könnte nicht das Publikum, wenn es den Hang des Herrn v. Kotzebue zu liebloſen Urtheilen hätte, ihn nach ſeinem öffentlich abgelegten Geſtändniß, 50000 Thaler Buchhändlerlohn, nebſt dem Ertrag ſeines Guts und ſeiner von Zeit zu Zeit bekleideten Aemter, wären ihm nicht genug geweſen, um ſeinen Kindern eine gute Erziehung zu verſchaffen, mit größerem Recht, als er die Nachdrucker, des Wohllebens beſchuldigen? Daß Herr v. Kotzebue, von manchen ſeiner Kinder ſpricht, über dieſen ſeltſamen Ausdruck wollten die Leute ebenfalls das Lachen nicht halten, und über die dereinſtigen Waiſen, die durch Hülfe der ihrem Vater un=

glücklicherweiſe geſtohlenen 50000 Thaler eine gute Erziehung ſich ſelbſt hätten — verſchaffen ſollen, wurden zugleich eine Menge Köpfe geſchüttelt. Ueberhaupt fand man es gar zu luſtig, daß Herr v. Kotzebue das kleine Heer ſeiner dreyzehn Kinder gleichſam als eben ſo viele Beweiſe der Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks ins Feld rücken läßt. Zuletzt waren auch noch mehrere ganz verſtändige Leſer des kotzebueſchen Wochenblatts der Meinung, daß wenn auch wirklich die oft beklagten 50000 Thaler ſtatt in ehrliche kotzebueſche, in diebiſche Nachdrucker-Hände gerathen wären, der Nachdrucker das geraubte Geld, ſtatt, wie Herr v. Kotzebue in ſeinem blinden Eifer ihn ohne allen Beweis beſchuldige, zum Wohlleben, ſo gut als dieſer zur Erziehung ſeiner Kinder anwenden könne, und daß alſo von dieſer Seite der Staat, da vor ihm, wie vor Gott, kotzebueſche Kinder und Nachdrucker-Kinder gleich viel gelten müßten, nicht die geringſte Urſache habe, zu Gunſten des erſten, übrigens anſehnlichen Häufleins mit dem Schwerte

drein zu ſchlagen. Beſonders ſeltſam hat man das von dem Herrn v. Kotzebue gegen den Nachdruck angeführte Reimlein: Was Du nicht willt, das Dir geſchicht, das thu auch einem Andern nicht, das er einen Kernſpruch zu nennen beliebt, gefunden. Der tief- und ſcharfſinnige Herr v. Kotzebue, ſagt man, weiß es gar nicht anders, als daß die Nachdrucker Diebe, recht ſchändliche Diebe ſind. Einen Dieb aber pflegen verſtändige Leute an Nichts als an das ſiebente Geboth zu erinnern, und was kann alſo alberner und ungeſchickter ſeyn, als der Gebrauch, den Herr v. Kotzebue von ſeinem in der Ammenſprache ausgedruckten Kernſprüchlein macht? Man muß nicht ſtehlen, nicht, weil man nicht wieder beſtohlen ſeyn will, ſondern weil der Diebſtahl durch göttliche und menſchliche Geſetze verbothen iſt. Die Nachdrucker, die dem Herrn v. Kotzebue 50000 Thaler geſtohlen haben, fordern ihn kecklich heraus, ihnen wieder 50000 Thaler zu ſtehlen, und ſein Kernſprüchlein kann alſo unmöglich einen abhal-

ten, auch die Werke, welche die Welt noch von ihm zu hoffen hat, gleich denjenigen, mit welchen er ſie bereits beſchenkte, augenblicklich nachzudrucken. Kurz, der gute Homer-Kotzebue, wenn er von Leuten, die er bey jeder Gelegenheit mit der ekelhafteſten Gemeinheit Diebe ſchimpft, verlangt, ſie ſollten ſich des Nachdrucks nicht um des ſiebenten Geboths willen, ſondern weil ſie nicht wollten, daß ihnen das gleiche Unrecht geſchehe, enthalten, muß nothwendig geſchlafen haben.

Nach den Beweiſen der Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks, fahren die Gegner fort, muß man den Herrn v. Kotzebue nicht fragen. Er verdient in dem Sinne, in welchem man manche Dame wegen ihrer fertigen Zunge eine Rednerinn nennt, wegen ſeiner fertigen Feder den Nahmen eines Redners, aber er iſt kein Denker, und ſo warm er ſelbſt bey dem Nachdruck wird, ſo macht er doch den Nachdruckern ſo wenig warm, daß man wünſchen möchte, er wäre kalt geblieben, um wenigſtens

erträglich über einen Gegenſtand zu urtheilen, an welchem längſt ganz andere als kotzebueſche Köpfe ihre Kraft vergebens verſucht haben. Iſt der Nachdruck erlaubt, oder nicht? dieſer Knoten will aufgelöſt, und nicht zerhauen ſeyn, und Herr v. Kotzebue mit ſeinen Weidſprüchlein und Schimpfwörtern kann ſich alſo höchſtens ein brockhauſiſches Lob verdienen, indeß Leute von Einſicht und Unbefangenheit die Achſel über ihn zucken.

Wenn Manche die Klagen des Herrn v. Kotzebue über den Nachdruck ſeiner Schriften, und beſonders über den augenblicklichen Nachdruck, geradezu für eine Wirkung ſeiner ungemeſſenen Eitelkeit, und die Erwähnung der ihm geſtohlenen 50000 Thaler für eine lächerliche Prahlerey, Aufſchneiderey und Windbeuteley erklären, ſo mögen ſie vielleicht der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Allein mit Recht kann Herr v. Kotzebue ihnen erwiedern: Welcher Sterbliche, wäre er ein ſo viel geleſener, ſo übermäßig bezahlter, und ſo häufig nachgedruck=

ter Schriftſteller, als ich, Gott ſey Dank! bin, würde vor Eitelkeit nicht ganz von Sinnen kommen? Darf ich aber, ſo ſehr ich auch meinen eigenen Werth fühle, nicht Jeden fragen, ob ich ganz von Sinnen bin?

Herr v. Kotzebue gibt übrigens bloß ſeinen eigenen Verluſt als die Urſache an, warum er bey der Materie des Nachdrucks, wie er ſich auszudrucken beliebt, warm wird, und er darf ſich daher gar nicht wundern, wenn die Leute ihm neben der Eitelkeit und der Prahlerey auch noch die unerträglichſte Selbſtſucht vorwerfen. Wer, ſagen ſie, ſich eines menſchlichen Gefühls rühmen will, muß auch bey dem Unrecht, das Andern widerfährt, nicht kalt bleiben. Aber ſagt nicht Herr v. Kotzebue beynahe mit dürren Worten, daß ihm dieſe Pflicht völlig fremd iſt? Möchte immer ein ganzer Meuſel voll Schriftſteller durch die Schuld der Nachdrucker verhungern, und unerzogene Waiſen zurücklaſſen, er bleibt kalt bey dem wirklichen Unglück ſeines Nächſten, und wird nur warm bey ſeinem eige-

nen eingebildeten, oder wohl gar nur von ihm erdichteten.

Sollte endlich, fragen einige gar zu giftige Zungen, bey den Schriften-Diebſtählen, welche der unermüdete Komödien- und Romanenſchreiber, Herr v. Kotzebue, erfahren zu haben, ſich klagend rühmt, nicht auch die Nemeſis ihre Hand im Spiele haben? Oder können nicht Franzoſen und Engländer, und der Himmel weiß, welche andere Nationen, ihm jeden Augenblick beweiſen, daß er bey mancher Witzgeburt, die er unter ſeinem Nahmen in die Welt ſchickte, in weit größerer Verdammniß iſt, als der unverſchämteſte Nachdrucker? Und berechtigt er nicht durch ſein literariſches Wochenblatt, in welchem er ſogar den freylich ſeines Beyfalls in jedem Betracht würdigen ſogenannten württembergiſchen Volksfreund auszuſchreiben ſich nicht ſchämt, jeden Nachdrucker, ihm den Bruderkuß zu geben?

Ich überlaſſe es dem Herrn v. Kotzebue, der bekanntlich in der Kunſt, die Leute an den Pran-

ger zu ſtellen, einer der ausgelernteſten Meiſter iſt, ob er dieſe Kunſt, die er Jeden, der in irgend einer Sache nicht ſeines Glaubens iſt, oder ſeinen unſterblichen Verdienſten zu huldigen ſich weigert, und ſelbſt noch täglich einen ſeiner ehemahligen Buſenfreunde in vollem Maße erfahren läßt, auch gegen die Verwegenen, die ihn ſelbſt an den Pranger zu ſtellen verſuchten, in Ausübung bringen, oder ob er ihnen als ein guter Chriſt und als ein über alle Angriffe erhabener Sterblicher und Unſterblicher verzeihen will. Zugleich aber erlaube ich mir auf meine eigene Fauſt noch einige Betrachtungen, die ich ihn, wenn ſie das Unglück haben ſollten, ihm zu mißfallen, meiner Schwachheit zu gut zu halten bitte.

Ich kann ihm nähmlich vor allen Dingen nicht bergen, daß mich ſeine Beſchwerde gegen den Nachdruck mit dieſem beynahe völlig ausgeſöhnt hat. So vortrefflich auch alle Werke des Herrn v. Kotzebue ohne Ausnahme ſind, ſo iſt die Summe von 50000 Thalern, die er da-

für erhalten zu haben, ſich öffentlich rühmt, doch immer auch noch eine vortreffliche Belohnung, und wenn Herr v. Kotzebue dieſe Wahrheit einzugeſtehen, ſchon von ſeiner großen Beſcheidenheit genöthigt wird: ſo darf ich ihn wohl fragen, ob er bey ſeinem Schelten des Nachdrucks ſich einer kleinen Geſichts-Röthe erwehren könne? Sey der Nachdruck auch noch ſo ungerecht, der Vorwurf, daß er den Schriftſtellern und ihren Verlegern ihr tägliches Brot raube, iſt doch gewiß, nach dem eigenen glänzenden Beyſpiele des Herrn v. Kotzebue, noch tauſend Mahl ungerechter. Er verhindert höchſtens, daß der Leib von beyden zum Schaden ihrer Seele nicht geil wird, und daß nicht am Ende, da wir von jeher der philoſophiſchen und poetiſchen Schuſter, Leinweber, Neſtflechter und Bauern mehr als zu viele zählten, Alles, was Hände hat, ſie dem Bücherſchreiben widmet. Er iſt alſo von den wohlthätigſten Folgen, und verdient von dem Staat ſelbſt alle mögliche Aufmunterung. Was nahmentlich den Herrn

v. Kotzebue betrifft, ſo hat er, wie man weiß, Aemter bekleidet, er hat ſich auf Reiſen zu Waſſer und zu Lande und auf die Flucht begeben, er hat ohne Zweifel bald dieſem, bald jenem Freunde gedient, er hat Briefe gewechſelt, er hat ein- und andere Frauen genommen, er hat neuerlich die Rolle eines Wächters des deutſchen politiſchen und literariſchen Zions geſpielt, er hat endlich die Bauern ſeines Guts regiert, und, wie er ſchon vor mehreren Jahren in einem im Morgenblatte abgedruckten Briefe erzählte, die armen leibeigenen Teufel, indem er ſie Kartoffeln bauen lehrte, — glücklich gemacht, und konnte alſo, bey ſo vielen Thaten und Wohlthaten, Geſchäften und Zerſtreuungen, nur einen Theil ſeiner Zeit, und wohl gar nur Nebenſtunden dem geiſtigen Kinderzeugen widmen. Und doch murrt und tobt der Mann, weil ihm ſeine Erhohlung von ernſtern Arbeiten, oder eigentlich ſein Zeitvertreib, nur mit ein Mahl, und nicht mit zwey Mahl funfzigtauſend Thalern bezahlt wurde. Welcher unausſtehliche und

unäſthetiſche Wuchergeiſt eines ſchönen Geiſts! Iſt er denn gar nicht genug zu belohnen? Und vergißt er ganz, daß ohne den Nachdruck ſeine eben ſo nützlichen, als ergetzlichen Schriften von Tauſenden, die um des lieben Brots willen ſelbſt kotzebueſche Werke nicht allzutheuer erkaufen können, hätten entbehrt werden müßen? Will er lieber ohne alles Lob ſeiner Großmuth bis über die Ohren, oder als ein Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts von allen Zungen geprieſen, nur bis an den Nabel im Golde ſitzen? Herr v. Kotzebue hat nicht nur ſeine dreyzehn Kinder, er hat als Schriftſteller die ganze deutſche Welt, und einen Theil der engliſchen und franzöſiſchen obendrein zu erziehen, und iſt er alſo nicht höchlich zu ſchelten, wenn er um des kleinen Häufleins der erſten willen von ſeinen übrigen zahlloſen Zöglingen ein ſo ungeheures Sündengeld für die Menge ſeiner ſämmtlichen Sittenbüchlein fordert, daß ſie auf die Erziehung ſelbſt, nicht ohne bittere Thränen, Verzicht thun müßen? O auri sacra fames,

was machſt Du ſelbſt aus einem Kotzebue! Ihm, der es ſich zum erſten Geſchäft ſeines Lebens machte, durch die rührendſten Komödien fremde Herzen zu erweichen, verſteinerſt Du das eigene! Doch hat man nicht ſchon ganze Bildſäulen menſchlich empfinden gelehrt? Und wer darf alſo mich verhöhnen, wenn ich, der Wunder eines Pygmalions und Orpheus eingedenk, laut die Hoffnung äußere, Herr v. Kotzebue werde, um eine recht entſcheidende Probe ſeiner Sinnesänderung abzulegen, zum Beſten der lehrbedürftigen und lehrbegierigen, aber leider geldarmen Welt, den Preis ſeines literariſchen Wochenblatts, wenn er es nicht ganz zu einer Armenſpende macht, wenigſtens auf die Hälfte herabſetzen?

Zum Beſchluß wird mir Herr v. Kotzebue noch die Frage erlauben, weſſen Schuld als ſeine eigene es iſt, daß ſeine Werke augenblicklich nachgedruckt werden? Wer heißt ihn Meiſterſtücke von ſolcher Vortrefflichkeit hervorbringen, daß man gar nicht anders kann, als ſich an ih-

nen vergreifen, und daß ſelbſt wenn der Nach-druck bis auf ſeine Zeit ein unerhörtes Verbrechen geblieben wäre, er bloß allein durch ſeine Schuld in die Welt hätte kommen müßen? Wahrlich, lieber möchte ich der elendeſte aller Schriftſteller ſeyn, als ſo viele arme Nachdrucker-Seelen, wie Herr v. Kotzebue, auf meinem Gewiſſen haben. Es wird viel ſeyn, wenn er nicht ſelbſt mit ihnen verdammt wird, weil er ſie durch ſeine verführeriſchen Schriften zum Diebſtahl verführte. Er halte alſo künftig, ich beſchwöre ihn bey den Seelen aller Nachdrucker und bey ſeiner eigenen, ſeinen immer nach dem höchſten Ziel rennenden unbändigen Geiſt im Zaum, und täuſche die Nachdrucker auf ähnliche Weiſe, wie ein ſchadenfroher Kobold die Schatzgräber, wenn er ſie ſtatt eines Topfs voll Gold einen voll Staub und Moder finden läßt!

Nachſchrift.

Geſchrieben im April 1819.

In dem tragiſchen Ende des Herrn v. Kotzebue konnte der Verfaſſer keinen Grund finden, ſeine gegen denſelben gerichteten Aufſätze, von welchen der gegenwärtige und der nächſt vorhergehende ſchon voriges Jahr im Freymüthigen ſtanden, zu unterdrücken. Da man die Schriften des Herrn v. Kotzebue nicht mit ihm zu Grabe getragen hat, ſo behalten auch die Schriften ſeiner Gegner ein Recht an ihre Stelle. Hätte man ſich doch keiner andern Waffe als der Feder gegen einen Schriftſteller bedient, der nur den Willen, aber nicht das Vermögen zu ſchaden hatte! Für Grundſätze, welche Herr v. Kotzebue, dem beſſern Genius ſeiner Zeit und vielleicht ſeiner eigenen Ueberzeugung zum Trotz, zu verbreiten, keine Scheu trug, verdient man nicht zu bluten, und wer mißgönnt es einem Verkün-

diger der Unwahrheit nicht, wenn ſein Schick=ſal ihn in den Augen der Schwachen unter die Märterer verſetzt?

Wem dringt ſich übrigens, wenn man in einem der letzten Wochenblätter des Herrn v. Kotzebue, die man ſeinen Schwanengeſang nennen kann, mit Erſtaunen und Abſcheu die Aeußerung lieſt, Herr Friedrich, in Berlin, ſollte für eine gewiße ſatyriſche Schrift, die übrigens, wie alle Erzeugniße dieſes aller Weihe der Muſen ermangelnden Satyrenſchreibers, im höchſten Grade verunglückt iſt, und ſchon aus dieſer Urſache nicht die geringſte Aufmerkſamkeit verdient, körperlich gezüchtigt werden, nicht die Betrachtung auf, daß dieſer Grundſatz noch ver=werflicher als derjenige iſt, nach welchem Herr v. Kotzebue unter den Dolchſtichen eines verirr=ten Jünglings fiel? Dieſer ergreift gegen einen Menſchen, den er für einen Verräther ſeines Va=terlands hält, den Dolch, und Herr v. Kotzebue will eine bloße nichtsbedeutende Satyre durch den Stock, und alſo, weil der Menſch, der

durch einen Dolch fällt, wenigſtens nicht wie derjenige, an welchem man durch den Stock Rache nimmt, beſchimpft wird, in gewißen Betracht noch härter geahndet wiſſen.

Ueberhaupt kann das Betragen des Herrn v. Kotzebue gegen die Leute, gegen welche er feindlich aufzutreten, ſich berufen glaubte, ſein Andenken am wenigſten ehren. Mit welchen Waffen hat er nicht gegen ſie gekämpft! Und lag es an ihm, wenn nicht Manche, deren Grundſätze nicht mit ſeinen politiſchen und literariſchen Wochenpredigten im Einklange waren, ihr Anders meinen mit dem Verluſt ihres ganzen Glücks büßten?

Der obengenannte Herr Friedrich hat ſich übrigens durch einen mit der Aufſchrift: An Sand, ſo eben in den Zeitungen erſchienenen, gar herzbrechenden Zuruf mit dem Schatten des Herrn v. Kotzebue zu verſöhnen getrachtet, und durch dieſes Straf= und Klaglied den bündigſten Beweis geliefert, daß wenn er in der Kunſt, vernünftige Leute durch Scherz zum

Lachen zu zwingen, ein großer Stümper, er ein deſto größerer Meiſter in der noch ſchwereren Kunſt iſt, dieſelbe Wirkung durch Ernſt hervorzubringen.

VI.

Der belehrte Kaiſer.

Peter, der Große, erzählte vor Kurzem das Morgenblatt, welcher mehrere ſeiner Hofleute nach dem weſtlichen Europa in der Hoffnung zu ſenden im Begriff war, die Bildung dieſer Auserwählten werde nach ihrer Rückkehr ſich weiter im Lande verbreiten, ſey dieſen Plan aufzugeben durch einen Senator bewogen worden, der ſeine Behauptung, die gewählten Reiſenden wären ſchon zu bärtig, um nicht mit ihren alten Sitten zurückzukehret, durch ein zuſammen gefaltenes Blatt Papier, deſſen Falten der Kaiſer nicht zu tilgen vermochte, bewies.

Ein gar feines Hiſtörchen, wie man in unſern Tagen, in welchen man aller Kritik für immer den Abſchied gegeben zu haben ſcheint, tauſende lieſt!

In welchem Lichte, muß man zuerſt fragen, erſcheint hier der große Kaiſer, der ſich auf eine Art belehren läßt, durch welche jeder Schulknabe ſich beleidigt finden würde? Wahrlich, man muß ſich nur wundern, daß der Unſterbliche ſich nicht aus dem Grabe erhebt, um nach ſeiner kräftigen Art den Erzähler handgreiflich Lügen zu ſtrafen. Und was ſoll man von der Lehre des weiſen Senators ſelbſt ſagen? Es waren, wie der Erzähler ſagt, ernſte reife Männer, die der Kaiſer auf Reiſen ſchicken wollte, und alſo wenigſtens keine Greiſe. Mit welchem Recht kann man aber von ernſten reifen Männern behaupten, ſie würden von Reiſen zurückkehren, wie ſie ausgegangen wären? Wer iſt mehr in dem Falle, mit Nutzen zu reiſen, als ein ernſter reifer Mann? Der Gegenſatz eines ernſten reifen Mannes iſt ein läppiſcher unrei-

fer Geck, und Leute dieſes Schlags hätte doch wohl der weiſe Kaiſer nicht auf Reiſen ſchicken ſollen? Sein Plan war alſo, da er zuverläßig nicht bloß äußere Bildung beabſichtete, obgleich dieſe zu erlangen für ernſte reife Männer nichts weniger als eine Unmöglichkeit ſeyn würde, trotz der Einwendungen des ſich weiſe dünkenden Senators, vollkommen wohl überlegt: Allein wir wollen einmahl den Satz gelten laſſen: Leute von reifem Alter ſind unempfänglich für neue Eindrücke, inſofern dieſe auf ihre Bildung wirken ſollen; wem in aller Welt wird es einfallen, ihn auf die Art erläutern zu wollen, wie es von dem Senator geſchehen iſt? Will man die Einfältigen durch Gleichniße belehren, ſo muß doch wohl das Gleichniß die Sache klarer machen, als ſie ohne daſſelbe iſt. Was müßte man aber von dem Verſtand eines Menſchen denken, der die von ihm bezweifelte Behauptung, dieſer oder jener bärtige Mann werde von einer Reiſe zurückkehren, wie er ausgegangen ſey, in dem Augenblicke glauben würde,

in welchem man ihm ein zuſammen gefaltetes Stückchen Papier vorlegte, deſſen Falten er nicht zu vertilgen vermag? Sagt ihm das Gleichniß mehr, als die einfache Behauptung: Alte Gewohnheiten laſſen ſich nicht leicht ablegen? Tropf! wird er zu dem Belehrer ſagen, bildeſt Du Dir ein, ich müße erſt von Dir lernen, was ein Stück Papier, und was eine Falte iſt? Zum Ueberfluß paßt das Gleichniß nicht einmahl zu dem gegebenen Falle. Die Aufgabe bey dem zuſammen gefalteten Papier war, die Falten, die es erhalten hatte, wieder zu vertilgen, bey den Reiſenden aber, ſich auf ihrer Reiſe zu bilden. Nimmt man alſo auch an, was ſich keineswegs, oder wenigſtens nur mit großer Einſchränkung annehmen läßt, einmahl, daß bey den Reiſenden der Zweck nicht anders, als mit Aufopferung gewißer früherer Eindrücke, die den Falten des Papiers entſprechen ſollen, hätte erreicht werden können, und dann, daß frühere Eindrücke bey den Menſchen ſo unvertilgbar ſind, als die Falten im Papier, ſo hinkt das

Gleichniß doch noch jämmerlich, nicht nur, weil für die bey den Reiſenden bezweckten neuen Eindrücke das Gegenbild fehlt, ſondern auch, weil das Papier, ſo lange noch eine glatte Stelle vorhanden iſt, durch alte Falten nicht gehindert wird, neue anzunehmen. Daß erſt noch bewieſen werden müßte, ob wirklich die Falten im Papier durch keine Kunſt zu vertilgen ſind, davon will ich gar nicht einmahl reden.

Nichts iſt unerträglicher, als die wichtige Miene und die Dreiſtigkeit, mit welchen man der leichtgläubigen Welt die albernſten Geſchichten, die in jeder Zeile das Gepräge der Falſchheit verrathen, zu erzählen pflegt, und es bedarf alſo wohl keiner Entſchuldigung, daß ich die gegenwärtige, mit welcher das Morgenblatt ſeine Leſer billig hätte verſchonen ſollen, in ihrer Blöße darzuſtellen mich bemühte.

VII.

Sebaſtian Brants, des Jüngern,

Lobrede auf einen deutſchen Mäcen und Buchhändler.

Es gibt Sterbliche, die ſchlechterdings unſterblich ſeyn, und ſogar, wenn ſie es bereits ſind, es immer aufs Neue werden wollen. Wer ſollte z. B. glauben, daß ein Buchhändler, der die Welt durch ein fünf Mahl rechtmäßig, und zwey Mahl unrechtmäßig aufgelegtes Converſations-Lexikon erleuchtete, ein ſolcher Vielfraß des Ruhms ſeyn könnte, daß er ſich immer noch auf Wegen betreten läßt, wo er dieſe ſeine Lieblingsſpeiſe zu erbeuten hoffen kann? Es iſt eine alte Klage, daß das arme Deutſchland eben ſo

viel Mangel an guten Gedichten leidet, als es Ueberfluß an ſchlechten beſitzt. Und was iſt alſo preiswürdiger, als den Geiſt der Poeſie in den Köpfen, worin er ſchlummert, durch Preis-Aufgaben zu wecken? Wem fällt es aber ein, ſich dieſes Verdienſt aller Verdienſte zu erwerben, als dem Manne, der mit gutem Fug auf den Lorbern ſeines Converſations-Lexikons ausruhen könnte, und von Rechtswegen auf ihnen ausruhen ſollte? Er macht ſich mit Freuden jährlich um zwanzig Friedrichsd'or ärmer, bloß um die Welt um zwanzigtauſend Reime reicher zu machen. Und in welchen Schatten wird alſo durch ihn der König Midas geſtellt, der bekanntlich auch ein Preisrichter war, und wohl gar noch größere Reichthümer beſaß, als der Verleger des Converſations-Lexikons, ſein Amt aber mit einer ſo ſchnöden Sparſamkeit verwaltete, daß er den Pan, deſſen Flöte doch in ſeinen Ohren ſüßer klang, als die Leyer des Muſengottes, auch nicht einmahl mit einem einzigen Friedrichsd'or, oder Midasd'or erfreute!

Wo ein Aas iſt, da ſammeln ſich die Adler, und wo Verdienſt iſt, da ſammeln ſich die Tadler. Oder mit andern Worten, nie fehlt es an Leuten, welche ihre Größe im Verkleinern des Großen ſuchen, und man ſieht dabey leider auch die poetiſchen Preisaufgaben überhaupt, und diejenigen insbeſondere, durch welche der Verleger des Converſations-Lexikons und des Taſchenbuchs Urania den unſterblichen Mäcen des alten Roms zu verdunkeln trachtet, von Dieſem und Jenem in einem Lichte dargeſtellt, daß es kein Wunder wäre, wenn die wackerſten Kämpfer um den Preis mitten in ihrem Laufe ſtutzig würden und umkehrten. Von allen Enden hört man die Frage, ob der ächte Dichter erſt eines ſo armſeligen Sporns, als zwanzig Friedrichs'dor wären, bedürfe, um dem erhabenen Berufe zu folgen, zu welchem die himmliſchen Muſen ihn ſchon bey ſeiner Geburt einweihten? Und ob nicht überdieß dieſelbe Belohnung für ein gelungenes Gedicht auch ohne Preisbewerbung zu erlangen ſey?

Es hilft wenig, wenn man die Fragenden bittet, ſie möchten doch zu dem freylich leichten Golde auch den gewichtigen Ruhm in die Wagſchale legen, der dem glücklichen Sieger zu Theil werde. Ruhm! rufen die Neidiſchen aus. Iſt denn ein Urtheil, das ein Buchhändler Gott weiß von wem fällen läßt, das Urtheil des Publikums, oder gar das Urtheil der ganzen Welt? Und iſt es untrieglich? Bedarf es alſo nicht auf alle Fälle einer höhern Beſtätigung? Welche Preiſe haben denn Klopſtock, Wieland, Leſſing und hundert andere Dichter erhalten, deren Werke doch wahrlich des Ruhms nicht ermangeln? Mit Einem Wort, wehe dem Gedicht, von welchem Nichts zu rühmen iſt, als daß es einen Preis erhielt! Es wird ſicher im Buchladen vermodern, und von den Würmern noch eher verzehrt werden, als ſein gekrönter Verfaſſer. Kein ächter Dichter ſollte ſich alſo von den Preiſen des Verlegers der Urania locken laſſen. Wer wird ſich aufmachen, um eine Krone von Goldpapier zu erobern, wenn eine von gediegenem Golde neben ihm liegt?

Daß ein heimliches Gericht, das vielleicht gar nur aus einem einzigen Beyſitzer beſteht, über den Werth der Preisgedichte entſcheidet, auch dieſer Umſtand gibt, ſtatt daß man gerade wegen der Heimlichkeit die Ausſprüche für Orakelſprüche halten ſollte, zu allerhand ungünſtigen Bemerkungen Anlaß. Wer, ſagt man, kann ſich eines Kranzes freuen, wenn er die Hand nicht kennt, von welcher er ihm gereicht wird? Nur durch dieſe erhält er ſeinen Werth, und kann alſo der Brockhauſiſche Preisgerichtshof es dem Publikum verdenken, wenn es ſeiner Verborgenheit eine ſeinen Mitgliedern, wenn deren je mehrere ſind, ſehr nachtheilige Deutung gibt? Da kein Apollo ſich um einen Preis von ihnen bewirbt, ſo wird auch Niemand behaupten, dieſe Urtheilſprecher hätten ſich vor dem Schickſale des Midas zu fürchten. Allein man darf billig zweifeln, ob ſelbſt Midas, ſo verdächtig auch von Rechtswegen jedes Urtheil von ihm iſt, die in der Urania aufs Jahr 1819 abgedruckte Erzählung Saladdin,

die, man mag auf den Plan, oder auf die Ausführung ſehen, tief unter der Mittelmäßigkeit ſteht, ein treffliches Gedicht genannt hätte.

Wer ſollte es dem Verleger der Urania nicht zutrauen, daß er ſelbſt Kraft und Muth im Ueberfluße beſitzt, um die zahlreichen Witzlinge, die ihn in ſeiner Mäcens-Rolle auszuziſchen frech genug ſind, zu Boden zu ſchlagen? Und ſtatt mich alſo ungebethen zu ſeinem Sachwalter aufzuwerfen, begnüge ich mich, ihn bloß gegen die wenigen Spitzfindigkeiten zu vertheidigen, bey welchen ich fürchte, er möchte von ſeinem eigenen Witz im Stiche gelaſſen werden.

Es ſteht nirgends geſchrieben, daß ein Buchhändler, der ſich zum Mäcen aufwirft, darum aufhören müße, ein Buchhändler zu ſeyn, und ich weiß alſo gar nicht, was die Leute wollen, wenn ſie es dem Verleger der Urania zum Vorwurfe machen, daß ſobald der Mäcen 20 Friedrichsd'or für ein Preisgedicht bezahlt, der Buchhändler flugs bey der Hand iſt, um durch ein

fünfjähriges Verlagsrecht des Gedichts zehn Mahl ſo viel, als er ausgegeben hat, wieder in ſeine Kaſſe zu leiten. Statt ihn zu tadeln, lobe ich vielmehr den ſinnreichen Mann, der, indem er ſeinen eigenen Acker pflügt, die Leute zu bereden weiß, er erzeige dieſen Dienſt ſeinem hülfsbedürftigen Nachbar. Es iſt etwas ſo Gemeines um manche Handels-Speculation, daß man es keinem ehrbegierigen Manne verdenken darf, wenn er die ſeinige in dem Lichte irgend einer wohlthätigen und rühmwürdigen Unternehmung darzuſtellen verſucht.

Man hat ferner, weil der wohlmeinende Verleger der Urania ſich, laut ſeines Programms, nicht mit bloß trefflichen Gedichten begnügen will, ſondern Gedichte verlangt, welche die ſtrengſten und höchſten Forderungen der Kritik erfüllen, gar ſehr die Achſel über ihn gezuckt, und behauptet, unter dieſer Bedingung hätte ſelbſt Wieland mit ſeinem Oberon den Preis nicht erhalten können, und die bezauberte Roſe, welche von Leuten, die

auch wiſſen wollten, was es heiße, die ſtrengſten und höchſten Forderungen der Kritik erfüllen, kaum für ein mittelmäßiges Gedicht gehalten werde, habe ihn mit dem höchſten Unrecht erhalten. Ein die ſtrengſten und höchſten Forderungen der Kritik erfüllendes Gedicht, das der Verleger der Urania bey Gelegenheit der Erzählung Saladdin ſogar einem trefflichen Gedicht entgegen ſetze, und welches alſo das non plus ultra der Dichtkunſt, und mehr als eine Iliade ſeyn müße, ſey beynahe der Quadratur des Zirkels und dem Perpetuum mobile gleich zu achten. Iſt es daher, fahren die ewigen Tadler fort, nicht die lächerlichſte aller Lächerlichkeiten, wenn man ein Wunderding dieſer Art nicht etwa von ausgelernten Meiſtern, ſondern vorzugsweiſe von Lehrlingen, die ihr poetiſches Talent erſt im Stillen üben, für einen Lohn von 20 Friedrichsd'or verlangt, und wenn vollends gar ein Buchhändler es iſt, von welchem die Forderung herrührt? Sauft das Meer aus, ruft Herr Brockhaus den Leuten zu, und

ich gebe Euch ein Glas Bier zu trinken! Allein ſo wahr auch dieſe Bemerkungen ſeyn mögen, ſo frage ich doch: Wo bleibt das Mitleid mit dem armen Blinden, dem Ihr doch nicht zumuthen werdet, daß er troz einem Sehenden von der Farbe urtheile? Spricht der Verleger der Urania nur mit Verſtand vom Buchhandel, ſo mag er immer ohne Verſtand von der Poeſie ſprechen, die für ihn ein wahres böhmiſches Dorf iſt. Die Arroganz, mit welcher der gute Mann bloß um der in den letzten Zügen liegenden Poeſie einen neuen lebendigen Odem einzublaſen, aus der ihm angewieſenen Sphäre heraustritt, iſt ſo beluſtigend, daß Jeder, der gern lacht, — und wer lacht nicht gern? — ſie ihm zum Verdienſt anrechnen muß.

Aber mehr noch als die Poeſie liegt dem frömmſten aller Buchhändler der Glaube am Herzen. Das Glück, welches dieſer gewährt, ſoll nach ſeinem Willen der Gegenſtand einer zu krönenden poetiſchen Epiſtel ſeyn. Wer kann jetzt noch über die Ruchloſigkeit und den Unglau-

ben unſerer Zeit klagen, wenn ſogar die Buch-
händler, die man bisher, wenn auch nicht ge-
rade für Teufelskinder, doch ziemlich allgemein
für ausgemachte Weltkinder hielt, ſich der Sache
der Religion mit einem ſo gewichtvollen Nach-
druck, als eine Hand voll Friedrichsd'or iſt,
annehmen? Man könnte freylich bey dieſer
Preis-Aufgabe nicht ohne einigen Schein ein-
wenden, nach der Bibel mache der Glaube ſo-
gar ſelig, und es heiße ihn alſo tief herab-
würdigen, wenn man erſt noch das bloße irdi-
ſche Glück, das er gewähre, zu einer Preis-
Aufgabe mache, und ihm ſogar für ſchnödes
Gold Lobredner, an welchen die Aechtgläubigen
nothwendig das größte Aergerniß nehmen müß-
ten, zu dingen verſuche. Allein gerade weil
vom Glauben die Rede iſt, ſind Grübeleyen,
wie dieſe, höchſt unzuläßig, und ich glaube
alſo, durch den Verleger der Urania werde das
ſo ſchwach glimmende Fünklein des Glau-
bens plötzlich wieder zur hellen Flamme auf-
lodern. Ich glaube zugleich, er ſelbſt habe

noch mehr Urſache, auf ſeinen Glauben, als auf ſein Wiſſen ſtolz zu ſeyn, und kann eben daher die Frage an den Himmel nicht zurück-halten, warum er nicht dieſem neuen Apoſtel, der eigene Poeten für den Glauben in Sold nehmen will, und ſich zuverläßig noch zum Propheten erhebt, die ſegnende und ge-ſegnete Hand der heiligzuſprechenden Frau von Krüdener zu Theil werden ließ? Doch wie kann dem Verdienſte eines Buchhändlers ſeine Krone fehlen, der — das Converſa-tions-Lexikon und die Zeitgenoſſen herausgibt und verlegt? In einem wie dem andern dieſer nie genug zu preiſenden Werke, in welchen freylich, ſtatt daß ſie von Rechts-wegen Weſtmünſter-Abteyen bloß für große Männer ſeyn ſollten, mitunter gar arme Trö-pfe ein Ehren-Denkmahl erhalten, und die Schafe keineswegs von den Böcken geſondert ſind, glänze künftig ſein Nahme, und zwar nicht, wie jetzt, bloß auf dem Titelblatte, als ein Stern der erſten Größe, und die

nachdruckende Hand eines ungläubigen Maklott laſſe wenigſtens dieſen Abſchnitt unangetaſtet!

VIII.

Der Ausgeſchloſſene.

Eine wahre Geſchichte.

Ein Gewißer bath um die Aufnahme in eine gewiße Geſellſchaft. Man konnte nicht ſagen, daß der Gewiße in der Stadt ſonderlich beliebt oder geachtet geweſen wäre, und da die ehrenwerthe Geſellſchaft, von welcher die Rede iſt, was den Gewißen betraf, gerade ſo dachte, wie die Stadt, ſo wurde ihm ſein Geſuch rund abgeſchlagen. Der Gewiße, welcher der ſchlechten Meinung der Stadt von ihm beyzupflichten, weit entfernt war, und ſich eingebildet hatte, die Geſellſchaft würde ſich ſeine Aufnahme in ihre Mitte zur größten Ehre rechnen, wurde

zum allgemeinen Gelächter, und ein ſchadenfroher Poet ſchickte dem Abgewieſenen, ſtatt der erwarteten Einlaßkarte, folgende Verſe zu:

„Nicht unſre Wahl, o Schmul! was auch Dein Unmuth klagt,
Hat Dir in unſern Kreis den Eintritt jüngſt verſagt.
Fern iſt von uns der Haß, ſelbſt der gerechte;
Denn Chriſten ſind wir, und zwar ächte.
Allein ein Wunder, ſchwör' ich Dir,
Fand plötzlich Statt, Dir zum Verderben.
Die weiſſen Kugeln ſahn beym Loſen wir
Von freyen Stücken ſchwarz ſich färben.“

IX.

Einige nöthige Schluß-Anmerkungen.

(Geſchrieben im Julius 1819.)

I.

Seite 217.

Rettung der Taſchenbücher gegen ihre Verunglimpfer.

Von den „gnädigen Herrn und Poeten" welcher der Schluß dieſes Aufſatzes gedenkt, iſt nicht nur ihre Herablaſſung gegen ihre nichtadelichen Verleger und das nichtadeliche Publikum, dem ſie das Leſen ihrer Werke ſo gut als dem hochadelichen vergönnen, ſondern auch ihre muſterhafte und erbauliche Frömmigkeit zu rühmen. Schwerlich hat noch ein

Sterblicher die ſämmtlichen andächtigen Liedlein des hochwohlgeborenen Herrn Barons von A—Z gezählt, und gewiß vermag ſie keiner zu leſen. Es iſt wahrlich kein kleiner Ruhm für das poetiſche Deutſchland, daß es zugleich das kopfhängende Deutſchland zu heißen verdient, und daß wir in jedem Reimer um ſo gewißer einen Heiligen anzubethen haben, je erbärmlicher der Stümper in ſeiner Kunſt iſt. Was iſt das von dem ſelbſt heiligen Franz Horn unter dem Titel: Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Deutſchlands, erſt kürzlich in der Furcht des Herrn ans Licht geſtellte Büchlein mit wenigen Ausnahmen anders, als ein Kalender ſolcher Heiligen, gegen welche die Heiligen des gemeinen Kalenders wahre Belialskinder ſind? Wahrlich, hätte Deutſchland, das noch immer lächerlicher Weiſe ſeinen Leſſing, ſeinen Klopſtock, ſeinen Wieland, ſeinen Schiller, und noch mittelmäßigere Poeten nicht vergeſſen will, nur den einzigen Franz Horn, ſchon um ſeinetwillen könnte es als ein hohnſprechen-

der Goliath alle Völker der Erde, von welchen jemahls die Kunſt Reime zu ſchmieden, und Reime und Reimer zu kritiſiren, getrieben worden iſt, herausfordern. In den Adern dieſes Franz aller Franzen rollt zwar kein adeliches, dafür aber göttliches Blut, und man ſollte daher nicht ſogar unmäßig lachen, wenn der Herrliche, vor deſſen Werken ſo wenig als vor ſeiner Kritik irgend ein Homer beſtehen kann, ſobald der Dämon der Reimerey und der Kunſtrichterey über ihn kommt, am liebſten ſein eigener Held iſt, und überhaupt ſich nicht etwa bloß, wie die Glücklichen in den Tollhäuſern, für einen einfachen Gott, ſondern für Gott den Vater, Gott den Sohn, und Gott den heiligen Geiſt zugleich hält. Es iſt, um mich eines Lieblingsworts des für freundliche Leſer ſchreibenden freundlichen Schriftſtellers zu bedienen, recht betrübt, daß auch ein ſolcher Mann in dem unfrommen Deutſchland den Pfeilen des Neids und der Bosheit nicht entgeht. So wenig man es glauben ſollte, ſo wahr iſt es gleichwohl,

daß gegen ihn die gottloſe Rede umherſchleicht, dieſes Hörnlein ſey zwar nur ein winziges elendes Ding, aber es blaſe unaufhörlich auf ſich ſelbſt und von ſich ſelbſt, und zwinge die ſcheußlichſten Töne aus ſeinem Innern hervor. Sonſt iſt von dieſem Dichter und Univerſal-Dichter-Prüfer, der kürzlich ſeinen Roman: Die Dichter, für ſein größtes Dichter-Meiſterſtück erklärt hat, noch die Eigenthümlichkeit zu bemerken, daß er ſogleich in die fürchterlichſte Raſerey verfällt, ſobald man das Wort Karfunkel vor ihm ausſpricht.

2.

Seite 307.

Veraltete Gedichte.

Auch ein bekannter hochgeborner, frommer, und zum Erſtaunen fruchtbarer Poet hat ſich erſt kürzlich wieder in einem Wochenblatte zum Ritter des Nibelungenlieds aufgeworfen. Dieſer kampfluſtige Gegner, der nicht bloß mit der Feder, ſondern auch mit dem Schwert dreinzuſchlagen verſteht, iſt doppelt furchtbar, und

wenn er gleich das Schwert zur Zeit noch in der Scheide ſtecken läßt, und wenigſtens auf gelehrten Tummelplätzen bloß die Feder zieht, ſo mag doch Jeder zittern, der das Nibelungenlied nicht ſo gut auswendig herzuſagen weiß, als ſeinen Morgen- oder Abendſegen. Man erinnert ſich noch vom heiligen Petrus her, wie leicht ein Apoſtel zum Zorn gereizt, und wie geſchwind ein Ohr abgehauen iſt.

Wie ernſt es dem erzürnten Poeten mit ſeiner Rüge iſt, kann man ſchon aus dem Umſtand abnehmen, daß ihm ſogar die vergeſſene Kinderſchrift eines vergeſſenen elenden Schriftſtellers die Gelegenheit darbiethen mußte, ſich der Rede, von der er, wie Elihu, der Freund Hiobs, ſo voll iſt, daß ihn der Odem in ſeinem Bauch ängſtet, zu entſchütten. Wer, meint er, dem Lied der Nibelungen ſeine Bewunderung verſage, ſey ein parteyſüchtiger und rechthaberiſcher Menſch, oder gar nur ein erbärmlicher Nachbether, und wer könnte frech und ruchlos genug ſeyn, um über dieſe Orakelſprüche die Achſel zu

zucken, oder gar die fromme Wuth des Orakels durch die Behauptung noch mehr zu reizen, Parteyſucht, Rechthaberey und Nachſprecherey könnten eben ſo leicht augenverdrehende Bewunderer, als loſe Verächter des Nibelungenlieds hervorbringen?

Auf eine ſehr erbauliche Art tröſtet ſich am Ende der ritterlich-furchtloſe und furchtbare Vertheidiger des Reckengeſangs mit der ſüßen Hoffnung, die Nachwelt werde es gar nicht glauben wollen, daß die nächſte Welt vor ihr, einige wenige Gerechte ausgenommen, über das höchſte aller poetiſchen Schöpfungswerke ſchlechterdings nicht habe außer ſich gerathen wollen, und es ſteht jetzt zu erwarten, ob irgend einer der Nichtbewunderer des Nibelungenlieds, deren Nahme faſt Legio iſt, den Muth hat, die Nachwelt gegen das ſehr zweydeutige Kompliment, welches von unſerem frommen Poeten ihrem geſunden Menſchenverſtand gemacht wird, in Schutz zu nehmen.

3.

Seite 348.

Heinrich von Kleiſt im Converſations=Lexikon.

Wie entſchieden der Unwerth des hier gerügten Converſations=Lexikons=Abſchnitts ſeyn muß, läßt ſich am ſicherſten aus dem Umſtand abnehmen, daß das Lexikon ſelbſt ihn ausgeſtoßen hat. Er mußte in der fünften Auflage ſeine Stelle einem andern überlaſſen, dem wenigſtens keine Vertheidigung des von ſeinem Helden begangenen Mords und Selbſtmords zur Laſt fällt.

Die

4te

und letzte Anmerkung betrifft den Verfaſſer ſelbſt, der mit dieſem ſechsten Theile wenigſtens für einige Zeit von ſeinen Leſern Abſchied nimmt. Was er im Jahr 1818 ſchrieb, liefert der ſechste Theil gedruckt. Im Jahr 1819 verbeſſerte er eben dieſen Theil, und das Jahr 1820 hat er mit allen ſeinen Leſern erſt noch zu erleben, ehe

er in demſelben Hand an irgend ein Werk zu legen, ſich einfallen laſſen darf.

Bedenklich iſt es ihm übrigens, daß ſein Abſchied mit dem Abſchiede des württembergiſchen Volksfreunds, von deſſen Freundſchaft das württembergiſche Volk wenig verſpürt haben will, in Eine Zeit fällt. Er wäre, ſagt in einem beweglichen Abſchiedsgruße dieſer Freund, der ſehr wenig Leſer, und gar keine Freunde zählte, nun dem württembergiſchen Volke, ob ihn gleich daſſelbe noch weniger angehe, als das iſraelitiſche, lange genug von dem größten Nutzen geweſen, und er ſey daher um ſo weniger gemeint, ſich künftig für das Beſte deſſelben graue Haare, deren er längſt genug habe, wachſen zu laſſen, da eines Theils Papier, Federn und andere Schreib- und Druck-Erforderniße nicht nur ſehr hoch im Preiſe ſtänden, ſondern auch noch überdieß bezahlt werden müßten, und andern Theils nächſtens ſtatt des unberufenen Volksfreunds, wie er bey ſeiner Wahrheitsliebe ſich ſelbſt nennen müße, über hundert berufene ächte württembergiſche

Volksfreunde in Ludwigsburg erſcheinen, und leider ohne Zweifel durch ihre Zeitungen die ſeinige ganz und gar um ihr übrigens wohlverdientes Anſehen bringen würden.

So viele Augen auch das Volk zum Weinen beſitzt, ſo ſoll doch um den Volksfreund auch nicht Eine Thräne gefloſſen ſeyn, deſto mehr Thränen aber ſoll dieſer Kaltſinn ihm ausgepreßt haben.

Daß der überhaupt an mancherley Uebergänge gewöhnte Volksfreund ſich jetzt, wie einige behaupten, in einen Herrenfreund verwandeln wird, läßt ſich ſchon aus dem Grunde wohl glauben, weil er allein auf dieſem Wege zu einiger Geſchliffenheit, die ſelbſt das gemeine Volk an ihm vermißt haben ſoll, gelangen kann.

Uebrigens ſollte billig das Publikum die ohnehin tief genug gebeugte kaufmänniſche Seele des Ex=Volksfreunds, der ſeine Hoffnung, die Volks-Freundſchaft mit gutem Gewinn gegen Volksgeld umzuſetzen, auf das traurigſte ſcheitern ſehen mußte, durch Schadenfreude nicht noch tiefer beugen. Man weiß es wohl, daß er gar nicht Euer Held iſt, und daß Ihr ihn mancher Sünde zeiht. Aber

„Allen Sündern ſoll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr ſeyn!“

ſingt einer Eurer Poeten, den Ihr zu loben gar nicht müde werden könnt. Und Ihr wollt von dieſem General=Pardon bloß den Volksfreund ausgenommen wiſſen, der doch, wäre er wirklich

des Teufels, das Unglück bloß ſeiner ausſchweifenden Volksliebe zuzuſchreiben hätte? Verſpricht er nicht überdieß in wenigen ſpätern Blattern gut zu machen, was er in vielen frühern ſchlecht machte? Oder mit andern Worten, iſt er nicht der Mann, der, hätte er Köpfe abgeriſſen, ſie, um ſich allen Verdruß wegen der kleinen Uebereilung zu erſparen, wieder anſetzen würde, wenn er — könnte? Hört man endlich Manche ohne alle Scheu behaupten, das würtembergiſche Volk müßte dumm ſeyn, wenn es nicht tauſend Mahl klüger wäre, als der Volksfreund, der es klug machen wolle: ſo kann man den Volksfreund abermahl nur loben, daß er einem Volke, das tauſend Mahl klüger iſt, als er, und gar Nichts von ihm wiſſen will, ſeine Freundſchaft im eigentlichen Sinne des Worts aufdringt. Oder würde er etwa ſeinen Feinden beſſer gefallen, wenn er ſich mit einem dummen Volke befreundete?

Genug, Niemand könnte es dem württembergiſchen Volke verargen, wenn es ſich bloß wegen dieſes Volks-Jonathans, den es, wenn er gleich aufgehört hat, ihm gedruckte Freundſchafts-Proben zu — verkaufen, doch noch täglich an ſein Herz drücken kann, für das auserwählte Volk Gottes hielte, und es mag ernſtlich auf ſeiner Hut ſeyn, daß ſich nicht nächſtens ein Volk um das andere aufmacht, um mit ihm um den Beſitz eines politiſchen Erlöſers zu kämpfen, der ihm, ohne daß es wußte, wie ihm geſchah, und gleichſam im Schlafe, der Himmel weiß, ob auf einer Ofengabel, oder auf einem mit Fledermäuſen beſpannten Phaeton, zugeführt wurde.

Verbeſſerungen.

Vierter Theil.

Seite 197, Lin. 11, ſtatt: erhabene, l. m. heilige.

Fünfter Theil.

— — 75, Lin. 1, von unten, ſtatt: Viele, l. m. viele.
— — 1[illegible]6, Lin. 2, ſtatt: guten, l. m. gute.
— — 340, Lin. 4, von unt., ſtatt: Plutous, l. m. Plutus.
— — 4[illegible]5, Lin. 7, nach dem Wort: offenbaren, iſt das Komma wegzuſtreichen.
— — 429 Lin. 7, von unten, ſtatt: deren, l. m. denen.
— — 472, Lin. 2, von unten, ſtatt: ruchtbarſten, l. m. fruchtbarſten.
— — Ebendaſ. Lin. 1 u. 2, von unten, ſtatt: Peronen, l. m. Perſonen.

Sechster Theil.

— — 75, Lin. 3, von unten, nach: heirathet iſt ein Komma zu ſetzen.
— — 163, Lin. 6, von unten, ſtatt: ablegs, l. m. ablegſt.
— — 205, Lin. 3, ſtatt: ihre treuloſen, l. m. die treuloſen.
— — 207, Lin. 6, ſtatt: halbwahr, l. m. halb wahr.
— — Ebendaſ. Lin. 9, ſtatt: Geſtalten, l. m. Geſtatten.
— — 324, Die Ueberſchrift muß heißen: Bemerkungen über eine Stelle des Schillerſchen Gedichts: Die Künſtler.
— — 341, Lin. 3, nach: überheben, iſt ſtatt des Fragzeichens ein Punctum zu ſetzen.
— — 401, Lin. 6, von unten, ſtatt: Jedem, l. m. Indem
— — 428, Lin. 3, von unten, ſtatt: das Recht, l. m. das ausſchließende Recht.
— — 431, Lin. 10, ſtatt: Patent, l. m. Talent.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weisser, Friedrich Christoph,

Friedrich Weisser's sämmtliche prosaische Werke

Bd.: 6

Stuttgart 1822

P.o.germ. 1568 g-6

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122969-1